



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

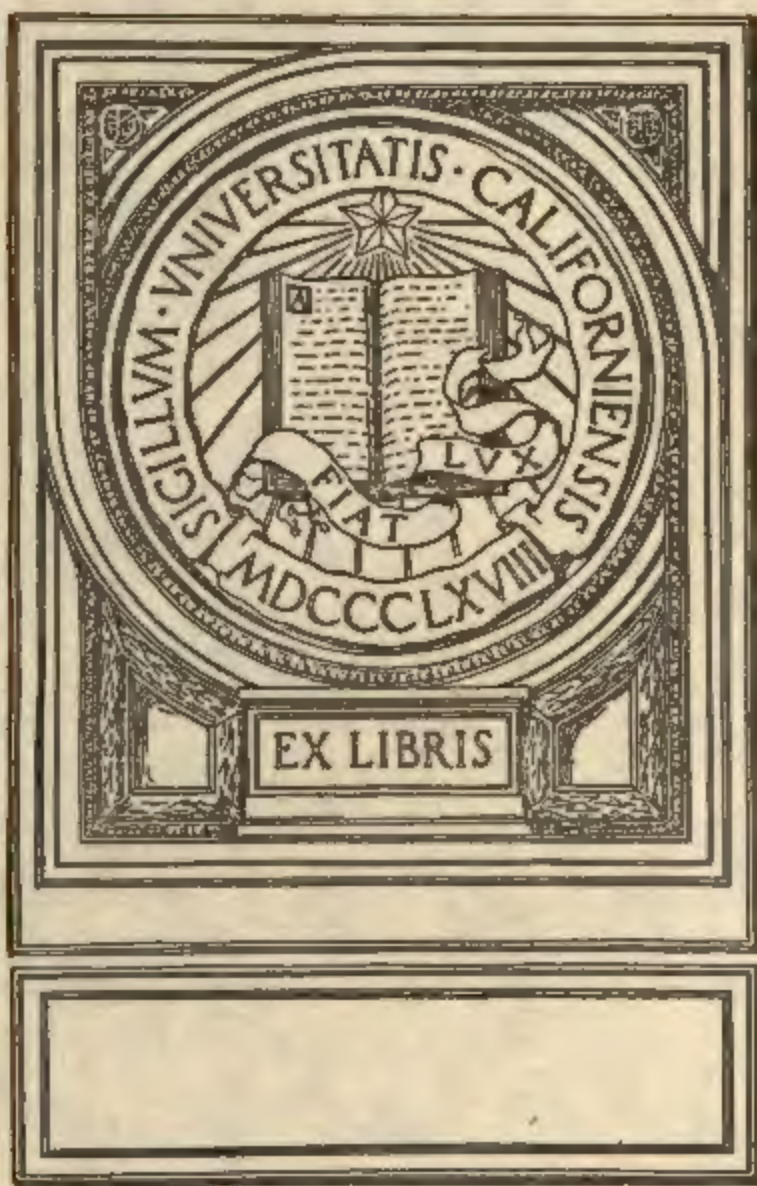
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

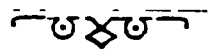
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





2.60

Sonntagskind.



Sonntagskind.

Roman in sechs Büchern

von

Friedrich Spielhagen.

Erster Band.

Dritte Auflage.

Leipzig.

Verlag von L. Staackmann.

1893.

PT 2519
56
1873
v. 1-2

Erstes Buch.



Erstes Kapitel.

Durch den Wald schlenderte lässig ein schlanker Knabe. Die Sommer Sonne hatte nur noch zwei Stunden zur Mittagshöhe; aber da, wo der Knabe eben hinstrich, ragten die Tannen so gewaltig, daß nur hier und da ein rötlicher Strahl durch das breite Geäst bis zum Boden kam, in dessen dickem Moosteppich noch die Tropfen vom Nachttau glitzerten. In dem weiten Revier kein Laut als das ununterbrochene Summen der Schlupfwespen und dann und wann ein feierlich dumpfes Rauschen des Windes in den höchsten Wipfeln, oder das Knacken eines trockenen Zweigleins unter den Füßen des Wandernden. Auch die Rehe, die ein paarmal mitten auf dem Wege standen, machten kein Geräusch, wenn sie bei seiner Annäherung mit einem Satz über den Graben an der Seite im Dickicht verschwanden; und der Knabe fuhr ein wenig zusammen, als jetzt dicht neben ihm in dem Unterholz ein schnaufendes Grunzen erschallte und aus

dem Gestrüpp der dicke Kopf eines Wildschweins ragte. Aber das Tier war erschrockener als er selber, und er hörte es alsbald eilig durch die Büsche brechen, sah auch noch ein paar von dem Wurf, die eiligst der Mutter nachgaloppierten. Er wunderte sich, wie das Tier hierher kam. Es war offenbar aus dem Saupark ausgebrochen, dessen Entfernung von dieser Stelle doch eine gute Stunde Weges betrug. Er wollte nicht vergessen, es dem Vater zu melden, sobald er nach Hause kam. Wenn ein anderer Förster die Entdeckung machte und es dem Herrn Grafen hinterbrachte, bekam der Vater Schelte. Ja, wer weiß? vielleicht verlor er darüber seine Stelle. Dem Vater würde wenig daran gelegen sein, aber die gute Mutter! Sie war schon jetzt immer so traurig. Und dann? dann würde es kommen wie damals, als sie aus der thüringischen Försterei wegziehen mußten bis hierher in das halb polnische Land, hart an der russischen Grenze.

Früher hatte er ein paar Namen der Orte gewußt, wo sie Halt gemacht auf dem endlosen Wege, oft nur für einige Tage, manchmal nur für eine Nacht. Jetzt hatte er die Namen vergessen. Nur die schrecklichen Wirtshäuser, die hatte er nicht vergessen. Da hatte der Vater unten in dem Qualm und Lärm der Wirtsstube gefessen, und die Mutter und er hatten oben in der Dachkammer, durch deren Wände der Winterwind pff, gehockt und gefroren und gewartet, bis der Vater —

Der Knabe stand still, holte ein paarmal tief Atem und strich sich mit der Hand über die Stirn, von der er die Mütze abgenommen.

Aber die Erinnerung an die schlimmste Zeit seines jungen Lebens währte nicht lange; dann hatte ihn wieder der Wald in seinen Zauber eingesponnen. Das war alles so wie in seinen Märchenbüchern, nur viel schöner. Er wunderte sich, wie er früher — es kam ihm wie eine Ewigkeit vor, aber es mochte kaum ein oder zwei Jahre her sein — die Bilder in den Büchern hatte bewundern können: die dicken, gelben Sonnenstrahlen, das Gras, das so lächerlich grün war, die Bäume, die nirgends im Walde wuchsen, und die Menschen und die Tiere — o! er wußte jetzt besser, wie Menschen und Tiere aussehen. Und die Hexen — pah! es gab keine, wenn die dummen Leute im Dorf auch noch daran glaubten, und die alte Kubizka wirklich wie eine richtige Hexe ausah mit den triefenden roten Augen unter dem zottigen, grauen Haar. Freilich, wenn es keine Hexen gab, gab es auch keine Feen. Das war schade Feen thun so viel Gutes an armen, verlassenen Jungen, die sich im Walde verirrt haben, oder sonst in Not sind. Und dann sind Feen so schön! Sie haben wundervolles Haar, das, wenn sie es aufmachen, wie ein Mantel um ihre Schultern fällt und in der Sonne wie eitel Gold glänzt. Und große braune Augen, in denen man manchmal sein eigen Gesicht ganz klein, aber

ganz deutlich wie in einem Spiegel sieht; und so kleine zierliche Füßchen und Händchen, wie — Isabel.

Über des Knaben ernstes Gesicht flog ein Lächeln. Ja, wahrhaftig: wie Isabel! Wenn es jemals Feen gegeben hat, oder geben könnte, so müßten sie wie Isabel aussehen. Wie schade, daß sie heute wieder einmal aufs Schloß gemußt! Konnte denn die Komtesse nicht ohne Isabel sein? Sie hatte doch einen Bruder, und er — er hatte niemand, mit ihm durch den Wald zu laufen, als Isabel. Gerade heute, am Sonntag. Nun würde sie wieder bis zum Abend im Schlosse bleiben und vornehm auf der Chaussee zurückgefahren kommen, während es doch zu Fuß durch den Park und hier durch den Wald ebenso nahe war. Freilich die gestrenge Muhme Anna würde ja auf alle Fälle bei ihr sein, und da war es doch das rechte Vergnügen nicht, das erst anfang, wenn er und sie allein waren im Walde. Oder in der Schulstube! Ihre Arbeiten zu morgen hatte sie gewiß nicht gemacht. Nun, er würde sie ihr machen — wie gewöhnlich. Und morgen war Montag. Da hatte es keine Not: Montags kam der Herr Pfarrer immer ein bißchen spät aus dem Bett — manchmal auch gar nicht. Wie sollte das werden, wenn er zu Michaelis nach L. in die Schule mußte? Wer würde da Isabel die Arbeiten machen?

Der Knabe hatte sich so tief in diese Gedanken eingespinnen, daß er verwundert aufblickte, als er plötz-

lich am Rande des Hochwaldes stand. Ein breiter, mit zerstampften Kohlenresten trocken und glatt gemachter Fahrweg führte hier durch den Wald zu dem Saupark und den Hirschgehegen — nur für den Herrn Grafen und seine Gäste. Jenseits des Weges war ein mächtiges Biered zwanzigjähriger Tannen, von dem schon über ein Drittel abgeholzt war. Was noch stand, würde bald denselben Weg gehen, da geradeaus in die Cellulosefabrik, deren mächtiger Schornstein trozig mitten in der breiten Schneise stand, noch immer hoch aufragend, obgleich es ein paar tausend Schritte bis dahin war. Die Stätte sah wüßt aus. An einzelnen Stellen hatte man bereits angefangen, die Wurzeln der geschlagenen Bäume auszuroden. Das Erdreich, das ihnen Schutz und Nahrung gewährt, war aufgewühlt und sie streckten nun die entblößten, wirren Fasern fläglich in die heiße, trockene Luft. Wo die Stumpfe noch standen, war es nicht besser. Jeder Stumpf war eine schlanke, kerzengerade Lanne gewesen, wie die da hinten ragten, des Todes harrend. Bis zum Herbst würde der ganze Schlag abgeholzt sein, hatte der Vater gesagt und fürchterlich auf die Fabrik geschimpft. Er schimpfte freilich auf alles; aber mit der Fabrik hatte er recht. Die war schlimmer als die schlimmsten Dgrees in den Märchen, mit ihrem ewigen Gepfauche: immer her! immer her! ich fresse euch alle; ich fresse den ganzen Wald. Immer her! immer her!

Und da war der Knabe, der vorhin so vornehm

über die kindischen Bilder in den Märchenbüchern gelacht hatte, im besten Märchendichten. Die Fabrik war das Schloß, in dem der böse alte Zauberer hauste, der vom Morgen bis zum Abend schnaufend und feuchend Tannen fraß zum Ärger des jungen Prinzen, dem der Wald gehörte, und der den Wald so liebte, weil am Tag die Sonne so schön darin schien und des Nachts im Mondenschein auf den Wiesen die Feen tanzten. Von denen aber war die eine — die Prinzessin mit den goldenen Haaren und braunen Augen — seine Braut. Die konnte nur im Walde leben, und wenn der Dgre den Wald auffraß, mußte sie jämmerlich sterben. Und daß dann auch er vor Gram und Herzeleid sterben würde, wußte er nur zu gut. Da blieb ihm keine Wahl. Er mußte sich den Weg in das Schloß bahnen und den Dgre töten. Das war aber ein schweres Stück. Denn —

Und weiter und weiter phantasierte der blasse Knabe sich immer tiefer in seinen Märchentraum spinnend, in dem alles greifbare Gestalt anzunehmen schien: der Dgre und der Prinz und die Fee, besonders die letztere, was freilich kein Wunder war, da er bei ihr nur immer an Isabel dachte. Daß er währenddessen die Halde mit den Baumstumpfen überschritten hatte und längst auf der anderen Seite, wo wieder der Hochwald ragte, am Fuße einer hundertjährigen Riesentanne im dichten Moose lag — er wußte es nicht. Er wußte nur, daß der Prinz im Walde zu der

Fee betete, sie möge ihm ausnahmsweise bei Tage erscheinen, denn er könne nicht bis zum Abend und Mondenschein warten. Und er müsse ihr doch sagen, daß, wenn er bei dem Sturm auf die Burg sterben sollte, er für sie gestorben und sie sein letzter Gedanke gewesen sei. Aber, wie sehnend der Prinz auch die Arme breitete, und wie heiß er auch flehte und die Schöne mit den süßesten Schmeichelnamen rief, sie wollte nicht erscheinen, trotzdem er wußte, daß sie jedes seiner Worte hörte, gerade wie er ihr mutwilliges, leises Lächeln. Und plötzlich hatten sich zwei weiche Händchen über seine Augen gelegt, und eine süße, wohlbekannte Stimme fragte neckisch: wer bin ich?

Zweites Kapitel.

Er war nicht im mindesten erschrocken: es gehörte ja zum Märchen. So sagte er ruhig: Du bist die Fee Habel; und wahrlich, Du kommst zur rechten Zeit, denn heute Nacht muß es geschehen.

Und Du bist mein närrisches Sonntagskind, das am hellen Tage träumt, sagte das lachende Stimmchen hinter ihm. Zugleich waren die Händchen von seinen Augen weggezogen und er wandte sich.

Ich träume nicht, sagte er.

In Wahrheit wußte er aber nicht, ob er wache, oder träume. Denn so, wie sie da stand, hatte er sie eben in seines Geistes Auge gesehen: dieselben braunen Strahlengaugen, dasselbe goldene Haar, gleißend in dem Streifen Sonnenlicht, der den Scheitel traf. Nur das weiße Kleid mit dem roten Gürtel stimmte nicht ganz — Feen tragen nur mondscheinblaue, gürtellos wallende Gewänder. Das brachte ihn zur Besinnung. Dazu der gelbe Strohhut, den sie, um ihm die Augen zuhalten zu können, neben sich auf das Moos geworfen. Mit gelben Strohhüten haben Feen ein für allemal nichts zu schaffen. Da war es denn freilich

Klar: er hatte wieder einmal am hellen Tage geträumt. Sonntagskind! Nun ja, er war eines — die Mutter hatte es gelegentlich, nicht ohne Stolz, ausgeplaudert. Seitdem neckte ihn Isabel beständig damit, wenn er, wie eben, etwas gesagt oder gethan, was ihr wunderbar schien und ihren allzeit bereiten Spott wach rief, den er sich sonst so gern, ach! so gern gefallen ließ. Aber heute, in seiner halb feierlichen, halb eifersüchtigen Stimmung, war ihm der Spott empfindlich. So sagte er denn mit dem Versuch, eine strenge Miene zu machen:

Du bist doch nicht gar mit den aufgelösten Haaren im Schloß gewesen?

Er war ein wenig auf die Seite gewichen, damit sie den vollen Schatten des Stammes haben möchte. Aber sie blieb stehen, und um den feingeschnittenen Mund zuckte blitzschnell ein Lächeln. Jungen sind aber auch zu dumm! Ahnte der nicht, daß sie erst, als sie ihn unter der Tanne liegen sah, ihre Haare aufgeflochten hatte, weil ihr plötzlich ein Sonntagmorgen im vorigen Sommer eingefallen war. Er kam, sie in den Wald zu holen. Base Anna hatte gerade angefangen, ihr das ausgekämmte Haar zu flechten, und er hatte dabei gestanden, verschämt, nicht wissend, wo er die großen blauen Augen lassen sollte, die sich doch immer wieder verstohlen zu ihr wandten.

Hätte sie gewußt, wie schön sie der Knabe fand, ihr eitles Herz wäre zufrieden gewesen. Aber er

blickte zur Seite, das Moos auf der Stelle, die er ihr zugedacht, mit der rechten Hand glättend und seine Frage wiederholend. Sie machte ein Mäulchen, kauerte neben ihm hin, fuhr mit dem Zeigefinger durch ihr Haar, es so in zwei Teile scheidend, und begann die rechte Hälfte zu flechten. Als der dicke Zopf fertig war, warf sie ihn in den Nacken zurück, lächelte jetzt offen den Gefährten an und sagte: Ach, das hat gut gethan! Es war mir so heiß! So, nun flechte Du weiter!

Der Knabe wurde dunkelrot.

Ich glaube, ich verstehe es nicht, sagte er zaghaft. So versuche es!

Er that, wie sie geheißen; aber kam mit den zitternden Händen nicht eben weit.

Du kannst doch rein gar nichts, sagte sie, sich ihm entziehend. Und dann, während ihre kleinen weißen Finger geschickt in den Haaren nestelten, und er traurig vor sich niederblickte:

Die Herrschaften waren ausgefahren — zum Besuch bei Graf Reichenbach — für den ganzen Tag. Wir sind gleich wieder umgekehrt; nur die schwarzen Schwäne im Teich habe ich noch gefüttert. Schon seit einer Stunde sind wir wieder hier. Ich habe bei Euch zu Hause nach Dir gefragt. Deine Mutter sagte: Du wärest im Wald. Da bin ich Dir auf gut Glück nachgelaufen.

Sie hatte jetzt auch den zweiten Zopf fertig und

gab dem Gefährten mit der Spitze desselben einen leichten Schlag auf die Hand.

Sonntagskind, sagte sie, ich sollte Dir eigentlich böse sein, daß Du mir zutrauen konntest, ich wäre mit aufgelösten Haaren in das Schloß gegangen. Du bist auch sonst heute gar nicht nett zu mir. Willst Du mir wenigstens meine Aufgaben zu morgen machen: den Aufsatz und die dummen Exempel?

Er wollte antworten: ich mache sie Dir doch immer. Das deuchte ihm ungroßmütig. So sagte er nur: herzlich gern; aber —

Was?

Ich habe noch eben daran gedacht.

Woran? Laß Dir doch nicht alles so abfragen!

Wie es werden soll, wenn ich Michaelis nach T. auf die Schule komme. Warum lachst Du?

Du machst ein so komisches Gesicht. Das ist doch nicht schlimm: auf die Schule! Das muß doch sehr amüßant sein. Und hier ist es so langweilig! Nun, ich werde auch nicht immer hierbleiben.

Du meinst, wenn Du aufs Schloß kommst. Ja wollen sie Dich denn wirklich da?

Ob sie mich wollen! Natürlich wollen sie mich. Aber es fragt sich, ob ich will.

Sie hatte sich an den Stamm zurückgelehnt und tippte mit halbgeschlossenen Augen die Spitzen ihrer Finger gegeneinander. Er blickte sie erwartungsvoll, ängstlich von der Seite an.

Denn siehst Du, fuhr sie in einem belehrenden Tone fort, der dem vierzehnjährigen kleinen Ding wunderbarlich genug stand, es ist nicht alles Gold was glänzt. Natürlich werde ich dort immer neue Kleider haben und in dem Ponywagen mit der Komtesse ausfahren und mich überhaupt prächtig amüsieren. Und dann bin ich Muhme Anna los, die mit jedem Tage unausstehlicher wird, und mit dem Onkel wird es auch immer schlimmer. Männer, die trinken, sind abscheulich: sie haben so wässerige Augen und riechen so nach Wein und Cigarren. Auf dem Schlosse betrinkt man sich nicht. Und Du glaubst gar nicht, wie schön es da ist — Du bist ja noch nie da gewesen, Du armer Junge, und wirst wohl auch niemals hinkommen und Dir das alles nur so träumen müssen. Das verstehst Du ja. Aber, so schön, wie es ist, Sonntagskind, das kannst Du dir doch nicht träumen. Ich sage Dir: so große hohe Säle mit wunderschönen Bildern an den Wänden in so breiten goldenen Rahmen! und die Tapeten von Seide — wahrhaftig, Du magst es glauben oder nicht: von bunter Seide, in die auch wieder Bilder gestickt sind! Und ich werde in einem Zimmer allein schlafen neben Komtesse Sibylle und Armand will mich reiten lehren —

So ging es noch ein paar Minuten fort mit großer Zungenfertigkeit, während die braunen Augen heller und heller erglänzten. Aber Justus hörte nur noch dann und wann ein Wort. Armand wollte sie reiten

lehren! Armand — das war der junge Graf. Im Leben hatte er ihn noch nicht anders nennen hören, als „der junge Herr Graf“, oder etwa: „der junge Graf“. Und sie sagte so ohne weiteres: Armand, wie sie Justus gesagt haben würde! Das schnitt ihm ins Herz; er wußte nicht warum; es kam ihm nur so seltsam unheimlich vor. Oder war es, daß sie, während sie sich die Herrlichkeiten des Lebens auf dem Schlosse ausmalte, nicht ein einzigesmal an ihn dachte, und was aus ihm werden sollte, wenn er denn wirklich niemals auf das Schloß kam? er, der noch eben hatte für sie sterben wollen im nächtlichen Kampf mit dem schrecklichen Ogre beim roten Licht der Fackeln auf dem Hof des Zauberkastells? Eine wunderliche Empfindung wallte ihm in der Brust auf und stieg bis in die Kehle, die wie zugeschnürt war, und die Augen wurden ihm heiß, aber er biß die Zähne tapfer aufeinander und sagte, noch halb durch die Zähne, mit einer Stimme, die ihm seltsam klang, als wäre es gar nicht seine eigene:

Du sollst Dich meiner nicht zu schämen haben. Ich will auch fort aus dieser Polarei in die Welt zurück, wo es nur Deutsche giebt und wo wir hergekommen sind. Da will ich etwas werden, etwas —

Was denn?

Vor ein paar Minuten würde ihn die Frage in schwere Verlegenheit gesetzt haben; in der verzweifeltsten Stimmung, in der er war, fürchtete er sich vor nichts.

Etwas ganz Großes, rief er, ein berühmter Mann, wie, wie — Schiller. So etwas wie die Räuber kann ich auch schreiben. Ich habe sogar schon angefangen — zwei Akte, und jetzt bin ich im dritten.

Sie lachte nicht, wie er es schon im Geiß gehört. Sie blickte ihn starr mit großen, glänzenden Augen an:

Wahrhaftig, Sonntagskind?

Wahr und wahrhaftig. Ich wollte es Dir nur nicht sagen, bis ich fertig wäre.

Aber dann liest Du es mir vor!

Gewiß! darum nur schreibe ich es ja.

Du guter, lieber Junge!

Sie hatte ihn, der jetzt vor ihr stand, an beiden Händen ergriffen und wieder an ihre Seite in das Moos gezogen.

Ach, das ist prächtig; rief sie. Du wirst also ein Dichter. Und weißt Du, was ich werde? Schauspielerin! Das ist gar nicht so schwer, wenn man dazu geboren ist. Ich hab's Dir, glaube ich, noch nicht erzählt: vorigen Sonntag im Schloß — wir führten eine Charade auf — weißt Du, was das ist? — na, es schadet nichts — und da sagte die Frau Gräfin zu Miß Brown, — das ist die neue englische Erzieherin — ich sollte es nicht hören, aber hörte es ganz deutlich: sie ist die geborene Schauspielerin. Und Muhme Anna sagt alle Augenblicke: Du bist eine Komödiantin. Und, weißt Du, Komödiantin und Schauspielerin, das ist ganz dasselbe. Sie will mich eigentlich damit ärgern;

aber ich ärgere mich gar nicht darüber: ich finde es wunderschön, wenn man eine Komödiantin ist und immer Prinzessinnen spielt und seidene Kleider trägt.

Justus war nicht ganz sicher, daß Schauspielerinnen nur Prinzessinnen zu spielen haben und immer seidene Kleider tragen; aber die braunen Augen leuchteten jetzt so herrlich dicht vor seinen Augen, und die roten Lippen lächelten so stolz im Vorgefühl all der Triumphe, welche die Zukunft bringen würde, — er hatte nicht den Mut, einen Zweifel laut werden zu lassen. Und natürlich, wenn er ein Dichter wurde und sie Schauspielerin, so würden sie immer beisammen sein. Auf einmal fiel ihm schwer auf die Seele, was sie da vorhin von dem Schlosse gesagt hatte, wohin sie nun bald kommen werde.

Wenn sie Dich nun nicht wieder weglassen? sagte er.

Sie verstand ihn sogleich.

Nun, sagte sie, wohlgefällig lächelnd; schwer wird es halten. Sie mögen mich alle so gern! Aber so schnell geht das ja auch nicht — mit dem Schauspielerinwerden, meine ich. Ich muß doch noch ein bißchen wachsen — nicht viel, nur ein bißchen. Meinst Du nicht?

Sie war in die Höhe gesprungen; er hatte sich auch schnell erhoben, und sie maßen sich gegenseitig. Er war nicht groß für seine sechzehn Jahre und doch einen Kopf größer als sie. Und dann; Feen können und müssen so klein und zierlich sein; aber Schauspielerinnen —

Nun ja, ein bißchen! sagte er zögernd.

Gar nicht viel! sagte sie.

Nein, gar nicht viel! wiederholte er flüchtig.

Also das ist abgemacht; rief sie, Du wirst ein Dichter, Sonntagskind, und ich werde Schauspielerin. Hand darauf?

Sie hielt ihm ihre kleine Hand hin, nach der er mit beiden Händen griff.

Du bist eigentlich doch der beste Junge von der Welt, sagte sie, ihr Gesicht ganz nahe an das seine bringend, und heute hast Du auch Deinen hübschen Tag. Nun? — Gott, ihr Jungens seid auch zu dumm!

Sie hatte ihm lachend einen Kuß gegeben; er stand da glücklich, dunkelrot, unsäglich albern.

So! sagte sie; nun wollen wir nach Hause. Und heute Nachmittag kommst Du und machst mir meine Aufgaben: den Aufsatz und die dummen Exempel!

Drittes Kapitel.

Während die beiden im Walde sich so ihre Zukunft ausmalten, hatte die Försterin Arnold still ihre Wirtschaft besorgt, und dabei waren ihre Erinnerungen weit zurück in die Vergangenheit geschweift. Sie wußte nicht, weshalb ihr solche Erinnerungen so mächtig gerade an Sonntag Vormittagen kamen. Von der Stille ringsumher konnte es nicht sein: es war auch an den Wochentagen in diesen Stunden kaum minder still. Die vier Hühner auf dem kleinen Hinterhofe gackerten dann gerade so; die Bienen aus den beiden Bienenstöcken in dem dürftigen Gärtchen summten, und aus den großen Buchen vor dem Hause kam ein gelegentlicher Vogellaut — gerade so wie heute. Und Arnold war sonst die Vormittage ebensowenig zu Hause, nur daß er sie an den Wochentagen im Revier und des Sonntags im Wirtshause verbrachte. Justus war wohl oft da, wenn er die Lehrstunden, die ihm jeden Tag, einige zusammen mit Jabel, der Herr Pfarrer gab, hinter sich hatte; aber dann saß er in seinem Kämmer-

chen über der Arbeit und störte sie nicht. Er störte sie auch nicht, wenn er bei ihr war, der liebe Junge, ihr einziges, ihr Sonntagskind! Aber gerade des Sonntags, da sah sie es gern, wenn er, wie heute, in den Wald gelaufen und sie mutterseelenallein war.

Vielleicht weil ihr dann manchmal Gedanken kamen, wie sie ihrem zarten Gewissen für eine Mutterseele nicht schicklich deuchten, und die sich doch so gewaltsam zudrängten, daß sie sie beim besten Willen nicht wegweisen konnte.

So war es heute Morgen. Es erfaßte sie eine unbezwingliche Begier, zu thun, was sie lange, lange nicht gethan. Mit einer Hast, die ihre feinen, welken Hände zittern machte, beendete sie in der Küche die Vorbereitungen zum Mittagessen, schob die paar Töpfe so weit vom Feuer, daß, wenn Arnold nach Hause kam, alles in wenigen Minuten fertig sein konnte; warf in dem Wohnzimmer noch einen Blick auf den Tisch, den sie schon vorhin gedeckt hatte und schlich auf den Fußspitzen in Justus Kammer, dessen kleines Fenster nach dem Garten ging. Da stand ein alter Schrank, in dem allerlei alter Kram hing und lag; und da, wo keiner es suchen würde, unter einem Padden Zeugsegen, die sie zum Flicken brauchte, hatte sie es verborgen: ein kleines schwarzes, schmuckloses Kästchen. Das Schlüsselchen lag wieder wo anders: ganz unten am Boden des Schrankes in einer dunkelsten Ecke. Die tastenden Finger konnten es nicht alsbald finden, und ihr Herz begann

heftig zu schlagen. Aber, da war es doch — Gott sei Dank! Sie trug das Kästchen nach Justus kleinem Arbeitstisch am Fenster, setzte sich auf den Stuhl davor, holte noch einmal tief Athem und schloß das Kästchen auf. Da lag ihr Schatz: dreizehn Briefe, sämtlich in den Couverts, mit der Adresse „An Fräulein Louise Pfeiffer in K!“, dazu eine Photographie in kleinem Format und ein kleines gefaltetes Papier, das sie zuerst öffnete, um wehmütig die aschblonde Locke zu betrachten, die es enthielt. Es war aber ursprünglich keine Locke gewesen, sondern, jetzt durch das hellblaue Seidenbändchen zusammengehaltenes, schlichtes Haar, wie es dem jungen Manne, den die Photographie darstellte, in der Mitte gescheitelt, fast auf die Schulter herabgehangen hatte. Der junge Mann im Bilde trug eine Brille und hatte ein bartloses, feines Gesicht mit dem Ausdruck großer Güte. Und ein guter, seelenguter Mensch war es gewesen, und hatte die jüngste Tochter seines alten fränkischen Pastors, dem er während eines halben Jahres als Beistand zugeordnet gewesen war, so geliebt! Das sagten die Briefe, die der junge Pfarrer aus dem entfernten Städtchen an sie geschrieben in einer sauberen, zierlichen Hand, welche sich immer gleich blieb, auch in dem letzten von den ersten zwölf, trotz ihres verzweifelten Inhalts. Nicht ganz verzweifelt. Er wußte ja, es war Gottes Rathschluß, der ihm diese entsetzliche Prüfung auferlegte, um seine Seele zu läutern!

Dann kam der dreizehnte Brief. Die Handschrift war weitaus nicht mehr so klar, wie die der früheren, besonders die Unterschrift, eigentlich schon unleserlich. Er war sehr kurz und lautete: „Gott der Herr ruft mich zu sich in sein ewiges Reich. Sein Wille geschehe! Ich habe in diesen Tagen der großen Schmerzen nur ein Gebet gehabt, daß, wenn einst Deine Stunde kommt, die der Herr noch lange hinausschieben möge, wir uns wiedersehen da, wo keine Ehen geschlossen werden. So denn segne und behüte Dich der Herr und gebe Dir Frieden!

Dein bis in den Tod getreuer

Hermann August Bürger.“

Die Frau hatte diesen letzten Brief zu den anderen gelegt, das Päckchen mit dem zermürbten, schwarzen Bande zusammengebunden und das wieder verschlossene Kästchen zu seinem früheren Versteck im Schrank zurückgetragen, auch das Schlüsselchen an seine alte Stelle in der dunklen Ecke gelegt. Dann kam sie langsam zu dem Tischchen am Fenster zurück, ließ sich müde in den Stuhl sinken, legte die flachen Hände gegen das bleiche Gesicht und weinte lange bitterlich. Mein, in den Tod hatte sie den guten Menschen nicht getrieben! Er war ja immer so fränklich gewesen und hätte auch wohl nicht länger gelebt, hätte sie ihr Gelöbniß gehalten. Aber daß sie es nicht gehalten! Daß sie die Herzlosigkeit gehabt, eine so große Liebe zu mißachten,

die Grausamkeit, den gläubig Vertrauenden ein halbes Jahr lang, während dessen ihr Herz bereits dem anderen gehörte, mit trügerischen Worten hinzuhalten, um ihm vier Wochen vor der angesetzten Hochzeit den Absagebrief zu schreiben, — wie konnte ihr das Gott im Himmel je vergeben! Hatte er es doch jetzt schon hier auf Erden an ihr gerächt! so hart gerächt! Was war aus der Glückseligkeit geworden, die sie sich an der Seite des schönen Mannes geträumt, in den alle Mädchen zwei Meilen in der Stunde verliebt gewesen waren! Und hätte sie ihn doch wenigstens glücklich machen können! Vielleicht, wenn sie kräftig und hübsch geblieben wäre, anstatt daß sie angefangen zu kränkeln, gleich nachdem Justus geboren, und jetzt mit ihren fünfunddreißig Jahren bereits eine alte Frau war, — vielleicht! Aber er wäre wohl mit keiner glücklich geworden, der wilde Mensch, der mit aller Welt in Unfrieden lebte, zumal mit seinen Vorgesetzten, die er so tief unter sich glaubte, als wären sie die Untergebenen, und er sei der Herr Graf. Und was galt der Herr Graf ihm, dem vorher sein Herzog nichts gegolten hatte! Der Herzog, den er für seinen Vater hielt! Das war die Quelle seines ganzen Unglücks: diese Vaterschaft, die niemals bewiesen, niemals zu beweisen, niemals anerkannt und ganz gewiß ein leeres Geschwätz war: ein Märchen, daß man dem Unglücklichen einge-redet, oder er sich selber eingeredet hatte. Er ähnelte dem Herzog — das war ja richtig; alle Leute sagten

es; und einer, oder der andere wollte sich erinnern, daß der Herzog bei seinen Jagden mit Vorliebe bei der hübschen Frau Försterin auf dem Nonnenkopf Einkehr gehalten. Was bewies das? Die Ehe der Försterleute war eine durchaus glückliche gewesen; nie hatte der Mann sich über die Frau beklagt, nie hatte die Frau von ihrem Manne anders als mit Wohlwollen und Liebe gesprochen. Und was doch wohl für jeden Unbefangenen überzeugend sein mußte: der Herzog hatte nach dem Tode von Arnolds Vater wohl dem Sohne die Försterstelle gelassen; aber ihm nie ein besonderes Zeichen seiner Gunst gegeben. Im Gegenteil, war ihm wiederholt wegen seines widerspenstig trozigen Wesens barsch begegnet, und hatte, als Arnold wieder einmal mit seinem Oberförster in Streit geraten war, gegen ihn entschieden, und daß er auf der Stelle fortzuschicken sei, mit der ausdrücklichen Bestimmung, er dürfe niemals wieder in die herzoglichen Dienste aufgenommen werden. Nein, so handelt kein Vater an seinem Sohne, auch wenn ihm der Sohn unbequem oder gar verhaßt ist! Für Arnold freilich war es ein zwingender Beweis gewesen, daß der Herzog sein Vater sei; und hatte er es den Leuten schon vorher schwer gemacht, mit ihm auszukommen, so machte er es ihnen jetzt schier unmöglich. An ihm hatte man sich versündigt, wie noch an keinem Menschen auf der Welt! Der Sohn des reichen Mannes, der mit seinen Schweinen aus dem Troge essen mußte, er war ein Taugenichts

gewesen! Was aber hatte er gethan, ein solches Schicksal zu verdienen?

Was er gethan hatte? was er noch jeden Tag that! —

Die Frau ließ die Hände von dem Gesicht sinken; ein bitteres Lächeln zuckte um ihre Lippen. In ihres Vaters Pfarre war es gewiß recht einfach und die Försterei auf dem Nonnenkopf sicher kein herzogliches Schloß gewesen. Aber die Armseligkeit hier in diesem Hause, das mehr Hütte als Haus und mehr Stall als Hütte und jedenfalls eine Ruine war, die den Bewohnern über den Köpfen zusammenzubrechen drohte! Der Graf war ein harter Herr und kümmerte sich nicht um das Wohl seiner Leute. Wer hatte es so weit kommen lassen, daß man den Dienst bei dem harten Herrn noch als eine Gnade des Himmels empfinden mußte, der die armen umgetriebenen Hauslosen nicht hinter der Hecke am Wege enden lassen wollte! Und wie lange würde es hier noch währen!

Sie fuhr von dem Stuhle in die Höhe und irrte, die Hände ringend, in der Kammer hin und her. Was aus ihr selbst dann wurde — lieber Gott, wie lange konnte es denn mit ihr noch währen, wenn der alte Doktor in T. ihr auch immer wieder Mut einzusprechen versuchte? Sie mußte es besser: es hatte schon zu lange an ihrem Herzen genagt. Aber ihr Justus! ihr armer Justus! den der Vater haßte, weil er gut und sanft war und seine unglückliche Mutter liebte! Ach,

wie er sie liebte! und wie sie ihn liebte! ihr Einziges, ihr Alles auf dieser weiten, öden Welt! Wäre er nur erst durch die Schule! dann hätt's ja gehen mögen; dann würde er, der so gut und brav war, schon eher seinen Weg durch's Leben finden! Wußte sie doch von ihrem Vater, daß er mit keinem Pfennig in der Tasche auf die Universität gegangen war, und Gott, der den hungrigen jungen Raben Speise giebt, hatte ihn nicht verlassen! Aber bis dahin, wie lange noch! Wenn Arnold im Amte und sie am Leben blieb und so weiter sparen durfte — wieviel war's doch jetzt?

Noch einmal mußte der alte Schrank seine Geheimnisse offenbaren. Diesmal war's in einem oberen Schubfach und der Hüter des Schatzes ein austrangierter Wollstrumpf; hundertneunundfünfzig Mark! richtig! sie hatte ja die fünf, die sie am vorigen Sonnabend von dem Kaufmann Löß in L. für die letzte Stiderei erhalten, schon dazugelegt. Und für zweihundert jährlich wollte der Löß den Jungen zu sich in's Haus nehmen. Aber um diesen Schatz zusammenzubringen, hatte sie vier Jahre gearbeitet, und war so viel kräftiger gewesen, daß sie halbe Nächte hatte durcharbeiten können, bis Arnold aus dem Wirtshaus kam. Wenn sie nun nicht mehr arbeiten konnte! Arnold würde für den Jungen keinen Groschen haben. Die paar Thaler Zulage, die ihm der Herr Oberförster halb und halb versprochen, würden dahin wandern, wohin das andere auch wanderte. Und zu versehen

und zu verkaufen fand sich nichts mehr; auch dafür hatte Arnold gesorgt.

Gab es denn keinen Gott im Himmel, der sich ihrer in ihrer großen Not erbarmte? Hatte sie ihre Schuld noch immer nicht abgebußt durch das grenzenlose Elend all dieser Jahre? Konnte der Allerbarmherzigste die Schuld der Mutter rächen an dem unschuldigen Kinde? Sie betete ja nicht für sich, nur für ihr Kind! nur für ihr Kind!

Sie war an dem Stuhle auf die Kniee gesunken und, die Lehne umflammernd und das Gesicht auf die Hände drückend, betete sie inbrünstiglich. Da schlug Waldmann, der Töfchelhund, der sich im Hofe sonnte, einmal scharf an. Sie fuhr empor. Arnold oder Justus konnten es nicht sein. Da hätte Waldmann nicht laut gegeben. Auch kein Fremder, da würde er wütend gebellt haben. Wohl jemand aus dem Pastorhause: Isabel, oder die Muhme, oder beide.

Mir scheint, es ist niemand hier; sagte eine laute Stimme in der Wohnstube.

Sie hatte recht geraten: es war die Muhme Anna aus dem Pastorhause.

Viertes Kapitel.

Die kleine rundliche Person stand bereits mitten im Zimmer, mit den kleinen, runden, glitzernden schwarzen Augen, wie suchend, in allen Ecken umherfahrend, trotzdem der beinahe kahle Raum sicherlich mit einem Blick zu übersehen war.

Ist sie nicht hier?

Hier gewesen; erwiderte Frau Arnold; vor einer Stunde; sie wollte Justus abholen; der war im Walde. Ich habe sie nach Haus geschickt.

Und glauben, sie ist nach Haus gegangen? Die und nach Hause kommen, wenn sie ihren Schatz im Walde suchen kann!

Ja, die Kinder sind gern beisammen; sagte Frau Arnold; aber wollen Sie sich nicht setzen?

Wenn Sie erlauben; erwiderte Muhme Anna, der Aufforderung alsbald Folge leistend und sich an der Kante des gedeckten Tisches vorbei in die Ecke des dürftigen, schwarzledernen Sophas flemmend. Wir beide haben ja heute Zeit. Das kann zwei Uhr werden, bis er ausgeschlafen hat, und der Herr Förster

pflegt Sonntagsvormittags auch länger — im Revier zu bleiben. Na, nehmen Sie's nicht übel, gute Seele! Es war so böß nicht gemeint; aber, wenn man nicht mehr sein Späßchen machen darf, — freilich, Sie sehen heute wieder einmal recht schlecht aus, beste Frau. Ist etwas Besonderes vorgefallen? Sagen Sie's mir! Das erleichtert das Herz so, wenn man's herunter hat. Und mir kann man alles sagen, wie seinem Beichtvater. Jesus Maria, wie gut wär's für Sie, wenn Sie katholisch wären! Das ist die rechte Religion für die Unglücklichen.

Sie wissen, mein Vater war protestantischer Prediger, sagte Frau Arnold mit einem schwermütigen Lächeln.

Ja, ja, die haben es nach einer Seite auch gut, die protestantischen Pfarrer. Aber, Schätzchen, was ich sagen wollte: es ist mir recht lieb, daß wir heute ein ungestörtes Stündchen zum Plaudern haben. Es gehen wichtige Dinge vor; sehr wichtige, und die Sie sehr interessieren werden.

Ist es denn jetzt entschieden? fragte die Försterin.

Ich dachte, es sollte sich heute entscheiden; erwiderte Muhme Anna; aber, wie wir hinkommen, ist das ganze Schloß ausgeflogen; wir mußten den langen Weg zu Fuß zurückmachen. Und denken Sie sich, da erklärt das kleine, garstige Ding: zu Leuten, die nicht zu Hause seien, wenn sie zum Besuch komme, gehe sie nicht!

Das sagt sie so.

Sie meinen, weil sie sich geärgert hat, daß niemand sie in ihrem Sonntagsstaat zu bewundern da war? Das sieht ihr freilich ähnlich. Aber nun denken Sie, warum sie nicht auf das Schloß will: weil sie sich nicht von Justus trennen mag, weil sie ohne Justus nicht leben kann! Haben Sie solchen Unsinn je gehört?

Die bleichen Wangen der Försterin hatten sich mit einer plötzlichen Röte bedeckt; die großen blauen Augen waren feucht geworden.

Das liebe Kind! murmelte sie.

Unsinn! rief Muhme Anna. Wenn Justus auf die Schule kommt, müssen sie sich ja so wie so trennen. Und überhaupt: so eine Kinderliebe, das ist Unsinn, sage ich. Das können Sie selbst doch unmöglich ernsthaft nehmen.

Ich thue es auch nicht; erwiderte Frau. Arnold, jetzt wieder bleich wie zuvor, während die Augen noch feucht schimmerten; ich höre es nur so gern, wenn jemand meinen Jungen liebt. Und dann —

Und was dann?

Wenn ich es offen sagen soll: ich halte es für kein Glück für die Kleine, wenn sie auf das Schloß kommt.

Mir scheint, ich darf meinen Ohren nicht trauen!

Muhme Anna hatte es auf polnisch gesagt, wie sie denn in der Erregung gern ein polnisches Wort brauchte; die Försterin hatte die Phrase nicht verstanden; aber der Ausdruck der schwarzen runden

Augen unter den in die Höhe gezogenen schwarzen Brauen war nicht mißzuverstehen.

Frau Arnold hatte, tief Atem holend, die Hand auf das Herz gedrückt. Das hämmerte jetzt immer so furchtbar, wenn sie etwas Ungewöhnliches sagen oder thun mußte. Und sie war es längst nicht mehr gewöhnt, was sie dachte und fühlte, gegen irgend einen Menschen, außer gegen Justus, frei zu äußern. Aber sie hatte das schöne Kind immer lieb gehabt, so viel sie auch an ihm auszusetzen hatte, und nach dem, was sie eben gehört, durfte sie nicht schweigen.

Nicht wahr, das klingt wunderbar, sagte sie mit ihrer leisen Stimme, die erst allmählich wieder ein wenig fester wurde: es scheint ein so großes Glück für das Kind! Und in gewissem Sinne ist es auch eines. Sie wird französisch und englisch lernen und so mancherlei, was sie zu Hause bei dem Onkel nicht lernen kann. Es wird ihr auch sonst, so lange sie da ist, gut gehen; nur zu gut! Sehen Sie, das ist es, was ich fürchte, gerade für ein Kind wie Isabel. Es ist fast unmöglich, sie nicht zu verziehen; und man wird sie auf dem Schloß verziehen die Jahre hindurch, die sie da ist; sagen wir drei oder vier. Aber einmal wird es doch ein Ende haben, und sie muß in die Welt zurück, aus der sie gekommen ist. Wird ihr das dann noch möglich sein? Anderen vielleicht; aber ihr?

Ja, warum denn ihr nicht? fragte Mühme Anna. Dumm ist sie nicht, das mögen Sie mir glauben.

Frau Arnold schwieg; sie hatte das Gefühl, daß sie der anderen ihren Gedanken nicht würde klar machen können. So sagte sie denn nach einer Pause, mehr zu sich selbst als zu ihrem Besuche sprechend: Es ist schrecklich das Elend; doppelt schrecklich für den, der bessere Tage gesehen hat.

Aber wer, in des Herrn Jesu Namen! spricht von Elend? rief Muhme Anna eifrig. Aus dem will ich sie ja gerade herausbringen. Elend! ja, wenn sie bleibt, wo sie ist, und es bleibt, wie es ist, dann ist ihr das Elend sicher. Ihr Vater treibt's gewiß nicht lange mehr.

Ihr Vater! rief Frau Arnold erstaunt.

Muhme Annas schwarze Augen glitzerten vor Freude über den gelungenen Spaß. Es war so lustig, eine fromme, unschuldige Seele zu ängstigen. Und sie hatte es sich so oft vorgeredet, daß sie halb und halb selbst daran glaubte.

Warum sollte er nicht ihr Vater sein? sagte sie frech.

Frau Arnold wurde dunkelrot.

Ich halte es für bitter unrecht, sagte sie, ihre ganze Festigkeit aufbietend, von seinen Mitmenschen schlecht zu denken, so lange man noch gut von ihnen denken kann. Und nun gar, wenn einem jeder Grund dazu fehlt, wie bei dem Herrn Pfarrer, der so gut ist, wie wohl selten einer.

Gut — schlecht! schlecht — gut! rief Muhme Anna.

Wie Sie reden, Kind! Nehmen Sie mir's nicht übel: Sie reden wirklich, wie ein Kind. Das ist doch nichts Schlechtes, wenn einer ein hübsches Mädel lieb hat, und sie ihn; und er kann sie nicht heiraten; und da kommt dann doch ein Kindchen; und der Vater nimmt es zu sich, nachdem die Mutter gestorben und es aus dem Größten heraus ist! Ja, denken Sie denn, daß die katholischen Herren Pfarrer nicht auch Menschen sind, wie die anderen?

Frau Arnold hätte eine Unterredung, die ihr mit jeder Minute peinlicher wurde, gern abgebrochen; aber dann hätte es den Anschein gewonnen, als ob sie das häßliche Märchen, das ihr die andere einreden wollte, glaubte; und das durfte sie dem guten Pfarrer Szonsalla nicht anthun. So sagte sie denn mit bei ihr ganz ungewöhnlicher Energie:

Sie sollten so nicht reden, hätten Sie den Beweis in Händen, geschweige denn jetzt, wo Sie auch nicht den geringsten Anhalt für Ihre Behauptungen haben. Im Gegenteil! Es ist Thatsache, daß der Herr Pfarrer in Galizien einen Bruder hatte, dem es anfangs gut ging, bis er durch einen Betrug, den sein Compagnon an ihm verübte, um sein Vermögen kam und sich sein Unglück so zu Herzen nahm, daß er irrsinnig wurde und auch im Irrenhause gestorben ist, wo ihn der Herr Pfarrer noch Jahre lang unterhalten hat. Dann starb auch die Frau. Und da ist der Herr Pfarrer hingereist und hat sich ihr einziges Kind geholt.

Und woher wissen Sie das alles? fragte Muhme Anna hämisch.

Von dem Herrn Pfarrer selbst — aus seinem eigenen Munde; entgegnete Frau Arnold.

Nun, da wird es ja wohl wahr sein; sagte die andere, einen Daumen der fetten Hände behaglich um den anderen drehend; just so wahr, wie daß ich die Muhme von der Kleinen bin.

Sind Sie das nicht? fragte Frau Arnold mit unsicherer Stimme.

Ich denke nicht daran, entgegnete ihr Besuch; aber Hochwürden meinten, als ich vor sieben Jahren zu ihm kam, das Ding werde sich schneller an mich attachiren, wenn sie hörte, daß ich so eine Art Verwandte von ihr sei. Was sagen Sie nun?

Ich sage, erwiderte die Försterin, daß das vielleicht nicht recht von dem Herrn Pfarrer war, denn man soll immer die Wahrheit sprechen; aber daß er es aus verzeihlicher Liebe zu dem Kinde gethan hat, damit die arme Waise einen Anhalt mehr in der Welt zu haben glaubte.

Schön! sagte Muhme Anna; und wenn er sie auf den Schoß nimmt und küßt und herzt und fleunt: Mein Kind! mein armes, süßes, schönes Kind! Ist das auch kein Beweis?

In meinen Augen nicht, rief Frau Arnold, und ich sollte meinen, in keines Menschen, der weiß, wie gut und liebevoll der Herr Pfarrer gegen alle Welt ist. Und sollte er es nicht gegen dies Kind sein? seines

Bruders Kind? er, der so allein steht in der Welt und sonst nichts zu lieben und zu Herzen hat? Ach, Muhme Anna! Muhme Anna! Gott verzeihe Ihnen, daß Sie solche Gedanken bei sich hegen! Aber wenn Sie — wenn Sie jemals dem Kinde selbst —

Ei, sagte Muhme Anna, wo denken Sie hin? Ich werde mir die Zunge verbrennen! Na, Schätzchen, nichts für ungut! Unter guten Freunden muß doch ein freies Wort erlaubt sein. Und wenn er sie sein Kind nennt, — nun, er hat sich eingeredet, daß er's nicht lange mehr treiben wird und die Kleine dann ganz verlassen ist. Das beflemmt ihm die Seele, und da weiß er vielleicht nicht mehr, was er redet.

Armes, armes Kind! murmelte Frau Arnold.

Na, da sagen's Sie's ja selbst, Herzchen: armes Kind! Was soll aus ihr werden, wenn der Herr Fürstbischof, nachdem er ihn damals aus seiner schönen Pfarre in Breslau hierher in dies elende Nest an der russischen Grenze gemäßregelt hat, ihn ganz aus dem Amte jagt, wie ihm schon ein paarmal angedroht ist! Und es wird schon so kommen; er kann das Trinken nicht mehr lassen; es wird immer schlimmer. Und was soll dann aus mir werden, die ich am Ende noch gar das Kind auf dem Halse behalte? Man muß doch auch an sich denken. Na, begreifen Sie nun, mein Herzchen, weshalb ich sie partout auf das Schloß haben will?

Ich verstehe, sagte Frau Arnold kleinlaut.

Sehen Sie! rief die Ruhme triumphierend. Ist sie erst einmal auf dem Schloß — na, ich müßte die kleine Raze nicht kennen, wenn sie sich da nicht ein so warmes Nestchen macht, daß ein adliges Fräulein sie darum beneiden würde. Und später — nun, das wird sich finden. Dafür ist mir nicht bange. Und also, was ich sagen wollte und warum ich eigentlich gekommen bin: ich schicke Ihnen die Kleine, und dann waschen Sie ihr ordentlich das Troßköpfchen. Es ist ja nichts weiter als Troß; aber der hält manchmal so lange bei ihr an, daß einem ehrlichen Christenmenschen die Geduld reißt. Und vornehme Herrschaften sind nicht gewohnt zu warten. Es hat mir schon gar nicht gefallen, daß sie uns heute vergeblich haben kommen lassen. Aber, Jesus! ich verplaudre mich hier, und mittlerweile ist der arme Pietref gewiß aufgewacht und will sein Essen. Na, das schmeckt ihm noch immer. Sie sagen ja, wenn die Sorte nicht mehr essen mag, dann steht's schlimm.

Sie hatte sich aus ihrer Sofaede wieder an dem Tisch vorbeigedrängt, Frau Arnold auf beide Wangen geküßt, und war zum Zimmer und zum Hause hinaus.

Frau Arnold wollte in die Küche, noch einmal nach dem Essen zu sehen; aber es lag ihr wie Blei in den Gliedern, und das Herz war ihr so schwer. Sie sank auf den Strohsessel am offenen Fenster zurück. O, wie grenzenlos häßlich war doch die Welt! Was hatte sie nicht eben alles wieder hören müssen aus dem

Munde dieser Person! Ja, es war gut, wenn Isabel aus ihren Händen kam, bevor sie Zeit hatte, das unschuldige Herz mit dem gräßlichen Gedanken zu vergiften!

Aber wer war sie, einen Stein aufheben zu dürfen gegen andere, sie mit der Todsünde auf dem Herzen! Und als sie eben davor gewarnt, Isabel auf das Schloß gehen zu lassen, hatte sie sich wirklich so um die Kleine gesorgt und nicht vielmehr heimlich gewünscht: ach, wäre doch Justus an ihrer Stelle? — Justus!

Mama! meine liebe Mama!

Er hatte vor dem offenen Fenster gestanden und war über die niedrige Brüstung zu ihr ins Zimmer gesprungen. Sie hatte den großen Knaben auf den Schoß gezogen, als ob er noch ein Kind wäre, und hielt ihn an sich gepreßt mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Nicht wahr, Du verläßt Deine arme Mama nicht? Du gehst nicht zu den vornehmen Herrschaften auf das Schloß?

Aber, Mama, sie wollen mich ja gar nicht. Sie wollen ja nur Isabel.

Und die will wieder nicht, weil sie sich nicht von Dir trennen will.

Der Knabe antwortete nicht; seine großen blauen Augen hatten sich verdunkelt und starrten so vor sich hin. Es war ja undenkbar, daß die Fee den Sohn

des Dgre heiratete, da sie den jungen Prinzen liebte, dem der Wald gehörte. Wenn sie aber freilich zu dem Dgre ins Schloß ging — und dann: dem Prinzen gehörte der Wald gar nicht, sondern dem Dgre und nach ihm seinem Sohne. Und er, der sie liebte, war kein Prinz, sondern ein armer Förstersohn, und —

Was sagst Du, Herz? fragte die Mutter, ihrem Liebling das weiche, schlichte, braune Haar aus der nachdenklichen Stirn streichend.

Es stimmt nicht, murmelte der Knabe.

Was stimmt nicht?

Still, Mama!

Er war von ihren Knien herabgeglitten — zu spät. Der große breitschultrige Mann in Försteruniform, der in dem Sandweg am Hause lautlos herangeschritten war, hatte die Gruppe am Fenster bereits gesehen. Ein verächtliches Lächeln zuckte über sein schönes, vermüstetes Gesicht.

Genirt Euch nicht! rief er höhnisch.

Die arme Frau war bleich geworden.

Sei ruhig, Mama! flüsterte der Knabe. Ich fürchte mich vor keinem Menschen; auch nicht vor ihm.

Fünftes Kapitel.

Es war nun doch gekommen, wie Justus es vorausgesehen: die Fee war aus ihrem Walde zu dem Ogre in das Schloß gegangen. Bereits am Montag Nachmittag hatte man sie geholt: die junge Komtesse Sibylle mit der neuen englischen Gouvernante in einem schönen, offenen kleinen Wagen. Für Isabels Köfferchen, das Muhme Anna längst in Bereitschaft gehalten, war kein Platz gewesen; die kleine Komtesse hatte gemeint, es sei auch nicht nötig; die Gräfin Mama habe gesagt, es werde für alles gesorgt werden. Komtesse Sibylle habe Isabel wiederholt geküßt; sie sei so glücklich, daß sie nun eine Schwester habe.

Das alles erfuhr Justus durch seine Mutter, der es wieder Muhme Anna erzählt hatte. Die Abreise war so eilig vor sich gegangen; Isabel selbst konnte am Vormittag noch nichts gewußt haben, denn sie hatte nichts während der Unterrichtsstunden gesagt. Auch Pastor Szonsalla hatte keinerlei Andeutungen gemacht, obgleich er doch sonst nicht leicht etwas auf

dem Herzen behielt. Er war freilich sehr still und zerstreut gewesen und hatte ganz rote Augen gehabt; aber das war nichts Seltenes bei ihm, besonders an den Montagen.

Dem mochte nun sein, wie ihm wollte: Isabel kam sicher an einem der nächsten Tage, um das am Abreisetage Versäumte nachzuholen und der Mama und ihm lebewohl zu sagen. Aber es verging ein Tag nach dem anderen; es vergingen eine, zwei Wochen, und keine Isabel kam. Auch keinerlei Nachricht aus dem Schloß. Seltsamerweise hatte Muhme Anna dort während der ganzen Zeit keinen einzigen Besuch abgestattet; Justus und selbst seine Mutter wußten nicht, daß die Frau Gräfin sich diesen Besuch ein für allemal verboten. Der Pastor war allerdings einmal drüben gewesen; aber er war, seit Isabel ihn verlassen, ganz schwermütig und gegen seine Gewohnheit schweigsam geworden. Dafür trank er mehr als je; und erklärte schließlich, er sei krank. Er war es auch wohl; und Justus, dem er nur noch dann und wann eine Stunde gab, hatte vollauf Zeit, seinem Kummer nachzuhängen.

Es war nicht der erste Kummer seines Lebens; er hatte schon so oft mit der Mutter und noch viel öfter über die Mutter hinter ihrem Rücken heiße Thränen geweint, wenn der Vater wieder einmal besonders häßlich gegen sie gewesen war. Aber dann hatte er doch immer gewußt, warum er weinte. Wenn er jetzt

in den Wald gelaufen war und an einer einsamen Stelle zusammensank, wie ein waidwundes Wild, und in Thränen ausbrach, als müsse er sich tot weinen, wußte er es nicht. Isabels mögliche, wahrscheinliche, endlich gewisse Übersiedelung nach dem Schlosse war schon seit einem Vierteljahr stehender Gesprächsstoff zwischen der Mutter und ihm, ja, zwischen ihm und Isabel selbst gewesen. An den Ernst ihrer Weigerung, die Einladung in das Schloß anzunehmen, hatte er nie so recht geglaubt; und daß sie ihm nicht lebewohl gesagt, hatte gewiß an der Eile gelegen, mit der man sie fortgeholt; und wenn sie jetzt nicht kam, so konnte sie gewiß nicht, wie sie wollte. Das war alles so weit völlig in der Ordnung, und er hatte keinen Grund zu weinen und würde auch gewiß nicht geweint haben, wenn er sich ihr Bild deutlich hätte vorstellen können. Früher hatte er nie das Bedürfnis gehabt. Deshalb auch: er sah sie ja jeden Tag, sie waren oft halbe Tage lang beisammen. Jetzt wäre es ihm ein solcher Trost gewesen, hätte er sie im Geist gesehen; aber er mochte die Augen schließen, so lange er wollte: wo ihr süßes Gesicht erscheinen sollte, blieb es dunkel und leer. Dabei war es sonderbar, daß er jeden anderen Menschen ganz deutlich sah, wenn er die Augen schloß: nicht bloß die, mit denen er täglich verkehrte, sondern Leute, die ihn gar nichts angingen, und die er wochenlang nicht gesehen, ja vielleicht vor Monaten einmal und nicht wieder. Nun

wollte er sich wenigstens den Klang ihrer Stimme und ihres Lachens zurückrufen; auch das vermochte er nicht. Er wußte es sich nicht zu erklären und hätte gern die Mutter gefragt. Wenn er ihr auch sonst alles sagte, das konnte er ihr nicht sagen. Er wußte wieder nicht warum. Er konnte es eben nicht.

Aber auch nicht die Sehnsucht nach ihr bannen, und die hatte ihn dann zu einem Schritt getrieben, dessen er sich nachträglich schämte, und der auch ganz vergeblich gewesen war. Eines Nachmittages war er durch den Wald bis an den Rand des gräßlichen Parks geschlichen. Es war das ein Weg von fast einer Stunde, den er oft und oft mit Isabel gemacht. Die Wahrscheinlichkeit, sie auf diese Weise zu sehen, war freilich sehr gering. Der Park mit seinen großen Grasflächen, die nur hier und da mit neu angelegten Boskettts oder Gruppen alter hochstämmiger Bäume besetzt waren, dehnte sich vom Waldrand noch eine Viertelstunde bis zum Schloß. Das aber lag zwischen Busch und Baum so eingebettet, — man sah nur das oberste Ende eines der stumpfen Ecktürme und des Mittelbaues mit seiner seidenen Fahne. Die Möglichkeit, daß sie mit der jungen Gräfin auf den Parkwegen spazieren ging oder fuhr, war ja doch da, und darauf hin hatte er es gewagt. Was war da zu wagen? Wenn sie hier auf dem Parkwege, der dann zum Waldweg wurde, an ihm vorbeigekommen wären, es hätte ihn kein Auge entdecken können: er brauchte sich nur zu ducken, oder

einen Schritt in die Büsche zurückzutreten. Aber es kam niemand; in dem ganzen Revier, das er doch so weit überblicken konnte, blieb es still und leer. Nur als die Sonne tiefer sank, traten ein paar Rehe aus dem nächsten Boskett auf die Wiesenfläche, und ein paar Hasen liefen über die Wege. Dann fingen die Kronen der Bäume an im Abendrot zu glühen; oben in dem Turm funkelte ein Fenster, und über die Wiesenflächen ergossen sich rötliche Lichter. Eine Amsel sang aus dem Walde. Das klang so süß und so traurig, als wollte sie den armen Jungen trösten, der da mit klopfendem Herzen auf seine Fee nun schon zwei Stunden lang vergeblich wartete, bis er die Hoffnung aufgeben mußte und durch den dunkeln Wald traurig nach Hause schlich.

Heute saß er wieder im dunkeln Walde, mit einem Schimmer von Hoffnung diesmal, er werde sie nun doch endlich wieder sehen. Für den Abend war die gräfliche Familie mit ihren Gästen angesagt, um der Fütterung des Schwarzwildes beizumohnen. Möchte Isabel nun zu der gräflichen Familie oder zu den Gästen gerechnet werden, so oder so mußte sie, konnte sie wenigstens von der Gesellschaft sein. Das hatte ihn denn auch einigermaßen mit der Rolle ausgesöhnt, die er bei der sonderbaren Festivität zu spielen hatte, und die ihm sonst unleidlich erschienen wäre. Er würde ohne sie keine Möglichkeit gehabt haben, auf dem Plane zu erscheinen.

Die Rolle aber bestand darin, daß er im Dickicht, ein paar hundert Schritte von dem Fütterungsplatze entfernt, der Gesellschaft ein paar Stücke auf dem Waldhorn blasen sollte. Es waren nur zwei: „Wer hat dich, du schöner Wald“ und „O, Thäler weit, o, Höhen“. Zu mehr und weiter hatte er es nicht gebracht, und er hatte viele väterliche Donnerwetter über sein Haupt ergehen lassen und manche Thräne herunterschlucken müssen, bis er es so weit gebracht. Die Mutter hatte ihm in seinem Jammer nicht helfen können, da sie nicht eben musikalisch war im Gegensatz zu dem Vater, der sich mit Recht ein Meister auf dem Waldhorn zu sein rühmte und auf dem alten Klavier im Pastorhause stundenlang über alle möglichen Melodien Variationen spielen und phantasieren konnte, ohne je einen Lehrer gehabt zu haben. Und der Junge hatte den besten Lehrer — ihn selbst, ihn, der der größte Musiker aller Zeiten geworden wäre, nur daß er überall und immer vom Unglück verfolgt war, jetzt noch von dem, eine Frau zu haben, die eine Trompete nicht von einer Klarinette unterscheiden könne, und einen Jungen, mit dem es darin nicht viel besser stand! Er hatte dann auch, zu des Jungen größter Freude, den qualvollen Unterricht aufgegeben; aber Isabel dafür gesorgt, daß die beiden Rabinetsstücke von Zeit zu Zeit wiederholt wurden und Justus im Gedächtnis und in den Fingern blieben. Denn sie hatte sie sich von ihm manchmal im Walde vorblasen

lassen und immer darauf gehalten, daß er ganz rein blies, weil ein falscher Ton ihr empfindliches Ohr sehr beleidigte. Und wenn er seine Sache zu ihrer Zufriedenheit gemacht, war er auch wohl mit einem Kusse belohnt worden.

Daran dachte er jetzt, während er nun bereits über eine Stunde im Dickicht saß und des Augenblicks harrete, wo ihm der Vater vom Fütterungsplatze aus das verabredete Hornsignal geben würde. Vom Platze selbst hatte ihn der Vater weggeschickt, als eben der erste Wagen aus dem Walde auf die Lichtung bog. Er hatte nur noch gesehen, daß der Herr Graf und eine fremde Dame in dem Wagen gesessen; wieviel Wagen noch gefolgt waren, und ob sie, nach der sein armes junges Herz so sehnlich verlangte, in einem dieser Wagen Platz gefunden, wußte er nicht. Es mußte aber wohl eine große Gesellschaft sein, denn zwischen den Hornrufen, mit denen die Tiere herangelockt wurden, hörte er das Wiehern der Pferde und lautes Durcheinandersprechen von männlichen Stimmen und ein paarmal das Getreisch von weiblichen, dem dann großes Gelächter folgte. Ein paarmal waren die zur Fütterung hastenden Tiere dicht an ihm vorübergekommen, zuletzt eine Bache mit einem großen Wurf. Es mochte dieselbe schweifende sein, die er an jenem Sonntag, als er Isabel zum letztenmale gesehen, aus dem Lager aufgestoßen hatte. Inzwischen war die Dämmerung tiefer herabgesunken, auf dem Platze

war es stiller geworden; er fürchtete schon, daß der Vater ihn vergessen, oder sich anders besonnen habe, und ihn rufen würde, wenn alles vorbei sei. Da erschallte das Signal.

Er hatte es so lange erharret und schraf nun doch zusammen, als wäre ein Blitz neben ihm von der großen Eiche herab zu seinen Füßen in den schwarzen Waldboden gefahren. Das Herz hämmerte ihm zum Zerspringen, und die ersten Töne kamen schier fläglich heraus. Dann raffte er seine ganze Kraft zusammen; er that es ja für die anderen nicht — was gingen sie ihn an! — nur für sie: daß sie ihn hörte, daß sie sich seiner erinnerte, ihn, wenn er geendet, herbeiwünschte — wer weiß? durch den Wald zu ihm gelaufen kam, ihm zu danken, zu sagen: das hast du gut gemacht, Sonntagskind! Da war es ihm, als ob nicht er blase, sondern der ganze Wald finge und klinge; und als er seine beiden Stücke beendet und alsbald der Hornruf ertönte, der ihn auf den Platz rief, schritt er so stolz erhobenen Hauptes dahin, als sei er nicht der arme Förstersohn, sondern wirklich der Prinz des Märchens, und der ganze Wald gehöre ihm.

Sechstes Kapitel.

Wenn kein Bild aus einem Märchen, so war es doch auch keines aus der ihm sonst bekannten Welt, das Schauspiel, das sich seinen Augen bot, als er jetzt an den Rand des Waldes gelangt war und unwillkürlich zögernd stehen blieb. Er hatte der Fütterung der Tiere schon wiederholt beigewohnt und wußte genau, wie es dabei zuging: die Tiere strichen auf die Lockrufe des Hornes erst einzeln, dann in Rudeln und Scharen von allen Seiten aus dem Walde; die Boll- eber, groben Sauen und überhaupt die großen Tiere bekamen ihr Futter auf dem Platze; die Halbschweine drängten sich durch die Gitterstäbe in einen Verhau, in welchem ein zweiter Verhau mit engeren Durchlässen eingeschachtelt war, durch die sich die Frischlinge drängten, um wieder von einem innersten Verhau ausgeschlossen zu sein, dessen dichte Vergitterung nur den ganz jungen Wurf zwischen den Stäben durchschlüpfen ließ. Nach einer Stunde war alles gethan, die Tiere hatten sich wieder bis auf ein paar Nachzügler in den Wald zurückgezogen, und die Männer — der Vater,

ein zweiter Förster und ein paar Forstläufer — durften nach Hause gehen. Die Tiere waren auch heute so ziemlich alle verschwunden; aber der große, fast kreisrunde Platz bot einen Anblick, der den armen Jungen jäh aus seinem Märchentraume weckte und ihn fühlen ließ, daß ihm der Wald doch wohl nicht gehöre. Da, wo er aus dem Walde an den Rand der Lichtung getreten war, standen sechs oder sieben Wagen — alles gräfliche, wie er an den Livreen der Kutscher sah, dazu noch ein oder zwei Küchenwagen, zwischen denen und der langen niedrigen Tafel, die vor der Jagdhütte an der anderen Seite gedeckt war, und an der die Gesellschaft saß, Diener geschäftig hin und herliefen. Von dieser Tafel durch einen größeren Zwischenraum getrennt war ein ungedeckter Tisch — ein paar Klöße, über die man zwei oder drei lange Bretter gelegt hatte — für die niederen Forstbeamten, während der alte Herr Oberförster an dem Herrentische Platz gefunden. Es waren auch noch Waldhüter und Arbeiter da, die unter der Aufsicht des Specialkollegen seines Vaters farbige, bereits angezündete Ballons an vorspringenden Zweigen der ringsum ragenden Bäume befestigten, obgleich das Abendrot noch in den obersten Wipfeln glühte. Auch ein halbes Duzend Reitpferde, die er anfangs nicht bemerkt hatte, sah Justus jetzt am Ausgange der auf den Platz mündenden breiten Schneise, wo sie von den Knechten hin- und hergeführt wurden. Das eine

scheute und schlug wütend aus, als eben ein großer Eber — der letzte auf dem Plane — grunzend an ihm vorbei in den Wald trabte.

Justus hatte vollauf Zeit, das alles zu überblicken und zu beobachten; niemand kümmerte sich um ihn. Es würde ihn das nicht gekränkt haben: wer sollte sich um ihn kümmern, außer der einen, einzigen; außer ihr, die er da an dem unteren Ende des Herrentisches sitzen sah, zwischen noch vier oder fünf Knaben und Mädchen unter Aufsicht von ein paar Damen und Herren, die wohl Gouvernanten und Erzieher sein mochten. Sie saß von ihm abgewandt, aber er hatte sie sofort erkannt, wenn sie ihm auch in diesem Kleide und mit diesem Hütchen ein wenig fremd erschien. Sie wußte gewiß nicht, daß der letzte Hornruf ihm gegolten, und daß er nun da stand, keine fünfzig Schritte von ihr entfernt, und nicht Hunger und Durst und keine andere Empfindung hatte, nur den einen Wunsch, ihr einmal wieder in das liebe Gesichtchen sehen, nur einmal wieder ihre süße Stimme hören zu dürfen.

Inzwischen hatte ihn der Vater entdeckt, der an dem Förstertische gesessen hatte und ihm jetzt ein paar Schritte entgegen ging. Er mußte getrunken haben. Justus sah es auf den ersten Blick; nicht an dem Gange, der so straff war wie immer, aber an den blutunterlaufenen Augen und an der roten Wolke auf der Stirn zwischen den Augenbrauen.

Wo hast Du so lange gesteckt? war seine barsche Anrede.

Ich bin gleich gekommen, erwiderte Justus.

Du hättest ebenso gut wegbleiben können, sagte der Vater murrend. Und dann durch die Zähne:

Das vornehme Pack! Pah! Nun, willst Du nicht hingehen und Dein Kompliment machen?

Muß ich? fragte Justus schüchtern.

Sie haben vorhin nach Dir gefragt. Haben's wohl mittlerweile vergessen. Wenn sie Dich sehen wollen, können sie noch einmal fragen.

Damit hatte er sich wieder zu dem Tische gewandt, von dem er vorhin aufgestanden war. Er setzte sich rittlings auf die Bank, und Justus sah, wie er ein Glas Bier hinunterstürzte. Ein banges Gefühl überkam den Knaben, als ob ein Unglück in der Luft liege, das alsbald losbrechen werde. Oder war es auch nur, daß, nachdem sich der Vater von ihm gewandt, und er so offenbar für keinen Mensch hier vorhanden war, er sich so verlassen und verstoßen vorkam, wie ein Stein am Wege? That er nicht am besten, still davon nach Hause zu schleichen? Aber wenn die gräßlichen Herrschaften nun doch noch nach ihm fragten? Und einmal mußte ja die Tafel ein Ende nehmen; man würde aufstehen und sie sich umwenden, so daß er ihr wenigstens ins Gesicht sehen konnte.

Ein Kollege von seinem Vater hatte ihn jetzt bemerkt und rief ihm zu, heranzukommen, indem er zugleich ein volles Glas Bier in die Höhe hielt. Justus schüttelte den Kopf und schlich an den Waldrand zurück

hinter die Wagen, zwischen denen hindurch er einen Blick auf das Ende der Tafel hatte, wo sie saß. Da kauerte er auf einem Baumstumpf und starrte in die Scene, die jetzt von den überall angezündeten Papierlaternen, den Windlichtern auf der Tafel und dem Vollmond, der über den Walbrand aufgegangen, hell genug erleuchtet war, und die er doch manchmal nur wie durch einen dicken Flor sah vor den Thränen, die ihm in die Augen traten, und die er jedesmal schnell und zuletzt zornig zwischen den Wimpern zerdrückte. Drei Wochen hatte er auf sie geharrt; seit gestern Abend, als der Vater die Nachricht brachte, daß die Herrschaften heute kommen würden, hatte er kaum mehr geschlafen, und da war sie — nicht für ihn! für die anderen, zu denen sie jetzt gehörte, und für die der arme Försterjunge nicht existierte! Er drückte die Hände in die Augen und hätte sich auch am liebsten die Ohren zugehalten, nichts mehr zu hören und zu sehen.

Ein Anruf aus seiner nächsten Nähe machte ihn aufblicken. Vor ihm standen zwei Damen: eine erwachsene mit einem länglichen, anmutigen Gesicht, und eine andere, die beinahe ebenso groß wie die erste war, aber noch nicht ganz lange Kleider trug. Sie hatte sehr dunkles Haar und große blaue, ernste Augen. Justus hatte Komtesse Sibylle nie gesehen, aber er mußte sofort, daß sie es war: Isabel hatte sie ihm oft geschildert und gesagt: sie sei böß häßlich. Justus fand das nicht; besonders als die Komtesse ihn

mit den großen ernstesten Augen jetzt freundlich anlächelte und mit leiser, schüchterner, etwas tiefer Stimme sagte:

Sie haben so schön geblasen; ich wollte Ihnen dafür danken. Auch meine Mama hat schon vorhin nach Ihnen gefragt. Wollen Sie sich nicht zu uns an den Tisch setzen? Isabel hat mir so viel von Ihnen erzählt.

Dabei reichte sie ihm ihre Hand, die Justus noch einmal so groß als Isabels Kinderhändchen schien, aber weich und warm in seiner kalten Hand lag. Auch die Gouvernante sagte jetzt ein paar Worte, die Justus nicht verstand, weil sie englisch waren, und dann noch ein paar, die er ebenso wenig verstand, obgleich sie deutsch sein sollten. Die Komtesse lächelte — diesmal über das ganze blasser Gesicht, aber nur für einen Moment — und sagte, Miß Brown bäte ihn ebenfalls, mit ihnen an den Tisch zu kommen. So ging er denn mit ihnen, das Waldhorn in der einen, die Mütze, die er nicht wieder aufzusetzen wagte, in der anderen Hand.

Als sie sich dem unteren Ende des Tisches, wo die jungen Leute saßen, näherten, sprang ein schlanker Knabe, der neben Isabel gegessen hatte, auf und kam ihnen lebhaft entgegen. Er war gut einen halben Kopf größer als Justus, obgleich er nur ein Jahr älter sein mochte; Justus wußte, daß es der junge Graf Armand war: er hatte ihn schon früher gesehen, wenn auch nie aus der Nähe, wie jetzt. Isabel hatte ihm stets seine Schönheit gerühmt; er konnte ihn nicht so schön finden;

aber darüber nachzudenken hatte er keine Zeit. Der junge Graf hatte ihm nicht die Hand geboten, dafür sich sofort des Waldhorns bemächtigt, auf dem er ein paar greuliche Töne blies. Nun waren auch die beiden anderen Knaben, die dort gesessen hatten, aufgesprungen, hinter ihnen her ein Herr mit einer goldenen Brille auf einer langen spitzen Nase; und alle verfolgten den jungen Grafen, der vor ihnen herlief, oder ihnen geschickt auswich, so oft er dazu kommen konnte, dem Instrumente die entsetzlichen Töne entlockend.

Hier bringe ich Dir Deinen Freund, Isabel, sagte Komtesse Sibylle, Isabel an der Schulter berührend.

Ach, da bist Du, das ist recht; Du hast sehr brav geblasen, nur einmal f statt fis.

Sie hatte sich auf ihrem Sitze umgewandt, ohne aufzustehen, und ihm die Hand gereicht — sehr flüchtig. Schon im nächsten Moment hatte sie ihr Gesicht wieder ihrem Nachbar zur Rechten zugekehrt: einem jungen Manne, dessen Oberlippe ein blondes Bärtchen schmückte, und der sich so eifrig und achtungsvoll mit der kleinen Schönen unterhielt, als sei sie eine erwachsene vornehme Dame.

Nun waren auch die Knaben mit dem Lehrer zum Tische zurückgekehrt: der Herr Doktor atemlos, süßlich lächelnd, die Knaben lärmend, übermütig. Graf Armand nötigte Justus ein Glas Wein auf nicht ohne Freundlichkeit, aber doch mit einer Miene, die Justus

nicht gefiel, obgleich er nicht hätte sagen können, weshalb. Auch sonst waren alle freundlich zu ihm, Komtesse Sibylle am meisten, trotzdem ihr stilles, ernstes, blaßes Gesicht am wenigsten den Anschein davon hatte. Er hatte sich an ihre Seite setzen müssen, und sie fragte ihn nach seiner Mutter, von der die Frau Oberförster so gut spreche, und nach seinem Unterricht bei Pastor Sjonsalla, und ob es wahr sei, was Isabel ihr erzählt, daß er Märchen schreibe und Gedichte mache: an den Mond und den Wald, und auch auf Isabel eines gemacht habe? Sie wolle nur gestehen, daß sie das letztere kenne, denn Isabel habe es ihr hergesagt, und sie fände es sehr schön. Sie möchte selbst manchmal ein Gedicht machen; aber es müsse wohl sehr schwer sein; sie habe noch keines fertig gebracht. Miß Brown könne ihr dabei nicht helfen, und Mademoiselle Margot, ihre französische Gouvernante, eben so wenig. Sie möge sich auch nicht helfen lassen, — höchstens von Isabel. Die sei so klug, viel, viel flüger als sie, und sie habe sie so lieb wie eine Schwester.

So sprach und fragte die junge Komtesse mit ihrer tiefen, weichen, leisen Stimme, und Justus antwortete hin und wieder ein Wort, ohne zu wissen, was er sagte. Sein höchster Wunsch, Isabel wieder zu sehen, war erfüllt; sie saß ihm schräg gegenüber; aber sie hatte keinen Blick für ihn. Dafür leuchteten ihre großen braunen Augen vor Lust und Schelmerei,

während sie sich mit ihrem Nachbar, dem jungen Manne mit dem blonden Bärtchen, neckte. Und einmal war es Justus, als ob der junge Mann über ihn spreche. Wenigstens hatte er über den Tisch herüber ihn mit einem Blicke gestreift und dann Isabel etwas zugeflüstert, die einen Moment verlegen schien, im nächsten aber wieder so lustig lachte wie vorher. Justus hatte nur einen Wunsch, daß er weit, weit fort von diesem Orte sei, in dunkler Nacht, mitten im wildesten Wald, wo kein Mensch sehen würde, wie er sich auf die Erde warf und tot schluchzte. Dabei wurde ihm so dumpf im Kopf — von dem Weine, meinte er, den man ihm aufgenötigt, und weil er seit gestern Abend kaum einen Bissen gegessen. Er hörte nicht mehr, was die Komtesse zu ihm sagte; nur noch ein dumpfes Schwirren rings um sich her; vor seinen Augen wirrte alles durcheinander, und er wußte nicht, als er plötzlich — so schien es ihm — vor dem Herrn Grafen stand in einem Kreise von Herren und Damen, von denen einige neugierig auf ihn blickten, während andere die Unterhaltung von der Tafel her eifrig fortsetzten. Neben sich sah er seinen Vater, und das brachte ihn wieder völlig zur Besinnung. Er war es so gewohnt, sich in Gegenwart des Vaters aufs äußerste zusammenzunehmen.

Er hat seine Sache brav gemacht, nicht wahr, meine Liebe? sagte der Graf, sich zu seiner Gemahlin wendend, die ihn durch ein Lorgnon mit langem

goldenen Stiele musterte, als wäre er ein ausländisches Tier.

Die Frau Gräfin sagte etwas, das Justus nicht verstand.

Wer ist Dein Lehrer gewesen? fragte der Graf weiter.

Mein Vater, erwiderte Justus.

Ah, Arnold, sagte der Graf sich zu diesem wendend. Nun dafür kann man Ihnen ja manches zu gute halten. Aber zuviel dürfen Sie daraufhin auch nicht sündigen.

Herr Graf, —

Ich wünsche hier keine Auseinandersetzungen.

Justus blickte erschrocken auf die beiden hohen Gestalten, die sich so nahe gegenüberstanden, und atmete erleichtert auf, als der Vater mit militärischem Gruß einen halben Schritt zurücktrat ohne etwas zu erwidern. Der Graf hatte sich wieder zu ihm gewandt und sagte:

Du hast Dir viel Mühe gegeben. Hier, nimm das!

Und er wollte das Goldstück, das er aus der Westentasche genommen, Justus reichen.

Justus warf einen Blick auf seinen Vater.

Nun, so nimm doch! sagte der Graf ungeduldig.

Arnold hatte statt des halben Schrittes, den er vorhin rückwärts gethan, einen ganzen vorwärts gemacht, so nahe auf den Grafen zu, daß er denselben fast berührte.

Herr Graf, sagte er durch die Zähne, so traktiert man Bettelleute, Bettlerpack; aber nicht —

Sie sind betrunken, unterbrach ihn der Graf, indem er das Goldstück in die Westentasche zurückgleiten ließ, dann der Gräfin den Arm bot und mit erhobener Stimme in die Gesellschaft rief:

Meine Damen und Herren; es ist die höchste Zeit! Avanti, avanti!

Arnold stand da, feuchend, die beiden Fäuste geballt; augenscheinlich hatte den Grafen nur seine vollkommene Ruhe vor einer persönlichen Beleidigung, vielleicht Mißhandlung, jedenfalls vor einer schlimmen Scene geschützt.

Der alte Oberförster mit dem langen grauen Barte war an seinen Untergebenen herangetreten.

Gehen Sie nach Hause, Arnold, sagte er; und schlafen Sie aus! Morgen früh neun Uhr sind Sie auf meinem Bureau! Da werden wir uns weiter sprechen.

Arnold maß den alten Mann mit einem wütenden Blicke; aber erwiderte kein Wort, sondern wandte sich auf den Hacken und stürmte in den Wald.

Justus eilte ihm nach.

Siebentes Kapitel.

Er hatte keinen Blick hinter sich geworfen. Es mochte sein, daß die Komtesse Sibylle und Isabel bei der Scene zugegen gewesen waren: es hatten so viel Menschen umhergestanden, und er hatte nur immer den Herrn Grafen und den Vater angestarrt. Das war ja jetzt ganz gleich; jetzt dachte er nur an den Vater, der nun gewiß seine Stelle verlieren würde, und was dann aus der Mutter werden solle? Dabei sagte eine Stimme in ihm: der Vater hat nicht anders handeln können: er durfte das Geld nicht nehmen; ich habe es nicht für Geld gethan, sondern für Isabel. Wenn sie auch jetzt zu den vornehmen Herrschaften gehört und nichts mehr von mir wissen will — der Vater hat recht: Bettler sind wir darum nicht.

Es war gut für Justus, daß er den Wald und die Richtsteige vom Fütterungsplatze nach Hause so gut kannte: er hätte sonst den Vater, der sofort vom breiteren Wege abgebogen war, nicht finden und einholen können. Jetzt war er dicht hinter ihm. Arnold hatte das Geräusch gehört und wandte sich:

Du bist's! sagte er rauh, ohne seinen eiligen Schritt zu mäßigen.

Ja, Vater.

Was willst Du?

Dir danken.

Wofür?

Daß Du das — das Geld nicht genommen hast.
Ah!

Arnold war stehen geblieben und warf beim Licht des Mondes, das durch die Baumwipfel hell auf die Stelle fiel, wo sie standen, einen verwundert prüfenden Blick in das blasser Gesicht, aus dem die großen blauen Augen seltsam leuchteten. Dann setzte er schweigend seinen Weg fort, langsam und darauf acht gebend, daß auf dem schmalen Pfade Justus an seiner Seite bleiben konnte. Es hatte sein rauhes stolzes Gemüt wunderbar berührt. Der Junge, der Duckmäuser, das Mutterföhnchen, das ihm immer so scheu aus dem Wege ging, hatte keine Furcht vor ihm; war nicht im Begriff, zur Mutter zu gehen, ihr zu klagen, daß der Vater das schöne Geld nicht genommen: nein! war ihm nachgelaufen, um ihm dafür zu danken! Dann aber hatte er sich ja in dem Jungen all' diese Jahre geirrt! dann hatte er dem Jungen doch schweres Unrecht gethan! Und ein Junge, der das konnte, das war ja eigentlich gar kein Junge mehr, das war schon ein halber Mann, mit dem man ganz anders sprechen mußte; dem man vertrauen durfte besser als den

Rumpanen im Wirtshaus, die durch die Bank schlechte Kerle waren.

In dem Gemüt des Sohnes war inzwischen eine nicht minder starke Wandlung vorgegangen. Trotzdem er den Vater nie geliebt, hatte er ihn doch stets bewundert, weil er so stattlich und schön war und alles konnte, was er wollte: Hirsche schießen und Klavier spielen — alles, als ob er eigends zu jedem, was er unternahm, geboren sei und zu nichts anderem. Nun auf einmal, da er — zum erstenmale im Leben — so für ihn eingetreten war, ohne sich einen Moment zu bedenken, ob es ihn nicht seine Stelle kosten könne, hatte er in dem Tyrannen den Vater entdeckt, der ihn liebte, und den er von Herzen wieder lieben wollte. Aber da er für seine Empfindungen noch weniger Worte zu finden wußte, als der Vater für die seinen, gingen sie so, schweigend, weiter nebeneinander hin. Plötzlich sagte der Vater:

Wir wollen heute Abend die Mutter damit ungeschoren lassen, Justus. Verstehst Du?

Ja, Vater.

Sie wird es morgen Mittag noch zeitig genug erfahren, wenn der Oberförster mir gekündigt hat.

Justus zweifelte nicht, daß dies geschehen werde. Er wußte, wie schlecht der Vater bei seinen Vorgesetzten angeschrieben war, und hatte den zornigen Blick wohl bemerkt, mit dem der Graf unter den buschigen Augenbrauen den Vater angeblickt hatte, als er das Gold-

stück wieder in die Tasche gleiten ließ. Der Graf war ein harter Mann; er würde sich nicht erbitten lassen. Und wer sollte bei ihm für den Vater ein gutes Wort einlegen? Ein Gedanke schoß ihm durch den Kopf: Isabel! Wer konnte ihr widerstehen, den sie mit ihren großen Augen bittend ansah? Aber nach heute Abend! Sie hatte ihm ja nur zu deutlich gezeigt, daß sie nichts mehr mit ihm zu thun haben wollte. Nein, von der Seite konnte die Hilfe nicht kommen.

Vater! sagte er.

Was?

Vater, der Herr Graf —

Was?

Es war nicht hübsch von ihm, daß er mir Geld geben wollte, und ich hätte es gewiß nicht genommen, auch wenn Du nicht dagewesen wärest. Aber er hat es wohl nicht böse gemeint. Und Du hast es ja auch nicht böse gemeint, als Du sagtest: wir seien keine Bettelleute. Wenn Du nun —

Was?

Die arme Mama! sie thut mir so schrecklich leid.

Das Weinen war ihm nahe; er schluckte die Thränen mutig hinunter und fuhr fort:

Sie grämt und quält sich schon so viel um uns — daß Du hier leben mußt, wo es Dir so wenig gefällt; und weil es ja nun doch die höchste Zeit ist, daß ich auf die Schule komme. Und wenn wir nun wieder von hier fort müssen —

Das ist so sicher, wie das Amen in der Kirche,
murmelte der Förster.

Der Herr Oberförster —

Er wird sich das Maul nicht verbrennen wollen —
noch dazu meinethalben.

Oder der gute Herr Pastor —

Der wird ihm imponieren — freilich!

Oder wenn —

Wenn was?

Wenn Du selbst —

Ein wildes Gelächter, das häßlich im Walde wieder-
hallte, ließ den erschrockenen Knaben nicht weiter reden.
Der Vater war stehen geblieben.

Wenn ich selbst, wenn ich selbst? schrie er in rauhen
Tönen. Wenn ich selbst — was? hinginge und schläge
ihm alle Knochen im Leibe entzwei? Meinst Du das?
O ja, mit dem größten Vergnügen! Aber um seine
Gnade betteln? Ich um seine Gnade? Wer ist er?
Es ist noch nicht hundert Jahre her, da sind seine
Väter Holzhändler gewesen irgendwo da hinten in
Polen — Juden, wo möglich, — Blutsauger, Leute-
schinder, Waldschinder. Sie sind es ja noch heute —
ganz dasselbe, bloß daß sie jetzt eine Grafenkrone im
Wappen führen, die sie sich irgendwie gefuchsschwänzt
haben, die elenden, feigen Schufte! Vor denen soll
ich mich bücken? Denen soll ich gute Worte geben?
ich? Weißt Du, Junge, daß ich ein besserer Graf,
wie die, jeden Tag sein könnte, der seine schmutzigen

Juden zu Vätern hat? Weißt Du das? Himmel-höllenelement!

Er hatte Justus an beiden Schultern gepackt und schüttelte ihn, daß ihm das Waldhorn aus der Hand auf den Boden fiel. Der Wütende trat es unter die Füße, hob es dann auf und schmetterte es gegen einen Baumstamm. Plötzlich, wie er gekommen, war der Anfall vorüber.

Laß das Ding liegen! sagte er mit einem Versuch zu lachen. Entzwei ist es doch, und es thut mir leid, daß ich Dich je damit gequält habe. Komm, die Mama wird sich schon wundern, wo wir so lange bleiben.

Nach ein paar Schritten begann er von neuem:

Ja, sie werden mich wegjagen; aber Ihr — Du und die Mama, Ihr sollt darunter nicht zu leiden haben. Es findet sich schon was anderes für mich, und Du sollst Deine Schule durchmachen, denn das ist wahr: bei dem Pfarrer, — na! er ist ja so weit ein guter Kerl; aber lernen kannst Du nichts mehr bei ihm, und ich hätte auch wohl früher daran denken und nicht der Mama die Sache überlassen, sondern sie selbst in die Hand nehmen sollen. Oho! ich habe auch mein Gymnasium bis Prima durchgemacht! — Und hernach sollst Du auf die Universität. Bei Gott, das sollst Du; und wenn ich das nötige Geld stehlen müßte! Das wär' noch nicht das Schlimmste. Hier zu Lande stehlen sie alle; der Herr Graf voran! Das ist der große Dieb; hinter dem marschieren die kleinen:

der Herr Oberdirektor und die Direktoren von den Gruben und die Direktoren von den Fabriken; und hinter denen die Inspektoren und Obersteiger und Werkmeister und Monteure und —

Er brach jäh ab und stand still, horchend. Auch Justus vernahm es jetzt: das Knacken und Knistern in dem dichten Unterholz rechts her aus dem Walde. Jetzt war's dicht bei ihnen, und ein großer Hirsch wechselte über den Weg, um im nächsten Moment unter den hohen Bäumen auf der anderen Seite zu verschwinden. Sie hörten nur noch ein paarmal das Aufstampfen der eilenden Läufe, dann war alles wieder still. Justus wollte weiter gehen. Der Vater hielt ihn am Arm fest, flüsternd:

Er war auf der Flucht — es müssen Menschen im Walde sein, ich höre sie schon.

Er hatte Justus hinter den dicken Stamm einer Tanne gezogen, wo tiefer Schatten brütete, während der Weg, den sie verlassen, im hellen Mondenschein lag. Wieder vernahm man in derselben Richtung, aus welcher der Hirsch gekommen, Knistern und Knacken, aber nicht, wie vorhin beim Durchbrechen des flüchtigen Tieres, laut und gewaltsam, sich in rasender Eile nähernd, sondern leise, manchmal aussetzend, langsam herankommend. Nun waren sie am Waldrande drüben. Der erste bog die Büsche auseinander und, den Kopf vorstreckend, blickte er den Weg hinauf und hinab. Dann trat er heraus, ein kurzes Wort hinter

sich rufend, und schritt quer über den Weg in den Hochwald. Die anderen folgten in kurzen Zwischenräumen: vier, fünf, sechs Männer, jeder einen schweren Packen auf dem Rücken, gleichmäßig sich vorwärts bewegend mit langen, möglichst geräuschlosen Schritten. Sie kamen so nahe an der Tanne, hinter der Vater und Sohn standen, vorüber, daß jene deutlich das gelegentliche Reuchen der Leute hörten. Dann hatte der Wald sein Geheimniß verschlungen. Eine große Eule, die über ihnen in dem Baume gesessen, setzte sich auf und flog über den mondbeschienenen Weg nach der anderen Seite. Die Gestalt des Vogels hob sich in scharfen Umriffen von dem hellen Himmel ab; man sah, daß er etwas — ein Häschchen oder Kaninchen — in den Fängen trug.

Für Justus bedurfte die Scene keiner Erklärung; er hatte oft genug aus dem Munde des Vaters und der anderen Förster und Steuerbeamten von dem Schmugglertreiben über die nahe russische Grenze gehört. Jetzt zum erstenmal hatte er die Leute bei der Arbeit gesehen, und das Herz hatte ihm bang geklopft. Nicht aus Sorge für sich, sondern für den Vater; er wußte, daß die Förster streng angewiesen waren, die Steuerbeamten zu unterstützen, und schon als Förster hätte der Vater Leute, die unbefugterweise sich im Walde umtrieben, anhalten müssen, und er hatte gemeint, daß der Vater das thun werde. Der aber hatte sich nicht geregt — zu Justus' Erstaunen. Furcht war

dem Vater fremd, und er hatte die geladene Büchse auf der Schulter und den Hirschfänger an der Hüfte; er hätte es mit einem Duzend unbewaffneter Menschen aufgenommen, wenn er gewollt. So hatte er eben nicht gewollt. Warum nicht?

Er wagte es nicht zu fragen, da der Vater kein Wort sprach, sondern schweigsam, wie angewurzelt, auf derselben Stelle stehen blieb, und er ihn nur ein paarmal tief atmen hörte. Auch auf dem Reste des Weges nach Hause brach er nur einmal das Schweigen, um zu fragen:

Für wieviel jährlich will der Löb Dich in sein Haus nehmen?

Ich weiß es nicht, Vater, ich glaube —

Schon gut! schon gut! Hast Du den Schuhu gesehen? Der hatte sich sein Abendbrot auch gestohlen. Sie stehlen hier alle — alle — Mensch und Tier.

Sie waren angelangt. Durch die beiden niederen Fenster der Wohnstube schimmerte das Licht auf den sandigen Weg. Waldmann, der Dachshund, kam dem Herrn, vor Freude leise winselnd, aus der offenen Hausthür entgegen; Ponto, der Hühnerhund, der draußen im warmen Sande gelegen hatte, umkreiste ihn mit freudigen Sprüngen. Der Förster hatte gegen seine Gewohnheit kein Wort für sie; er schritt, ohne sich aufzuhalten, über den dunklen kleinen Flur in das Zimmer; Justus folgte ihm auf dem Fuße. Die Mutter, die am Tische gestanden hatte, wandte sich den Eintre-

tenden entgegen; auf ihrem bleichen lieben Gesicht sah Justus das ängstliche Lächeln, mit dem sie jedesmal den Vater begrüßte. Der ging auf sie zu, und, sie in die Arme nehmend, küßte er sie: Wir haben Dich lange warten lassen, Louise!

Noch nie im Leben hatte Justus gesehen, daß der Vater die Mutter küßte. So hatte sein scheu erschrockener Blick nur eben die Gruppe gestreift; aber es war ihm die flammende Röthe nicht entgangen, die der Mutter in die Wangen geschossen war, und daß ihre Augen durch Thränen in einem wundersamen Glanze gestrahlt hatten.

Und so sah er das geliebte Antlitz im Geiste, als er eine Stunde nach dem Abendbrot, bei dem der Vater, ohne einen Tropfen zu trinken, freundlich und gesprächig gewesen war, in seinem Kämmerchen noch angekleidet auf dem Bette lag und, während der Mondenschein langsam an der weißen Wand über seinem Arbeitstische weiterrückte, die Ereignisse des Tages überdachte, einen Plan in der erregten Seele wälzend, der ihm, er wußte nicht wie, gekommen war, als er sah, daß der Vater die Mutter küßte, — einen Plan, den er morgen früh ausführen mußte, wenn es nicht zu spät sein sollte, und den auszuführen er entschlossen war, obgleich ihm im Vergleich dazu, den Ogre in seinem Schlosse zu überfallen und ihm im mondbeschienenen Hof ein Schwert durch das schwarze Herz zu rennen, eine Kleinigkeit dünkte.

Achtes Kapitel.

Der Zufall schien Justus in der Ausführung seines Unternehmens begünstigen zu wollen. Bereits am frühen Morgen war ein Kollege bei dem Vater gewesen, ihm zu sagen, daß der Herr Oberförster über Land gefahren sei und ihn deswegen erst heute um zwölf Uhr Mittag in seinem Bureau sprechen wolle. Der Mann hatte seine Bestellung ausrichten können, ohne daß die Mutter, die in der Küche war, etwas davon hörte. Der Vater war dann mit dem Kollegen sogleich in das Revier gegangen; das Geheimnis also vorläufig gesichert. Justus hatte sich unter dem Vorwande, zum Pastor in die Unterrichtsstunde zu müssen, von der Mutter verabschiedet; war auch im Pastorhause gewesen, nur um sich zu vergewissern, daß Hochwürden — es war Montag! — noch fest schlafte; dann hatte er sich eilends auf den Weg gemacht.

Auf den langen Weg zum Schlosse: erst durch den Wald. Der glänzte im Lichte eines schönsten Sommermorgens; aber der Knabe hatte heute kein Auge für

all die Herrlichkeit, in der er doch sonst so schwelgen konnte. Sein Weg führte über die Stelle, wo die jungen Tannen für die Cellulosefabrik gefällt wurden. Heute war man in voller Arbeit; der Wald erklang vom Schlag der Äxte, dem Knirschen der Sägen und dem Knarren der Wagen. In der breiten Schneise stand der hohe Fabrikschornstein, heute dicke Rauchwolken in den blauen Himmel sendend. Justus hatte gestern Abend zum erstenmale wieder an sein Märchen gedacht und heute fiel ihm ein, wie es doch gar nicht mit dem Märchen stimme, daß der Ogre noch immer so weiter den Wald aufträte, während er doch die Fee bereits in seinem Schlosse habe. Aber heute war keine Zeit für ihn, Märchenträumen nachzusinnen, und da war er schon am Rande des Waldes, vor sich den großen Park, hinten im Park, zwischen Baum und Busch, das Schloß.

Es war dieselbe Stelle, auf der er vor ein paar Wochen auf Isabels Erscheinen gewartet hatte. Auch heute zeigte sich kein Mensch in dem weiten Revier, selbst die Hasen und Rehe ließen sich in dieser Stunde nicht blicken, denn die Sonne stand schon hoch. Die langen, sich schlängelnden Parkwege gleißten in ihrem Schein; die Boskettts und die Gruppen der hochstämmigen Bäume warfen blaue Schatten auf die Wiesen, über deren buntem, in sanftem Winde sich schaukelnden Blumenflor unzählige Schmetterlinge flatterten. Nach links, wo der Park sich völlig öffnete, zog sich jenseits

des meilenbreiten Moores eine Kette niedriger blauer Hügel hin, aus deren Falten die Türme von ein paar Kirchen aufragten. Da war man aber schon längst in Rußland. Die Grenze bildete der Bach, der sich durch den Moorgrund wand; des Knaben scharfes Auge konnte die Bajonette der Soldaten, die da patrouillierten, blicken sehen, ja hin und wieder, wenn die Beleuchtung besonders günstig war, die Gestalten der Soldaten selbst in ihren weißen Jacken deutlich erkennen.

Die unheimliche Scene gestern im nächtlichen Walde, als die Schmuggler an ihnen vorüberhuschten, kam ihm wieder in Erinnerung. Er hatte den einen der Männer, einen Bauer aus dem Nachbardorfe, Namens Skapzek, wohl erkannt; der Vater gewiß noch mehrere. Würde er sie verraten? Gewiß nicht, nachdem er sie unbehelligt hatte durchschlüpfen lassen. Aber that er es nicht, machte er dann nicht gemeinschaftliche Sache mit ihnen? Hatte er es gestern in seiner zornigen Stimmung gethan? und weil er wußte, daß er ja nun doch um seine Stelle kommen würde? Wenn er nur nie erfahren möchte, wer den Herrn Grafen für ihn gebeten hatte! Aber vielleicht erhörte der Herr Graf ihn nicht, oder man schickte ihn schon an dem Thore weg, und morgen würde es so wie so zu spät sein.

Er hatte nur ein paar Minuten am Waldestrande, vom eiligen Lauf verschnaufend, gezögert. Es war ihm

so viel durch den Kopf gefahren — er meinte, es habe eine Stunde gewährt. Nur die Sonne war noch an derselben Stelle, und die Schatten der Bäume waren nicht kürzer geworden. Eine Uhr, nach der er hätte sehen können, besaß er nicht; doch meinte er, daß es zehn Uhr sein müsse, und er hatte zufällig einmal von Isabel gehört, es sei das die Stunde, in welcher der Herr Graf seine Beamten zu empfangen pflege.

Ursprünglich hatte er sich von Boskett zu Boskett durch den Park bis ans Schloß schleichen wollen; vielleicht war es verboten, die Rasenflächen zu betreten, und er wollte sich nichts zu schulden kommen lassen. So verfolgte er denn den breiten, glatt gehaltenen Weg, in dem die Gleise der Wagen und hin und wieder die Spuren der Pferdehufe eben sichtbar waren, ungeduldig zum Schloß zu gelangen, das immer weiter nach links rückte, bis er in eine Allee uralter Bäume gelangte, welche direkt auf das Schloß zuführte. Noch immer war er keinem Menschen begegnet und doch hätte er so gern jemand gefragt, wie er es anzustellen habe, um vorerst einmal in das Schloß Einlaß zu erhalten.

Nun stand er an dem hohen eisernen Thor und blickte durch das Gitter, deren verschnörkelte Gewinde und ragende Spitzen vergoldet und von wildem Wein und anderen Rankengewächsen durchflochten waren, in den Hof. Ihm gegenüber lag das Schloß; rechts

und links traten Seitengebäude bis an das eiserne Geländer. Aus der Mitte eines großen, runden, mit Blumenrabatten geschmückten Rasenplatzes erhob sich ein mächtiges Gebüsch von breitblättrigen Pflanzen, über welche der dicke Strahl einer Fontäne hoch emporstieg, um in ein Becken herabzufallen, dessen Ränder man nur hier und da durch die Pflanzen sah. Um den Rasenplatz herum führten breite Fahrwege. Das Schloß und alles sonst lag im grellen Sonnenschein; nur von der Seite rechts warf das Nebengebäude einen schmalen Schatten in den Hof.

Justus hatte Zeit, sich all die Herrlichkeiten genau anzusehen; der Pförtner hatte ihn durch das Fenster seines epheumspannenen Häuschens erblickt und keine Lust, dem Jungen zu öffnen. Justus schellte zum zweiten, er wagte es zu einem dritten Male. Der Pförtner öffnete das Fenster und rief:

Zu wem willst Du?

Zu dem Herrn Grafen.

Bist Du bestellt?

Nein.

Dann kannst Du draußen bleiben.

Damit warf er das Fenster wieder zu.

Traurig stand der arme Knabe da. Was sollte er thun? Warum hatte er auf die Frage, ob er bestellt sei, nicht mit Ja geantwortet? Aber zu lügen war ihm immer als das verächtlichste der Welt erschienen, wenn auch Isabel meinte: mit der Wahrheit brauche man

es so ernst nicht zu nehmen; das thäten nur die dummen Leute. Da hatte er denn, ihr zu Liebe, seinen Grundsatz dahin abgeändert: Jungen dürften nicht lügen, Mädchen dürften es.

Plötzlich kam der Pförtner aus der Loge herausgestürzt, riegelte eilfertig das Thor auf, beide Flügel weit öffnend. Daß es nicht für ihn sei, mochte sich Justus leichtlich denken. So blickte er denn, da der Schloßhof leer blieb, hinter sich und sah einen Wagen die große Allee sehr schnell heraufkommen: einen offenen Wagen, in welchem Damen saßen. Im nächsten Moment war er in dem Boskett, das mit der Spitze bis nahe an das Thor heranschnitt, verschwunden, gerade zur rechten Zeit, um den Wagen, in welchem Komtesse Sibylle, die englische Gouvernante, ihnen gegenüber auf dem Rücksitz Isabel, saßen, an sich vorbeifahren und in dem Thor, das sich alsbald wieder schloß, verschwinden zu sehen. Die Damen hatten ihn gewiß nicht bemerkt, und der Pförtner bekümmerte sich nicht um den Jungen, der so eilig davon gelaufen war.

Justus atmete tief auf. Es war gewiß sehr dumm, was er da eben gethan; und die freundliche junge Komtesse zu bitten, ein gutes Wort für ihn bei dem Vater einzulegen, wäre ihm auch nicht schwer gefallen. Aber in Gegenwart von Isabel, die nichts mehr von ihm wissen wollte, nein! das war unmöglich. Zu Tode hätte er sich geschämt. Er hatte den Weg vergeblich gemacht; es sollte eben nicht sein.

Er wollte, einen schmalen Pfad durch das Boskett verfolgend, in die große Allee zurück. Der Pfad zog sich sehr in die Länge und Justus erstaunte, als er, aus dem Boskett, das immer dichter geworden war, endlich heraustretend, nicht die Allee vor sich sah, sondern zuerst einen Gartenweg und hinter demselben einen mit steinernen Rändern eingefassten großen Teich, auf welchem ein paar schwarze Schwäne schwammen. Von dem Teich führten zwei schmale Treppen mit niedrigen Stufen zu einer lang sich streckenden Terrasse hinauf, eine andere breitere Treppe zwischen den beiden weiter zu dem Schloß, das ihm seine ganze Seite zukehrte. Auf dem Geländer der Terrasse wechselten mächtige Körbe bunter Blumen mit weißen Statuen; Sphinge lagerten auf den Treppenwangen; unten am Teich, wo am Ausgange einer der Treppen ein paar buntangestrichene Boote angefettet waren, ragte ein himmelhoher weißer Mastbaum, von dessen Spitze eine große rotseidene Fahne sich müde in dem lauen Morgenwinde dehnte — das alles überflossen von strahlendem Sonnenschein — ein Bild, so wunderbar prächtig, wie er es sich nie auch nur hatte träumen lassen, und vor dem seine schönheitsdürstige Seele freudig erschraf, daß er für ein paar Minuten ganz vergaß, wie er hierher gekommen und was ihn hierher geführt. Dann wurde er sich dessen wieder bewußt. Er wollte in das Boskett zurück, aus dem er herausgetreten war, und hatte sich schon gewandt, als er von dem schmalen

Pfade her Stimmen vernahm — weibliche Stimmen — Stimmen von Mädchen, wie ihm schien — ja, er glaubte Isabels Lachen zu hören, obgleich er nicht zu begreifen vermochte, wie sie, die er noch eben an sich vorüber in den Schloßhof hatte fahren sehen, ihm jetzt aus dem Boskett entgegenkommen könne. Die Furcht, ihr vielleicht doch zu begegnen, übermog jedes andere Bedenken. Der Weg, auf dem er sich befand, schien nach links, an dem Wasserbassin hin, in der Richtung nach der Vorderseite des Schlosses, vor der er zuerst gestanden, aus dem Parke herauszuführen, und die Entfernung, die er zurückzulegen hatte, gar nicht groß. So wollte er es daraufhin wagen. Auch hatte er keine Wahl — die Stimmen aus dem Boskett waren schon ganz nahe.

Aber kaum hatte er hundert eilige Schritte gethan, als er wieder stehen blieb, diesmal von wirklichem Schrecken erfaßt. Vor sich, links an das Boskett sich lehrend, erblickte er — gegenüber einer Treppe, die seitwärts von der Terrasse herabführte, und von derselben nur durch den breiten Weg getrennt — ein mächtiges Zelt, oder was es war: eine um ein paar Stufen über den Boden erhöhte Estrade, mit einem auf schlanken Säulen ruhenden Dach, hinten — nach dem Boskett zu — mit Teppichen verhängt, nach vorn und nach den Seiten offen. Auf der Estrade standen Stühle, Divans, Tischchen. An einem größeren, mit Papieren und Akten bedeckten Tisch saß der Herr

Graf selbst in einem Lehnstuhl, ihm gegenüber der Oberdirektor auf einem Korbseffel, zu dem Grafen sprechend und dabei von Zeit zu Zeit in Papieren blätternd, die vor ihm lagen. In einer entfernten Ecke des Zeltes nahm eben ein Diener eine Platte von einem Schenktisch und entfernte sich mit derselben nach dem Schlosse. Der Mann hatte ihn nicht gesehen; auch der Herr Graf nicht, der ihm den Rücken wandte; auch der Direktor nicht, der die Augen nicht von seinen Papieren aufhob. Was sollte er thun? Vorwärts den Weg verfolgend, mußte er unmittelbar an dem Zelte vorüber; zurück sich wendend, lief er die ihm noch viel schrecklichere Gefahr, Isabel zu begegnen. Aber dann? weshalb war er hier? Da war ja der Herr Graf, zu dem er wollte, zu dem er mußte. Der Herr Direktor konnte nicht ewig bleiben, und auch wenn der Herr Graf mit jenem zugleich aufbrach, brauchte er ihm ja nur in den Weg zu treten und seine Bitte vorzubringen.

So blieb er stehen — mitten auf dem Wege — so nahe, daß er sogar einzelne Worte des Direktors deutlich hörte. Glücklicherweise für ihn war der Herr mit seinem Vortrage zu Ende. Er legte die Papiere zusammen und erhob sich, zugleich nach dem runden Hute greifend, der neben ihm auf einem Stuhle lag. Jetzt, da er nicht mehr in die Papiere hineinsprach, vernahm Justus jedes Wort:

Die letzten Jahre sind uns sehr günstig gewesen,

Herr Graf, — so wird es nicht immer bleiben. Wir können auch ungünstigere Konjunkturen, die ich kommen sehe, ertragen mit einem verlässlichen, tüchtigen Arbeiterstamme. Noch einmal, Herr Graf, uns den zu schaffen, muß nach meiner Meinung jetzt unsere Aufgabe sein; und zur Lösung dieser Aufgabe giebt es nur ein Mittel, — das, welches ich mir vorzuschlagen erlaubte. Ich gebe die Hoffnung nicht auf, Herr Graf, daß Sie in meinem Sinne die Entscheidung treffen werden.

Der Direktor verbeugte sich und ging mit schweren Schritten — er war ein breitschultriger, stämmiger Mann in Reitstiefeln mit Sporen — die Estrade entlang nach der anderen Seite, wo er hinter Gebüsch verschwand. In seine Gedanken versunken, hatte er Justus nicht beachtet. Der Graf, der die Verbeugung des Direktors nur mit einem Kopfnicken erwidert hatte, war sitzen geblieben, die Stirn in die Hand gestützt. Jetzt war der Moment für Justus gekommen. Er ging bis zur Estrade, die wenigen Stufen hinauf und stand, dem Grafen gegenüber, ungefähr da, wo der Direktor gestanden hatte. Der Graf mochte das Geräusch der Schritte überhört haben; vielleicht meinte er, es sei ein Diener, der etwas zu melden komme; er blickte nicht auf. Justus war in grausamer Verlegenheit; endlich sagte er leise: Herr Graf —

Der Graf hob den Kopf mit finsterner Miene und schien, den Eindringling mit den grauen Augen unter

den buschigen Brauen anstarrend, sich zu besinnen, wo und wann er ihn gesehen haben könne.

Wah! sagte er. Du kommst nun doch, um Dir Dein Geld zu holen?

Nein, Herr Graf.

Was willst Du denn?

Justus schlug das Herz zum zerspringen; aber ein Zurück gab es nicht, und hätte es eines gegeben, er würde es jetzt verschmäht haben.

Ich wollte den Herrn Grafen bitten, meinen Vater nicht fortzuschicken.

So! Warum ist denn Dein Vater nicht selbst gekommen?

Er fühlt wohl, daß er im Unrecht ist.

Um so mehr hätte er Ursache gehabt, sich persönlich zu entschuldigen.

Das wird einem Manne so schwer.

Der Graf lehnte sich in seinen Sessel zurück; in seinen Augen malte sich etwas wie Verwunderung. Dieser Försterjunge mit seinen fünfzehn, höchstens sechzehn Jahren, in seinem Anzuge, den irgend ein schlechter Dorfschneider gemacht, er hatte gewagt, hierher zu ihm zu kommen und sprach in wohlgefügten Worten, als hätte er sie aus einem Buche gelernt.

So mußte doch Deine Mutter sich zu mir bemühen; oder hast Du keine mehr?

Ja, eine liebe Mutter.

Sie hat Dich geschickt?

Nein, sie weiß nicht, daß ich hier bin; auch der Vater nicht; ich bin aus freien Stücken gekommen.

Ihr scheint mir eine furiose Familie, sagte der Graf.

Der Graf hatte die dunkle Empfindung, daß er hier einer moralischen That gegenüberstehe, die Achtung verdiene; und der Gedanke schoß ihm durch den Kopf, daß sein Sohn dergleichen nicht fertig bringen würde. Und jetzt erst fiel ihm ein, was die Damen ihm erzählt hatten, daß die hübsche Isabel zusammen mit dem Försterjungen in Eisenhammer von dem Pfarrer Szonsalla unterrichtet sei. So erklärten sich dann freilich der intelligente Ausdruck des Knaben und seine gewählte Sprache. Diese Entdeckung gab seinen Gedanken eine neue Richtung. Wenn er seinem Sohne den Jungen als Gesellschafter und Spielgenossen und Mitschüler gäbe, wie man für seine Tochter die Isabel ins Haus genommen? Die Gräfin hatte sich ihrer Acquisition so gerühmt; es wäre ein guter Spaß, ihr auf diese Weise ein Paroli zu biegen. Auch machte sie ihm ja immer den Vorwurf, daß er sich um Armand nicht kümmere. Hier war eine gute Gelegenheit, sie vom Gegenteil zu überzeugen.

Wie gefällt es Dir? fragte er mit etwas in seinem Gesicht, das beinahe ein Lächeln war, und einer unbestimmten Handbewegung nach den Terrassen und dem Schlosse.

Ich finde es wunderschön; erwiderte Justus.

Da darf ich wohl annehmen, daß Du nichts dagegen hättest, hier zu bleiben?

Justus antwortete nicht, er wußte nicht, was der Herr Graf mit der Frage habe sagen wollen.

Ich meine, fuhr der Graf fort, daß Du gerne hier bliebest und meinem Sohne Gesellschaft leistetest, wie Deine Freundin Isabel der Komtesse. Nun, ich werde mir Deinen Vater kommen lassen und mit ihm sprechen.

Er winkte Justus mit der Hand zum Zeichen, daß er entlassen sei. Der Knabe stand in der entsetzlichsten Verlegenheit. Er wußte, daß sein Vater in seinem Stolze niemals auf einen solchen Vorschlag eingehen würde. Hatte er doch gelegentlich Isabels Übersiedelung in das Schloß gesagt: Diese Polacken haben keine Ehre im Leibe. Lieber sterben, als dem Gesindel die Stiefel putzen, denn darauf läuft es ja doch hinaus. — Und seit gestern Abend dachte Justus nicht viel anders. Was er da ausgestanden, als er an der Tafel Isabel gegenüber saß, die keinen Blick für ihn hatte, war ihm noch in zu schmerzlicher Erinnerung. Nein! das konnte nicht sein.

Bitte, bitte, Herr Graf, sagte er fast atemlos, thuen Sie es nicht! Ich soll zu Michaelis auf die Schule nach L., und ich freue mich sehr darauf. Es ist auch sonst alles schon abgemacht, und — und — ich danke Ihnen recht sehr, Herr Graf, für Ihre Güte von ganzem Herzen; aber —

Der Graf glaubte seinen Ohren nicht trauen zu

dürfen. Da war ja wieder ein drastisches Beispiel von der Insolenz und dem Hochmuth dieser Menschen, denen der Direktor für eine halbe Million Wohnungen bauen wollte, damit sie menschenwürdig leben könnten? Lächerlich! damit sie noch frecher und unverschämter würden, wie sie es bereits waren — wie es der Vater des Jungen gestern Abend gewesen und der Junge selber eben war!

Wie Du willst, sagte er ruhig. Du scheinst ja sehr genau zu wissen, was Du zu thun und zu lassen hast. Jetzt kannst Du gehen.

Er nahm aus einem Etui, das neben ihm stand, eine Cigarette, die er anzündete, und wiederholte, da der Junge ihn nicht verstanden zu haben schien: Du kannst jetzt gehen, habe ich gesagt.

Was wird aus meinem Vater? fragte Justus.

Das ist Sache des Herrn Oberförsters.

Er wird ihn wegschicken.

Wohl möglich.

Es wird meiner guten Mutter das Herz brechen.

Der Graf wollte abermals sagen: wohl möglich! verschluckte es aber in dem Gefühl, daß es eine Nothheit sei, mit der er sich diesem Knaben gegenüber eine Blöße geben würde.

Ich wiederhole, daß ich mit der Sache nichts zu thun habe; und nun zum letztenmale: mach', daß Du fortkommst!

Er griff nach den Papieren vor sich — nur zum
Spielhagen, Sonntagklub.

Schein, denn er warf sie sofort wieder hin und rief, da der lästige Junge sich nicht rührte, in ärgerlichem Tone: Nun!

Justus warf noch einen Blick in die harten, mit einem bösen, drohenden Ausdrücke auf ihn gerichteten Augen. Ja, das war der Ogre seines Märchens! und er war nicht der Prinz, der ihm das Schwert durch das schwarze Herz rannte, sondern der arme Junge, den man zum Schloß hinausjagte! Still wandte er sich und wollte gehen, als etwas geschah, was ihn jäh an seine Stelle bannte und den Grafen aus seinem Sessel in die Höhe fahren machte.

Neuntes Kapitel.

Von den mächtigen Teppichen, welche den Hintergrund des Zeltes bildeten, hatten sich die dem Siege des Grafen nächsten unten auseinandergethan und Isabel war herausgetreten. Sie war noch in dem weißen Kleide, das sie vorhin im Wagen gehabt; aber das braune Strohbüttchen trug sie jetzt in der Hand. Justus, der ihr Gesicht so genau kannte, bemerkte, daß es sehr blaß war, wie immer, wenn sie etwas stark erregte. Dann erschienen auch ihre Augen größer und dunkler als sonst und so, wie sie es eben waren. Mit ihren leisen und doch festen Schritten kam sie heran, die Augen auf den Grafen gerichtet, vor dem sie stehen blieb, und sagte, zu ihm aufblickend, ohne eine Spur von Erregung in der Stimme:

Wenn Sie Justus so fortschicken, bleibe ich nicht eine Minute länger hier; und Sie wissen sehr wohl, daß Komtesse Sibylle dann schrecklich unglücklich sein wird.

Der Graf wußte es sehr wohl; Sibylle war sein Lieblingskind. Er hatte, als sie den sonderbaren Wunsch aussprach, Isabel als Gefährtin zu haben, nicht Nein zu sagen gewagt, wie wenig auch diese Extravaganz, wie er es nannte, nach seinem Sinne war. Dann hatte ihm die Kleine es angethan, wie allen Leuten, jedenfalls allen Männern, die in ihre Nähe kamen, und ihre Drohung zu gehen traf auch ihn; ohne diese braunen Augen sich gegenüber würde ihm das Familiendiner, zu dem jetzt häufiger als zuvor die jungen Leute herangezogen wurden, sehr verödet erschienen sein. So schämte er sich nicht einmal zu lügen, als er sagte:

Es war so böß nicht gemeint, Fräulein Isabel; aber Ihr Freund verlangte Dinge von mir, die ich ihm beim besten Willen nicht gewähren kann.

Sie wollen also Justus' Vater nicht in seiner Stelle lassen?

Ich kann nicht, liebes Kind.

Komm!

Sie hatte sich, jetzt zum erstenmale, zu Justus gewandt, indem sie ihm zugleich die kleine behandschuhte Hand hinstreckte.

Aber Sie sind toll, Isabell! rief der Graf ärgerlich. Wenn ich sage: ich kann nicht, so meine ich, daß dies eine Angelegenheit ist, über die mein Oberförster zu entscheiden hat. Ich werde ihn mir rufen lassen und mit ihm sprechen.

Das ist nicht genug, sagte Isabel. Hier Justus hat gewiß seit gestern Abend keine Stunde geschlafen nicht wahr Justus? — und ist den weiten Weg hierher gelaufen, ohne daß seine Mutter es weiß — ich habe alles gehört — da hinter dem Teppich. Und ich will nicht, daß er den weiten Weg wieder zurückmacht, und nicht weiß, ob sein Vater fortgeschickt wird, und dann seiner lieben Mutter das Herz bricht. Und nun, zum letztenmale, Herr Graf: soll Justus' Vater seine Stelle behalten, oder nicht?

Nun ja in — Gottes Namen! rief der Graf halb ärgerlich und halb in Entzücken über das süße, zu ihm aufschauende Gesicht. Er soll sie behalten.

Dann zu Justus sich wendend:

Wissen Sie, wann der Herr Oberförster Ihren Vater bestellt hat?

Um zwölf, sagte Justus.

Er hatte nicht bemerkt, daß der Graf ihn plötzlich Sie genannt; aber um Isabels Mund zuckte es blizschnell: es war ein Kompliment, das der Herr Graf ihr machte.

Der Graf hatte nach der Uhr gesehen:

Es ist jetzt elf, sagte er; ich werde den Herrn Oberförster sofort instruieren.

Er zog an einer Klingelschnur, die von der Decke auf den Tisch herabhing, nahm einen Briefbogen, schrieb ein paar Worte, that den Bogen in ein Couvert, das er adressierte und sagte zu dem Diener, der

eilfertig die Seitentreppe vom Schloß herabgekommen war und eben die Veranda betrat:

Dies soll sogleich zum Herrn Oberförster. — Und dann, sich zu Justus wendend, wie zu weiterer Erklärung:

Er wird es in zehn Minuten haben, jedenfalls bevor Ihr Vater sich meldet.

Der Diener war gegangen.

Sind Sie nun zufrieden, Fräulein Isabel?

Sehr! sagte Isabel. Sie hatte dem Grafen die Hand gereicht und blickte mit den großen glänzenden Augen zu ihm auf. Nur zögernd ließ er die Hand los; Isabel lächelte.

Komm, Justus, sagte sie, wir dürfen dem Herrn Grafen nicht länger lästig fallen.

Ich danke Ihnen, danke Ihnen tausendmal, murmelte Justus, dem die Thränen in den Augen standen.

Danken Sie Ihrer kleinen Freundin! sagte der Graf. Wo wollen Sie denn da hin, Isabel?

Isabel hatte Justus, ihn an der Hand fassend, die Verandastufen hinabgeführt und sich in der Richtung nach dem Boskett gewandt.

Komtesse Sibylle und Miß Brown sind in dem Wäldchen, sagte Isabel, bereits über die Schulter. Ich weiß, Komtesse wird sich freuen, Justus zu sehen. Komm, komm, Justus!

Sie ging jetzt eilfertig voran, Justus folgte. Der Graf blickte ihr nach.

Entzückende kleine Hexe, murmelte er; ich glaube, ich werde mich noch in sie verlieben; oder ich bin es schon — närrisch verliebt. Sie hat etwas von — wie hieß sie nur gleich? — vom Odéon — oder den Bouffes! — Mon dieu, habe sie ein Vierteljahr lang, glaube ich, gehabt, und weiß den Namen nicht mehr — lächerlich! — Der Bursche! Hm! Gut, daß ich mich nicht weiter engagiert habe. Man hätte ihn ja bald wieder wegschicken können; aber man übernimmt damit immer Verpflichtungen. Ein frecher Bursch! so einer von dem Holze, aus dem die Socialdemokraten geschnitten sind. Man ist noch immer zu gutmütig. Hätte den Lump von seinem Vater wegjagen sollen; — die kleine Hexe ist unwiderstehlich. Was für Augen sie hat! Capristi! was für Augen! — Wichtig von den Bouffes! — Coralie! aber lange nicht so hübsch wie die kleine Hexe!

Der Graf hatte ihr nachgeblickt, bis sie jetzt mit ihrem Begleiter nach rechts in dem Wäldchen verschwand. Unterdessen hatte Isabel ihrem Freunde erzählt, wie alles so gekommen war. Sie hatte ihn im Vorüberfahren erkannt und vom Pförtner gehört, wohin er geflohen sei. Sie habe sich sofort gedacht, was ihn hierher geführt, und sei ihm in das Wäldchen nachgelaufen mit der Komtesse und Miß Brown. Ob er nicht gehört, daß sie ihn gerufen hätten? Schließlich seien die beiden anderen umgekehrt, und sie sei eben auch im Begriff gewesen, es zu thun, als sie ihn

durch die Büsche erblickt in dem Augenblicke, da er aus dem Wäldchen in den Park trat. Dann sei sie ihm nachgeschlichen und habe hinter den Zeltteppichen alles vernommen. Der Graf sei nicht so schlimm, als er aussehe; sie wenigstens könne ihn um den Finger wickeln; davon werde er — Justus — ja wohl nun überzeugt sein. Übrigens habe auch er seine Sache brav gemacht, besonders darin, daß er sich auf die Idee des Grafen, Armands Kamerad zu werden, nicht weiter eingelassen.

Denn siehst Du, Sonntagskind, sagte sie, hierher ins Schloß gehörst Du nicht. Du mußt immer die Wahrheit sagen, immer, was Du meinst. Das geht hier nicht; damit wärst Du hier in drei Tagen fertig, — wenn's so lange dauert. Mit uns Mädchen ist das anders. Wenn wir etwas gesagt, oder gethan haben, was den einen oder den anderen geärgert hat, so machen wir's wieder gut. Das könnt ihr nicht, das versteht ihr nicht. Ich kann es und lerne es mit jedem Tage besser. Sie haben mich auch alle gern; der Alte am meisten. Armand ist schrecklich verliebt in mich, aber er ist ja doch vorläufig ein dummer Junge. Gestern Abend beim Nachhausefahren hat er mir noch eine große Scene gemacht, weil ich mich nur mit Baron Schönau unterhalten hätte, — dem jungen Manne, weißt Du, der neben mir saß. Er hat ein Gut hier in der Nachbarschaft und kommt oft herüber, ich glaube, meinet halben. Wenigstens geht er, wenn

er irgend kann, mir nicht von der Seite. Ich mag ihn auch gern; er hat so drollige Einfälle. Die Alte, — die Gräfin, meine ich, — ist entsetzlich. Und so dumm! — Du glaubst nicht, wie dumm sie ist! Außer ihrem bißchen Französisch weiß sie rein gar nichts. Der Alte ist gar nicht dumm und steht doch so unter ihrem Pantoffel, — ganz lächerlich, sage ich Dir, bloß weil sie sofort ihre Migräne bekommt, wenn sie etwas haben will und es nicht gleich da ist, oder gleich geschieht. Frauen können eben mit den Männern machen, was sie wollen, weißt Du. Armand ist ihr Liebling; dafür kann sie Sibylle nicht leiden, und der würde es schlecht gehen, wenn sie nicht wieder der Augapfel von dem Alten wäre. Die beiden haben es auch durchgesetzt, daß ich hierher kommen durfte; die Gräfin hat mich nicht gewollt, aber ich werde ganz gut mit ihr fertig. Sibylle betet mich an, und ich habe sie ganz gern, wenn sie auch ein bißchen langweilig ist. Und so fromm! schrecklich! Sie sind hier übrigens alle fromm, oder thuen doch so. Ich auch — natürlich. Es ist zum Lachen. Was hast Du? Du sagst ja kein Wort. Bist Du mir böse?

Ich Dir? murmelte Justus; weil Du noch eben so gut zu mir gewesen bist?

Ach, das war nichts; erwiderte sie leichtthin; das hat mir Spaß gemacht. Ich meine wegen gestern Abend?

Wegen gestern Abend?

Thu' doch nur nicht, als wenn Du nicht wüßtest, was ich meine. Aber, siehst Du, es ging nicht anders. Das verstehst Du nicht. Dafür will ich auch so liebenswürdig zu Dir sein, wenn Du, — richtig! heute in vier Wochen, da ist ja mein Namenstag, und Komtesse Sibylle will, daß der gefeiert wird. Da mußt Du kommen.

Ich? sagte Justus. Du hast doch eben selbst gesagt, hierher gehöre ich nicht.

Für gewöhnlich! rief Isabel. Und das sage ich noch einmal. Aber für einen Nachmittag oder Abend, das ist ganz was anderes. Wenn sie mich auch hier alle auf Händen tragen, es darf nicht aussehen, als ob mich das stolz mache.

Und darum soll ich kommen?

Ja.

Ich werde nicht kommen.

Justus!

Sie standen an dem Ausgange des Wäldchens nach der großen Parkstraße, noch von den Büschen verdeckt. Der Diener, der von der Oberförsterei zurück eben an der Stelle vorüberging, hatte sie nicht gesehen.

Justus! widerholte Isabel.

Sie hatte ihn an der Hand gefaßt, die großen dunklen Augen strahlten ihn an; um den roten Mund schwebte das lieblichste Lächeln.

Justus! sagte sie zum drittenmale. Hast Du mich denn gar nicht ein bißchen mehr lieb?

Ein dumpfes Schluchzen war seine ganze Antwort.
Du liebes Sonntagskind!

Sie hatte beide Arme um seinen Hals geschlungen, ihn auf die Lippen geküßt und in die Parkallee hinausgeschoben, während sie selbst sich gewandt und nun durch das Wäldchen den Pfad, auf dem sie gekommen waren, zurückzulaufen begann.

Zehntes Kapitel.

So war das Unwetter, das über dem Försterhause gestanden, ohne loszubrechen, weggezogen, und hinter ihm her. schienen helle Tage zu kommen. Für niemand heller als für Frau Arnold, ja, für sie so hell, daß sie nur ein Gebet hatte: der liebe Gott möge ihr das arme Herz vor Freude und Wonne nicht springen lassen, damit sie ihrem Manne beweisen könne, wie dankbar sie für seine Güte sei. War er doch seit jenem Abend, als er mit Justus von dem Futterplaze heimkehrte, wie umgewandelt: freundlich, liebevoll zu ihr, und wenn auch nicht heiter, so doch gelassen, teilnehmend, für sie besorgt. Oft und gern sprach er von Justus' Zukunft, die er sich in seiner phantastischen Weise nicht glänzend genug ausmalen konnte, so daß die glückselige Mutter, wie gern sie sich selbst in solchen Träumen wiegte, heimlich lächeln mußte. Da hatte sie dem Gatten denn auch, — sie durfte es jetzt, — mehr noch: es war in ihren Augen heilige Pflicht, — das Geheimnis ihres Schazes anvertraut, den sie für

Justus' Pension aufgespeichert. Er hatte sie freundlich gescholten, nicht, weil sie es so lange vor ihm verborgen gehalten: er habe ja ihr Vertrauen nicht verdient, — sondern weil sie ihr bißchen Kraft in den nächtlichen Arbeiten vollends darangegeben. Davon dürfe nun nicht mehr die Rede sein. Das alles werde jetzt er in die Hand nehmen. Wenn er das Geld, das er bisher ins Wirtshaus getragen und vertrunken und verspielt habe, zusammenhalte, werde am Ende des Jahres beinahe schon das Nötige zusammen kommen, und wenn ja noch etwas fehle, nun, — das würde sich auch wohl finden. Er wisse nicht, wo und wie; aber es müßte doch sonderbar zugehen, wenn ein Mann wie er, der die Kraft für fünf habe und auch sonst nicht gerade auf den Kopf gefallen sei, das nicht fertig bringe.

Nach solchen Worten, die er mit seiner tönenden Stimme gesprochen, während er mit großen Schritten in dem Wohnstübchen auf- und abging, hatte er ihr dann einen Ruß gegeben, der noch stundenlang in ihrem Herzen nachzitterte, die Flinte vom Pflock genommen und war in das Revier gegangen. Da brachte er, der es sonst mit seinen Pflichten nur zu leicht genommen, jetzt beinahe den ganzen Tag zu und manchmal sogar halbe Nächte. Der Herr Oberförster hatte es mit Genugthuung bemerkt, wie er der glücklichen Frau im Vorüberfahren an der Försterei gelegentlich mittheilte; und er würde gern eine Aufbesserung des in

der That ein wenig knappen Gehaltes und eine Renovierung des freilich recht baufälligen Hauses befürworten; aber Frau Arnold wisse wohl, daß der Herr Graf auf dem Ohre nicht gut höre. Wenn man allerdings, wie der Herr Graf, für tausende zu sorgen habe, so sei es immer bedenklich, A zu sagen, weil dahinter das ganze Alphabet komme; indessen einmal müsse doch der Anfang gemacht werden. Das sei auch die Meinung des Herrn Oberdirektors. Ubrigens sei es ein rechtes Glück, daß die kleine Isabel von dem Pfarrer Szonsalla die Affaire neulich, die leicht schlimm hätte ablaufen können, ins Gleiche gebracht habe. Der Herr Graf könne gar nicht genug rühmen, wie klug und mutig sie gewesen sei. Nun, der kleinen Hexe mit den braunen Glanz Augen dürfe man das schon zutrauen. Von der würde man noch Wunderdinge erleben; auf dem Schlosse tanze schon alles nach ihrer Pfeife.

Justus hatte innig gewünscht, daß sein Gang nach dem Schlosse vor der Mutter und nun gar vor dem Vater geheim bleiben möge; aber schon nach wenigen Tagen war, was da vorgegangen, in aller Munde. Der Diener, der den Brief des Grafen auf die Oberförsterei brachte, hatte geplaudert, der Graf selbst nicht geschwiegen, im Gegenteil den Sachverhalt erst im Kreise der Familie, dann auch seinen Gästen erzählt. Man rühmte oder verspottete seine Großmut, fand das Benehmen des Försterjungen recht brav und war

darin einig, daß die kleine Isabel eine Heldin sei, wenn sie auch das ihr von allen Seiten gespendete Lob bescheiden abwehrte und meinte, sie habe für ihren alten Schulkameraden, der ihr so oft bei ihren Arbeiten geholfen, nicht weniger thun können.

In dem Försterhause wurde von der Sache nicht weiter gesprochen, selbst nicht zwischen Justus und der Mutter. Der Förster selbst hatte nur in den ersten Tagen seine Frau einmal kurz gefragt, ob es wahr sei, was sich die Leute erzählten? Sie hatte, seinen leicht verleglichen Stolz fürchtend, nur zögernd bejaht; er hatte nichts erwidert; aber sie bemerkte wohl, daß seine großen schönen Augen jetzt oft auf dem Sohne mit einem Ausdruck ruhten, den sie nie zuvor gesehen: einem Ausdruck achtungsvoller Liebe. Und heute hatte er, als sie wieder diesen Ausdruck beobachtet und ihm in stummer Dankbarkeit die Hände geküßt hatte, vor sich hingemurmelt: Ich habe an ihm viel wieder gut zu machen.

Dann war er ins Revier und Justus zu Pfarrer Szonfalla gegangen. Sie aber schlich in das Hinterstübchen, nahm aus dem alten Schrank das schwarze Kästchen und aus dem schwarzen Kästchen die mit dem vermürbten schwarzen Bande zusammengebundenen Briefe des Predigeramtskandidaten und späteren Predigers Hermann August Bürger nebst der aschblonden Locke am blaßblauen Seidenbändchen und der Photographie, trug ihren Reliquienschatz in die Küche, wo

auf dem Herd noch das Feuer vom Morgentaffee schwälte, schürte das Feuer an und verbrannte die so lange Jahre behüteten Kleinode Stück für Stück. Das arme kranke Herz schlug ihr dabei furchtbar und ihre Lippen zitterten; aber, als nun alles Asche geworden, und der letzte Funke verglimmt war, atmete sie tief auf und flüsterte vor sich hin: Ich habe auch an ihm viel wieder gut zu machen.

Als Justus nach Hause kam, hörte er die Mutter in der Wohnstube singen, — mit leiser zitternder Stimme; aber doch singen, — zum erstenmale in seinem Leben. Es berührte ihn gar sonderbar und erschreckte ihn eigentlich. Das alte Volkswort, daß, wenn Menschen etwas ihnen ganz Ungewöhnliches thun, es ein Vorzeichen ihres Todes sei, fuhr ihm durch die Seele, und er wünschte, er hätte die Mutter nicht singen hören.

Es stand ihm auch sonst nicht nach Singen und Singenhören der trübe Sinn. Die Ereignisse an jenem Morgen auf dem Schlosse hatten einen Aufruhr in seiner Seele erregt, der sich nicht legen wollte. Er war sich vollkommen bewußt, daß ohne Isabels Dazwischenkunft sein Bittgang vergeblich gewesen sein würde. Wie hart und drohend hätten die Augen unter den buschigen Brauen auf ihn geblickt! wie mitleidslos war die heisere, hohle Stimme gewesen! Wie so gar nichts hatte daran gefehlt, daß die große, weiße Hand sich nach der Klingelschnur gestreckt, den Be-

dienten herbeizurufen, der den lästigen Bettler aus dem Garten weisen sollte! Und der Vater, die Mutter und er irrten dann jetzt auf der heißen Landstraße, während der Ogre im kühlen Schatten seines Zeltes auf das Plätschern des Springbrunnens im Teiche hörte, unter dessen blitzendem Staubregen die schwarzen Schwäne gelassen ruderten. Ach, es war so schön, so märchenhaft schön gewesen, das weiße Schloß mit den großen Körben der bunten Blumen und den Marmorstatuen und den sanften Treppen abwärts zu dem blauen Teich und den bunten Rähnen! Es war immer sein Traum gewesen, einmal so auf dem Wasser in einem Rähne zu schwimmen. Isabel durfte es jetzt!

Isabel!

Ja, sie war seine Retterin aus den Tagen des Ogre, und damit war das ganze Märchen, das er nun schon beinahe fertig im Kopfe getragen, völlig aus den Fugen. Die Metamorphose des Prinzen in einen Försterburschen war ihm verhältnismäßig leicht geworden, ja, das Märchen hatte dadurch gewonnen: je ärmer und verlassenener der Held, desto größer sein Ruhm, wenn er nun doch die große That ausführte. Aber er hatte sie ja nicht ausgeführt; nicht er hatte die Fee, sie hatte ihn gerettet. Da war es denn begreiflich, wenn der Held sich gar nicht mehr als Held, sondern als der fühlte, der er war: ein armer Junge, — ein armer verlassenener Junge. Nichts mehr. Und niemand wußte das besser als die Fee. Hatte sie es

ihm nicht gerade ins Gesicht gesagt, so war es doch aus ihren Worten herauszuhören gewesen: Du gehörst nicht hierher! — Das verstehst Du nicht! — Nein, ich gehöre nicht dahin; und ich will es auch nicht verstehen, wie man es anfängt, zu verschweigen, was man meint, und zu sagen, was man nicht meint. Sie kann es und lernt es mit jedem Tage besser, — im Verkehr vermutlich mit dem jungen Grafen Armand, der schrecklich verliebt in sie ist, und dem Herrn Baron, der so oft herüberkommt, — nur ihrethalben! und so drollige Einfälle hat! Da bin ich denn freilich überflüssig. Und ehe ich zu ihrem Namenstage auf das Schloß gehe und mich von den Junkern auslachen lasse, — eher will ich sterben.

Dieser Entschluß, den sich Justus ein duzendmal am Tage wiederholte, verhinderte in nichts, daß er vor Sehnsucht nach dem Wiedersehen der kleinen Zauberin fast verging; und diese Sehnsucht brachte es wieder mit sich, daß er sich das Wiedersehen immer von neuem ausmalte und zwar in der Form, in der es allein Wirklichkeit werden zu können schien: in der Form seiner Teilnahme an ihrem Namensfeste. Dann war in seiner Phantasie der arme Försterbursche wieder der Prinz geworden, der sich unbekannt in die Schar ihrer Bewerber mischt, die er alle an Tapferkeit und Gewandtheit weit überragt, bis er sich zu erkennen giebt und aus ihren kleinen weißen Händen den Lorbeerfranz des Siegers empfängt.

Doch das waren nur glänzende Lichter, die flüchtig über den dunklen Untergrund seines Trübsinnes huschten, in welchem er einen Genossen hatte: den Pfarrer Szonsalla. Vielmehr der gute Mann hatte den Knaben erst zu seinem Genossen gemacht, indem er ihm mit einer Offenherzigkeit sein Leid klagte, die von dem Unterschied des Alters und von dem Respektsverhältniß des Schülers zum Lehrer nichts wußte.

O, die süße kleine Hexe, die böse kleine Hexe, jammerte er. Sie weiß, daß ihr alter Onkel ohne sie nicht leben kann, und verläßt ihn doch, — läßt ihn in seinem Elend, ohne ein Wort der Entschuldigung, des Trostes, des Mitleids, als ob er ein schlechter Hund wäre, er, der sie so geliebt hat, der sie so liebt, der nichts auf der weiten Erde zum Lieben hat, — nur sie! Ach, Justus, welch' Abgrund von Undankbarkeit ist das menschliche Herz! Nein, nein! nicht das menschliche Herz! meines ist nicht undankbar! Ich danke jedem Sonnenstrahl, der mich trifft, jedem Vogelgesang, der aus den Zweigen tönt; Deinem Vater, wenn er mir früher und jetzt wieder stundenlang so schön auf meinem Klapperkasten von Klavier vorspielt; meinem alten Karo, wenn er mir auf der Schwelle vor Freude winselnd entgegen kommt. Und Dein Herz, mein armer Justus, ist auch nicht undankbar, ich weiß es; aber ihres, ihres! Trau ihr nicht! nicht über den Weg, auch wenn sie Dich 'lieber Justus' nennt und 'mein Sonntagskind' und Dir die Backen streichelt, und am

wenigsten, wenn sie Dich küßt! Glaube mir, sie will dann etwas von Dir; und wenn sie hat, was sie will, existierst Du nicht mehr für sie. Sie liebt keinen Menschen auf der Welt: nicht mich, nicht Dich, nicht die Liebe, herzige Komtesse, — niemand, niemand, nur sich selbst. Das ist ihre Anbetung, ihre Religion. Sie weiß nichts von dem süßen Jesus, der sein Blut für die Menschen ließ; von der gnadenreichen Mutter Gottes, die den Sohn sterben sehen mußte und die sieben Schwerter dafür eintauschte, die ihr das Herz durchbohren. Sie ist eine Heidin, und schlimmer als das, denn auch die Heiden kannten die Liebe. Ja, wer weiß, ob sie nicht gar eine Teufelin ist und mir gesandt um meiner großen Sünden willen, meine Seele zu holen, wenn das Maß voll ist. Oder ist es bereits voll, und hat sie meine Seele schon in ihren kleinen weißen Händen? Ich glaub's manchmal, Justus; beim heiligen Kreuz, ich glaub's! Es geht nicht zu mit rechten Dingen. Wie könnte sie mich alten armen Mann sonst zum Sklaven, zum Idioten machen, der sich so sehnt nach ihr, die nichts von ihm wissen will, ach, so sehr sehnt! Am Tage und tagsüber geht's noch zur Not, Justus; aber wenn der Abend kommt! Vor dem fürchte ich mich. Dann ist mein Herz so voll, und um mich her ist es so leer, als wäre da nichts, woran ich mich halten könnte, und ich müßte ins Bodenlose versinken. Und siehst Du, Justus, dann muß ich trinken, trinken, bis ich sie vergesse, die süße

geliebte kleine Heye; und mich vergesse und die Welt vergesse, die mir ohne sie eine greuliche Wüste ist. Ach, Justus, mein Sohn, ich denke, wir setzen die Virgilstunde morgen fort. Da ist mir vielleicht weniger schwer ums Herz. Und überhaupt, es ist ja die reine Großmut von Dir, daß Du noch zu mir altem thörichten Manne kommst unter dem Vorwande, von mir Lateinisch zu lernen. Du verstehst längst mehr davon, als ich je verstanden habe. Und, Justus, wie ist es? willst Du sie morgen zu ihrem Namenstage besuchen? Mich hat man nicht eingeladen, — natürlich! Laß mich doch noch einmal das Briefchen sehen, das sie Dir geschrieben! Ach, welch' feste Hand die kleine Heye schreibt! Wahrhaftig wie ein Mann! Und dabei doch so, daß es kein Mann geschrieben haben könnte: so, — ich kann das nicht erklären, Justus. Ich könnte es wohl, wenn ich nur die Worte fände. Aber das wird mir jetzt oft so schwer. Ich muß mich manchmal auf meinen Namen besinnen: Pietre! Szonfalla! Ja! und zu denken, daß ich immer der erste war in der Klosterschule und im Seminar; und sie sagten, ich würde es noch zum Kardinal bringen! O ja! wenn ich ein Kardinal wäre und in dem herrlichen Rom einen schönen Palast hätte da oben am Lateran! Nicht wahr, Justus! da würde sie nicht zu dem Herrn Grafen zu laufen brauchen, sondern bei mir bleiben und mich gern Papa nennen, wenn wir allein wären. Einmal und das anderemal hat sie's gethan, und da-

bei bligte ihr der Schelm aus den Augen. Nun geh' mit Gott, mein Sohn! Geh' in den Wald und höre die Vögel singen! Ich ginge gern mit Dir. Aber ich bin müde, so müde! Ich will mich schlafen legen; und ich wünschte bei Gott, ich wachte nicht wieder auf. Geh', mein Sohn! geh' in den Wald!

Elftes Kapitel.

Kirche und Pfarrhaus lagen am äußersten Ende des langgestreckten Dorfes, das Justus, um zum Walde zu gelangen, ganz durchschreiten mußte. Es war sein täglicher Weg, und was er rechts und links sah, hätte kein Interesse für ihn gehabt, auch wenn er es weniger oft gesehen hätte: baufällige, strohgedeckte Häuschen, an die der Schweine- oder Ziegenstall gefleht war; vor den Häuschen verwilderte Gärten und breite Düngerhaufen, auf denen die Schweine wühlten und die Hühner frachten; in den Thüren, auf der Schwelle hockend, alte Männer und Frauen, mit den kleineren Kindern auf den Knien, während die größeren im Sande und Schmutz der Dorfstraße spielten. Vor einer der etwas besser gehaltenen Hütten stand ein hochgewachsenes schlankes Mädchen. Es hatte ihn kommen sehen und nickte ihm zu, als er nahe genug war. Er trat an sie heran und reichte ihr die Hand. Sie hatten als Kinder oft miteinander gespielt: die Marthe Anders, Isabel und er; aber schon längst hatte Marthe, die ein Jahr älter war als er, keine

Zeit mehr zum Spielen: sie mußte die jüngeren Geschwister warten, während der Vater und die Stiefmutter in der Fabrik arbeiteten. Er hatte ihr gesagt, daß er vom Pfarrer komme, der krank sei.

Der ist jetzt immer krank, sagte das Mädchen; er sehnt sich nach Isabel; da betrinkt er sich jeden Abend, oft schon des Morgens.

Sie hatte das ganz ruhig gesagt, keineswegs böswillig oder spöttisch; es war ja eine Thatsache, die Justus am wenigsten hätte bestreiten können, dennoch fühlte er sich verletzt. Das Mädchen bemerkte es nicht und fuhr in ihrer ruhigen, bestimmten Weise fort:

Es ist nicht recht von Isabel, daß sie aufs Schloß gegangen ist, wo sie nichts zu suchen hat, während sie sich zu Hause nützlich machen könnte. Aber arbeiten hat sie nie gewollt.

Es sind nicht alle Mädchen wie Du, sagte Justus.

Ich hätte auch lieber einmal einen freien Tag, erwiderte sie; aber wenn man sieht, wie der Vater sich plackt, mag man auch nichts mehr von Vergnügen wissen.

Eine heifere kreischende Stimme von der Dorfstraße her unterbrach das Gespräch der jungen Leute. Es war die alte Rubigka. Sie stand da, in ihren Lumpen mit den triefenden roten Augen, dem schmutzigen blauen Feszen um die grauen zottligen Haare greulicher anzusehen als je, grinsend, gestikulierend schnatternd.

Was sagt sie? fragte Justus, der polnisch nur schlecht verstand.

Unfinn! erwiderte das Mädchen: wir würden noch einmal Mann und Frau werden. Du brauchst nicht zu erschrecken; sie sagt es immer, wenn sie zwei junge Leute beisammen stehen sieht.

Weshalb sollte ich da erschrecken?

Weil du Isabel liebst. — Ich muß hinein und nach den Jungen und dem Essen sehen.

Sie hatte ihm wieder die Hand gereicht — eine harte große Hand mit etwas stumpfen Fingern — und war in das Häuschen zurückgetreten, aus dem das Zetergeschrei sich halgender kleiner Jungen erschallte. Justus setzte seinen Weg fort und hatte bald den Wald erreicht.

Draußen hatte die Spätsommersonne fürchterlich heiß gebrannt; hier im Walde im Schatten der breit-ästigen Tannen war es wonnig kühl. Und mit der wonnigen Rühle nahmen die alten Märchenträume wieder den gewohnten Weg in seine Seele: vom Dgre, der den Wald aufraß, um die Fee, die nur im Walde leben konnte, zu zwingen, seinen Dgre-Sohn zu heiraten. Und vom Jägerburschen, der die Fee liebte, und den die Fee liebte, und der bei nächtlicher Weile in das Schloß drang unter tausend und abertausend Gefahren und die beiden Dgres — Vater und Sohn — tötete im Schloßhof beim Mondenschein. Wie wär's, wenn er die alte Rubizka noch anbrächte? Ein Märchen

ohne Here, das ist doch nichts; und gab es eine richtigere Here als die alte Rubikfa? Sie steht natürlich auf Seiten des Dgre. Aber dann wird die Gegenpartei zu stark, wenn der tapfere Jägerbursch gar keine Hilfe hat. Welche? Marthe Anders? Sie ist so gut und brav. Gute und brave Mädchen können einem Helden im Märchen sehr nützlich werden. Aber wie? wie?

Was ihm das ganze Gefüge der Dichtung auseinanderzusprengen gedroht hatte — Isabels Übersiedelung nach dem Schlosse — war jetzt zu einem neuen Motiv geworden, das dem Ganzen erst den rechten Schwung und Glanz verleihen zu wollen schien. Der Dgre hatte versprochen, den Wald nicht weiter aufzufressen und überhaupt Frieden zu halten, wenn die Fee sich dazu verstände, ein einziges Mal bei einem der Feste im Schlosse zu erscheinen und dreimal mit dem Dgre-Prinzen im Saale herumzutanzten. Der Jägerbursch hatte sie himmelhoch gebeten, es nicht zu thun; aber eigensinnig, wie sie war, hatte sie es doch gewagt, und natürlich hielt sie nun der Dgre in einem hohen eisernen Turme gefangen, und zwischen ihr und ihrem Geliebten hätte es keine Verbindung gegeben, wäre nicht der Falk gewesen, den er abgerichtet, und der zu ihr durch das schmale Fenster in die Turmstube flog und ihr seine Briefe brachte, um mit ihrer Antwort zurückzusaufen. Dies war ihre letzte Botschaft:

„Liebsteß Sonntagßkind! Ich erwarte Dich morgen bestimmt und verspreche Dir, daß es sehr nett werden wird. Kommst Du nicht, hast Du auf immer verscherzt die Liebe Deiner Isabel.“

Der Knabe starrte auf das zierliche Blatt, das er aus der Tasche genommen. Es hatte ihn jäh aus seinem poetischen Traum gerissen. „Ich erwarte Dich morgen“ und „Kommst Du nicht“ und so weiter — das ging zur Not; aber „ich verspreche Dir, daß es sehr nett werden wird“ — nein, das paßte ganz und gar nicht. „Sehr nett,“ so schreibt keine Fee, wenn Feen überhaupt Briefe schreiben, was doch sehr fraglich war. Dabei fiel ihm ein, was der Pfarrer von ihrer Handschrift gesagt hatte, und daß sie noch kein kleinsteß Wörtchen an ihn geschrieben, und wie dem guten Mann, als er es sagte, die Augen übergelaufen waren. Möchte sie tausendmal die reizendste Fee sein, ein gutes Mädchen war sie nicht und hatte nur immer schön mit ihm gethan, damit er ihr ihre Aufgaben machte. Morgen sollte er kommen, warum? damit die Leute sähen, daß sie nicht stolz sei und sich ihres alten Spielfameraden nicht schäme. Er würde nicht kommen und sich von den vornehmen jungen Herren auslachen lassen, möchte er dann auch für immer ihre Liebe verscherzen. Ihre Liebe! pah!

Im Begriff, das Blatt, das er noch in der Hand hielt, zu zerreißen, vernahm er Schritte hinter sich. Eilig steckte er es in die Tasche und sprang empor. Es

war Marthe Anders. Sie hatte einen Korb in den Händen. Ihr bleiches Gesicht war von Schweiß überperlt; ihr Atem flog. Sie wollte ihrem Vater, der auf dem Platz, wo die jungen Tannen für die Fabrik geschlagen wurden, die Mittagswache hatte, das Essen bringen.

Gieb mir den Korb! sagte Justus; ich habe nichts zu thun, und Du wärst gewiß gern bald wieder zu Haus.

Freilich, sagte das Mädchen; ich habe gerade heute alle Hände voll: Wäsche — und eben ist Boleslav von der Treppe gefallen und hat sich das ganze Gesicht zerschunden. Verschütt' nur nichts im Gehen!

Sie hatte ihm den Korb gegeben, strich sich das Haar aus der nassen Stirn, holte tief Atem, und blickte ihn mit den grauen Augen unter den schweren schwarzen Brauen starr an.

Wolltest Du noch etwas? fragte er.

Nein! sagte sie. — Und dann: ja doch! Ich wollte Dir sagen: Geh' morgen nicht auf das Schloß!

Wer sagt Dir, daß ich es will?

Ich weiß es; und sage noch einmal: thu's nicht!

Damit hatte sie sich gewandt, und alsbald war auch die schlanke Gestalt der Eilenden zwischen den Bäumen verschwunden.

Swölftes Kapitel.

Justus durfte sich nicht wundern, daß Marthe von der Einladung wußte, die bereits vor acht Tagen ein gräflicher Diener officiell überbracht und an die ihn Isabel durch ihr Briefchen nur noch einmal erinnert hatte. Der Diener hatte, seiner Instruktion gemäß, „dem jungen Herrn“ die Einladung persönlich auszurichten, ihn, da er bei dem Pfarrer in der Stunde war, in der Pfarrei aufgesucht; so war denn das ganze Dorf in das Geheimniß gezogen. Nur daß Marthe ihm mit solcher Entschiedenheit geraten, ja befohlen, nicht zu gehen, machte ihn stutzig. Was konnte es ihr sein, ob er ging, oder nicht? Und wie sonderbar sie ihn, als sie sagte: thu's nicht! angeblickt hatte! ordentlich zornig!

Ein Lächeln flog über das Gesicht des Knaben. In seiner blinden Liebe für Isabel hatte er sich niemals sonderlich um die Marthe gekümmert, wenn ihr beiderseitiges Verhältniß auch immer ein freundlich-kameradschaftliches gewesen war. Und nie im Traum war

es ihm eingefallen, sich zu fragen, ob sie ihn gern habe? Nicht wie er Isabel gern hatte! Das war ja ausgeschlossen; aber ihn anders ansehe, wie die anderen Knaben? Jetzt kam ihm doch der Gedanke. Welchen Grund hätte sie sonst gehabt, ihm den Besuch zu verbieten? Und plötzlich stand der Entschluß bei ihm fest, den Besuch zu machen. Er mußte der Marthe zeigen, daß er sich nicht vor Isabel fürchte; daß er sich überhaupt nicht fürchte, so wenig wie der Jägerbursch in seinem Märchen. Nur ganz flüchtig erinnerte er sich seines Einfalles, auch Marthe eine Stelle in der Geschichte zuzuteilen: die des guten, braven Mädchens, das auf Seiten des Jägerburschen stand. Das war ein dummer Einfall gewesen: sie gehörte nicht in ein Märchen. Wie würde Isabel lachen, wenn er ihr das erzählte! Überhaupt ohne Isabel wollte es mit dem Dichten gar nicht mehr recht von der Stelle. Es war wirklich die höchste Zeit, daß er sie wieder sah. Und in dem neuen Anzuge, den der Vater in der Stadt hatte für ihn machen lassen, würde er hoffentlich nicht so sehr von den jungen adligen Herrchen abstechen, wie neulich Abends im Walde in seinem abgeschabten grünen Rock, welchen die Mutter aus einem alten Jagdrock des Vaters zurechtgeschneidert.

Eine heftige Armschwenkung des Aufgeregten wäre beinahe dem Ekstotse im Korbe verhängnisvoll geworden. Er schritt nun ruhiger, wenn auch nicht weniger eilig weiter und hatte bald den Platz erreicht.

Es war derselbe, an welchem er damals an dem Sonntagmorgen sein Ogremärchen begonnen, aber der Ogre hatte seitdem beinahe den ganzen Bestand aufgefressen: nur in der Ecke des ungeheuren Bieredß ragten noch ein paar hundert der jungen Stämme. Der Platz sah infolgedessen noch viel wüster aus als damals, fast wie ein Kirchhof oder Schlachtfeld: mit den vielen Sandhaufen, die, ausgetrocknet, in der glühenden Mittagssonne weißlich schimmerten, und den aufgewühlten Wurzeln, die ihre verkrüppelten Arme hilflos in die Luft streckten, als wollten sie dem Himmel klagen, wie grausam die Menschen mit ihnen umgegangen. In dem Schatten der Hochtannen, welche an das Bieredß grenzten, saßen ein paar Duzend Arbeiter, die Eßkörbe zwischen den Knien. Es waren Leute aus einem entfernteren Dorf, die sich ihr Mittagbrot mitgebracht hatten. Ein paar waren bereits damit fertig und hatten sich, die Fäße unter dem Kopf, in das Moos gestreckt — ältere, jüngere Männer durcheinander, alle bettelhaft in der Kleidung und verkümmert in dem Ausdruck der müden, sonnenverbrannten und doch kraftlosen, unverkennbar polnischen Physiognomien. Ein wenig von diesen Gruppen entfernt stand mit untergeschlagenen Armen ein hochgewachsener Mann, dem nicht sowohl die Last der Jahre, obgleich er wohl fünfzig zählen mochte, als die harte Arbeit die breiten Schultern etwas nach vorn gekrümmt hatte. Sein dichtes kurzes, dunkles Haar,

von dem er eben, sich die Stirn zu wischen, die Mütze abgenommen, war stark mit Grau gemischt, ebenso wie der Bart, der, Mund und Kinn freilassend, das Gesicht einrahmte. Das massive Kinn und der Mund mit den festgeschlossenen Lippen gaben dem Gesicht etwas Strenges, ja Hartes, ein Ausdruck, der noch durch den festen Blick der grauen Augen unter den schweren buschigen schwarzen Brauen vermehrt wurde. Es war Christian Anders, Marthes Vater. Auch ein Fremder würde die beiden an der Ähnlichkeit leicht als Vater und Tochter erkannt haben; Justus, wie er den Mann so halb im Sonnenlicht, halb im Schatten sah, fiel es zum erstenmale auf, als hätte er ihn noch nie gesehen. Dennoch bestand zwischen den beiden ein gutes Verhältniß, wie wenig auch sein Vater den alten Bedanten, wie er ihn nannte, leiden mochte, und umgekehrt der alte Bedant den prahlsüchtigen, leichtlebigen Förster.

So erhellte denn auch, als Justus jetzt grüßend herantrat, ein freundliches Lächeln das strenge Gesicht. Justus sagte in kurzen Worten, wie er zu dem Eßkorbe gekommen, und wollte bereits wieder gehen, als Anders, der sich am Fuße der Riesentanne — derselben, unter der Justus an jenem Morgen mit Isabel gesessen — in das Moos niedergelassen und in dem Eßkorb zu framen begonnen hatte — zu ihm sagte:

Wenn Du's nicht eilig hast, wäre ich Dir dankbar, wolltest Du mir ein wenig Gesellschaft leisten.

Du weißt, ich plaudre gern mit Dir, und wir haben einander so lange nicht gesprochen.

Gern, sagte Justus, wir essen erst in einer Stunde.

So setz Dich zu mir!

Justus that es; indessen schien es vorläufig mit dem Plaudern nicht recht aus der Stelle zu wollen. Nur Justus sprach von dem, wovon ihm das Herz voll war: dem Besuche, den er morgen auf dem Schlosse machen wollte, und daß Marthe ihm geraten, er solle nicht gehen. Anders, nur hier und da ein Wort dazwischenwerfend, verzehrte indessen bedächtig die Kartoffelsuppe mit dem Stück Speck, wischte sorgsam den Löffel und das Messer ab, legte alles samt dem Knubben Brot, von dem er nur ein paar Brocken gegessen, in den Korb, lehnte sich an den Stamm des Baumes zurück und sagte:

Marthe trifft sonst immer den Nagel auf den Kopf; diesmal hat sie nicht recht. Bei denen da im Schloß ist es freilich nur so eine Laune, wenn sie Dich kommen lassen: sie wollen sich einmal das fremde Tier ansehen; thun's auch wohl nur Isabel zu Gefallen, die wieder mit ihrem alten Schulkameraden Komödie spielen will. Aber für Dich, der Du ein Studierter werden sollst, ist es ganz recht, daß Du vorläufig einmal einen Blick in die Welt wirfst, mit der Du später auf Tod und Leben wirst kämpfen müssen.

Justus verwunderte sich nicht über diese Rede und die gewählte Sprache. Er wußte, daß Anders jede

freie Stunde benutzte, um in demokratischen Schriften und Zeitungen, die er sich — der Himmel mochte wissen wie — verschaffte, zu studieren. Auch war es nicht das erste Mal, daß ihr Gespräch eine solche Wendung genommen; und wie sonderbar ihm auch manchmal die Rede des Mannes schien, er hatte ihm immer gern zugehört und auch meistens recht geben müssen. In seiner augenblicklichen aristokratischen Stimmung fühlte er sich aber zum Widerspruch geneigt und so sagte er:

Warum auf Tod und Leben kämpfen? Die vornehmen Leute sind doch auch unsere Brüder.

O ja, erwiderte Anders, sie könnten, oder sollten es sein; sind es aber leider nicht. Gehe morgen hin und nenne den jungen Herrn Grafen Bruder! Du wirst ja sehen, was er Dir antwortet.

Aber die Komtesse Sibylle nennt Isabel Schwester.

Thut sie das? Nun, sie sagen ja, sie sei ein besonders liebes und gutes Mädchen. Da mag's wohl sein — so lange es dauert. Aber eine Schwalbe macht noch keinen Sommer, und um eines Gerechten willen können Sodom und Gomorrha nicht gerettet werden.

Sind wir denn besser?

Nicht um ein Haar. Nur siehst Du, so arme und elende Menschen, wie die da, die können nicht gut sein. Sie gehen an ihrer Armut und Elendigkeit moralisch und physisch zu Grunde.

Vielleicht gerade wie die Reichen an ihrem Reichthum.

Da sprichst Du ein wahres Wort. Und siehst Du, das ist der Grund, weshalb es auf der Welt nicht eher besser wird, als bis es keine Armen mehr giebt und keine Reichen.

Die wird es immer geben.

Wer sagt das?

Es hat wenigstens immer welche gegeben.

Es hat in diesen Wäldern auch immer Wölfe und Bären gegeben, welche die Rehe und die Schafe fraßen, so lange, bis es keine mehr gab. Nein, Justus, weil die Welt immer schlecht gewesen ist und noch ist, braucht sie nicht in alle Ewigkeit schlecht zu bleiben. Und es ist auch schon besser geworden in der Welt und wird immer besser werden, es müssen nur noch viel, viel mehr Bäume da in die Fabrik wandern.

Er wies mit der Hand die Schneise hinab, an deren Ende der hohe Fabrikschornstein eben dicke schwarze Wolken in die Luft sandte. Justus blickte den älteren Freund verwundert an.

Und ich möchte, sagte er, daß jeder Baum hier im Walde bliebe und groß und stark würde, und die Vögel in seinen Zweigen Nester bauten, und Morgen- und Abendsonne die Kronen vergoldeten und purpurn färbten. Das ist doch schöner als die Wüste hier, an der wahrlich nur der alte Ogre seine Freude haben kann.

Was ist es mit dem alten Ogre, Justus?

„Ach, das ist so ein Märchen, das ich mir ausgedacht habe.“

„Willst Du es mir erzählen? ich höre gern Märchen.“

Es ist noch nicht ganz fertig, sagte Justus halb bescheiden, halb mit dem prickelnden Verlangen des Poeten, sein Werk an den Mann zu bringen.

„So erzähl' es, so weit es fertig ist! Vielleicht findest Du dabei den Schluß.“

Und Justus erzählte sein Märchen bis dahin, wo der Falk die Korrespondenz zwischen der gefangenen Fee und ihrem geliebten Jägerburschen vermittelt. Da plötzlich sagte Anders, der so eifrig zugehört hatte, als lauschte er der Rede eines beliebten socialdemokratischen Reisepredigers:

„Ich glaube, Justus, zu der Zeit schrieben sich die jungen Leute noch keine Briefe, wenigstens nicht auf Papier, denn es gab dazumal noch keines.“

„Ich habe schon daran gedacht, sagte Justus, überdies können Feen nicht schreiben, wenn sie auch Papier hätten.“

„Ja, wie machen wir es aber? sagte Anders, nachdenklich vor sich niederblickend. Und als Justus keine Antwort fand: Nun, das schadet nichts. Du wirst es schon herausbringen. Das Märchen hat mir sehr gefallen — sehr. Und was das Papier betrifft, das erinnert mich an das, was ich vorhin sagen wollte. Siehst Du, Justus, mit dem Papier ist das Märchen zu Ende, und, bis es Papier gab, hat die Welt

eigentlich nur von Märchen gelebt. Freilich hat's in der alten Welt Stein und Erz gegeben, auf die man schrieb, und später Leder und Pergament und dergleichen. Aber gegen das Papier kommt alles nicht auf; das ist im Vergleich mit dem anderen was die Dampfkraft im Vergleich zur Menschenkraft. Mit dem Papier fängt die neue Zeit an. Und Du weißt doch, Justus, was wir aus den Bäumen machen, die wir hier niederschlagen und zerschneiden und da in die Fabrik fahren, wo sie zermahlen und zerstampft werden, bis sie Brei sind? Zuerst graue Pappe und dann Papier, mein Junge, schönes weißes Papier, das hinausgeht in die Welt in großen Ballen und zurückkommt als kleines Buch, oder Zeitung in jedes Haus, in jede Hütte, sei sie noch so armselig. Und wenn es aufhören soll, in der Hütte armselig zu sein, und aus der Hütte ein Haus werden, in dem reinliche, fleißige, gute Menschen friedlich nebeneinander leben — die Bäume haben's gemacht, Justus, die Bäume, die zu bedrucktem Papier wurden. So frißt Dein alter greulicher Ogre sich selbst den Tod an dem Walde, aus dem er die Fee vertreiben will. — Und nun, geh nach Haus; unsere Mittagspause ist um. Mit dem Korbe sollst Du Dich nicht weiter schleppen, den nehme ich schon hernach selbst mit. Und ich danke Dir auch recht schön für Deine Freundlichkeit und für Dein Märchen.

Ihres war viel schöner, sagte der Knabe mit strahlenden Augen.

Das war kein Märchen, mein Junge, das war die pure nackte Wahrheit.

Von der Fabrik her erhob das Dampfhorn seine häßliche, durch den Wald dröhnende Stimme. Die Leute unter den Tannen richteten sich verdrossen auf; Anders hatte sich bereits zu ihnen gewandt, nachdem er Justus kräftig die Hand geschüttelt; Justus machte sich auf den kurzen Heimweg. Ein neues ungeahntes Licht war in seine Seele gefallen. Es hatte ihn im ersten Augenblicke ganz geblendet; plötzlich war's, als zöge ein dunkle Wolke über das blendende Licht. Sein Schritt verlangsamte sich. Das war so groß, daß all' die Bäume zu Papier wurden, und das Papier zu Büchern und Zeitungen, die in die niedrigsten Hütten kamen, und die armen Leute, die da wohnten, frei und glücklich machten! Aber wenn der Ogre sich selbst vernichtete, indem er den Wald vernichtete, so gab es doch keinen Wald mehr; und was wurde aus der Fee, die nur im Walde leben konnte? Die mußte dann ja sterben. Und ihr treuer Jägerbursch mochte nur gleich mit sterben. Was war ihm das Leben ohne seine Fee?

Und nun überkam ihn ein unbeschreibliches Verlangen nach seiner Fee. Er konnte nicht begreifen, wie er auch nur einen Moment hatte schwanken können, ob er morgen auf das Schloß gehen solle oder nicht. Er wünschte heiß, daß es schon morgen wäre.

Zweites Buch.



Erstes Kapitel.

Isabel hatte, als sie Justus aufforderte, sie zu ihrem Namenstage auf dem Schlosse zu besuchen, ganz gegen ihre Weise den eigentlichen Beweggrund ihrer Bitte ausgeplaudert. Sie hätte das Wort gern zurückgenommen, — sah sie doch sofort, welch schlimmen Eindruck es auf Justus hervorbrachte! Aber es war einmal heraus; ein Ruß hatte alles wieder ins gleiche gebracht, und sie für sich die Lehre daraus gezogen, ein andermal ihre Zunge besser zu hüten.

Die Wahrheit hatte sie freilich gesagt: es durfte, wenn sie auch alle im Schlosse auf Händen trugen, nicht aussehen, als ob sie das stolz mache. Mit scharfem Blick hatte sie herausgefunden, daß hier der Schlüssel zu ihrer Position liege. Nur so konnte sie mit Sicherheit die verstohlene Huldigung des alten Grafen, die weit offenere des jungen, die Galanterien des blonden Barons Schönau entgegennehmen; nur so die herzliche Liebe, mit der Komtesse Sibylle sie schwesterlich umfing, nur so die Freundlichkeiten der beiden Gouvernanten, die pedantische Höflichkeit Doktor

Müllers, die Aufmerksamkeit sämtlicher Diener und Dienerinnen. Sie hatte sich deshalb auch einen eigenen Blick ausgedacht, mit halbgesenkten Lidern, die sie nur hob, wenn sie etwas erlangen wollte, oder jemand für irgend etwas danken zu müssen glaubte; und sie hatte die Erfahrung gemacht, daß das einfache Mittel die gehoffte Wirkung selten oder nie verfehlte. Ebenso hatte sie sich einen halblauten Sprechton und ein discretes Lachen angewöhnt, das eigentlich nur noch ein Lächeln war. Das letztere war ihr besonders schwer gefallen: sie lachte gern hell auf, und hier auf dem Schlosse gab es so unendlich viel Stoff zum Lachen. Im Grunde ihres Herzens lachte sie auch eigentlich über alles, nicht am wenigsten über sich selbst und die Komödie, die sie tagaus, tagein, vom Morgen bis zum Abend zu spielen hatte. Dabei kam es denn doch vor, daß sie gelegentlich aus der Rolle fiel, und das war ihr den Abend vorher begegnet. Über die heftigen Vorwürfe freilich, die ihr Armand auf der Nachhausefahrt gemacht: sie habe mit dem blonden Baron zu arg kokettiert, hatte sie sich nur amüsiert; anders verhielt es sich mit dem, was ihr Komtesse Sibylle, als sie vor dem Zubettgehen noch ein paar Minuten beisammen waren, liebevoll vorgehalten: daß sie zu ihrem Schulkameraden nicht freundlich genug, ja eigentlich recht unfreundlich gewesen sei. — Es ist doch offenbar ein so lieber, guter Junge, mit so treuherzigen, klugen Augen, hatte Sibylle gesagt. Ich

würde viel darum geben, wenn der Papa ihm nicht für sein schönes Blasen Geld geboten hätte. Es ist das gar nicht hübsch von Papa gewesen, und ich habe mit dem armen Jungen gelitten, wie er so in seiner hilflosen Verlegenheit da stand und bald blaß und bald rot wurde.

Darüber hatte Isabel vor dem Einschlafen eine Viertelstunde sehr ernstlich nachgedacht und sich vorgenommen, die erste Gelegenheit zu benutzen, um die Dummheit, die sie begangen, wieder gut zu machen. Der nächste Morgen bereits hatte ihr diese Gelegenheit gebracht, vollständiger und günstiger, als sie sich hätte träumen lassen. Sie hatte für den gestern gekränkten Freund eintreten können und durfte sich gestehen, daß sie es klug und mutig gethan. Hinterher fragte sie sich sehr ernsthaft, ob sie, wäre es zum äußersten gekommen und hätte der Graf Justus' Vater weggejagt, sie ihre Drohung ausgeführt und auf der Stelle das Schloß verlassen haben würde?

Dasjelbe Schloß, das sie schon längst als den ihrer einzig würdigen Aufenthaltsort anzusehen gelernt hatte. Die Menschen, die es bewohnten, nahm sie nur so mit in den Kauf; aber das Schloß hatte es ihr angethan. Sie meinte manchmal, es sei eigens für sie so schön mit seinen großen Brunfsälen und behaglichen Gemächern, den breiten Terrassen und dem Teich, dem herrlichen Park mit seinen großen Rasenflächen, durch die sich die endlosen Wege schlängelten,

auf denen es sich so behaglich fuhr und so herrlich ritt. Denn auch Reiten hatte sie bereits gelernt; vielmehr, sie hatte es kaum zu lernen brauchen, als ob sie zur Schulreiterin geboren sei, wie ihr der gräfliche Stallmeister, der ihr die ersten Lektionen gegeben, bewundernd sagte. Und der Graf hatte es bestätigt, der gar nicht mehr ausreiten wollte, ohne daß sie auf dem zierlichen Araber, den er ihr geschenkt, an seiner Seite galoppierte, und es sehr ungern sah, wenn andere Herren von der Partie waren. Besonders war ihm Armand unbequem, den er auf jede Weise fern zu halten suchte, zum wütenden Ärger Armands und zum größten Ergözen Isabels, die in der Eifersucht zwischen Vater und Sohn eine hauptsächlichste Quelle ihres Amüsements entdeckt hatte.

Seit der wunderlichen Scene im Parkzelte hatte diese Quelle noch eine besonders pikante Beimischung erhalten. Ohne daß die Nebenbuhlerschaft zwischen Vater und Sohn nachgelassen hätte, waren beide jetzt auch noch auf Justus eifersüchtig. Ihr mutiges Eintreten für den Jugendfreund hatte dem Grafen höchlich imponiert; er seinerseits war fest überzeugt, daß, hätte er nicht nachgegeben, es der letzte Tag ihres Aufenthaltes auf dem Schlosse gewesen sein würde. So mußte sie den Jungen also sehr lieb haben. Das war ärgerlich, aber auch insofern ergötzlich, als er damit Armand ärgern konnte, was er denn gründlich that, indem er zugleich mit dem Lobe Isabels auch

daß des Förstersohnes erschallen ließ, der sich in einer schwierigen Sache ebenso flug und diskret, wie kaltblütig und tapfer benommen habe, und den er jedem jungen Menschen zur Nachahmung nur empfehlen könne. Ein paar Tage später auf einem Spazierritt durch die Wälder überraschte er Isabel, die allein an seiner Seite war, während ein Groom in diskreter Entfernung folgte, mit der Frage, was sie dazu meine, wenn er einen Gedanken, der ihm bereits an jenem Morgen gekommen sei, zur Ausführung brächte und Justus auf das Schloß nähme? Er hatte es ursprünglich nur gefragt, um zu sehen, welchen Eindruck es auf Isabel machen würde, und war entzückt, als sie ganz gelassen blieb und ruhig antwortete, es sei das eine Sache, die wohl überlegt sein wolle. — Gewiß sei es wohl zu überlegen, erwiderte der Graf; es spreche einiges dagegen, aber noch viel mehr dafür. — Und nun hatte er, als ob er es mit einer alten, erfahrenen Freundin zu thun habe, dem halben Kinde seine Ansichten entwickelt. Es müsse etwas geschehen, um Armand vorwärts zu bringen, der in unverantwortlicher Weise hinter seinen Altersgenossen zurückgeblieben sei. Bereits zweimal sei der Versuch, ihn in Begleitung Doktor Müllers auf ein Gymnasium zu bringen, gescheitert; das eine Mal habe man ihn nach ein paar Monaten, das letzte Mal sogar schon nach ebenso vielen Wochen wieder weggeschickt, um nicht zu sagen weggejagt. Dabei sei Armand keines-

wegs dumm, aber indolent, arrogant, hochmütig, enfin untraitabel. Seinetwegen möge er in Gottes Namen Offizier werden, wie er es sich in den Kopf gesetzt und es der heiße Wunsch der Gräfin sei, die bekanntlich alles wolle, was Armand wolle. Es sei das freilich eine große Thorheit, ja fast ein Verbrechen in Anbetracht der ungeheueren Verantwortlichkeit Tausenden von Menschen gegenüber, die Armand über kurz oder lang auf sich zu nehmen haben werde. Mit solcher Zukunft vor sich habe man die Pflicht, auf Schule und Universität etwas Ordentliches zu lernen, wie er selbst es sich seiner Zeit habe angelegen sein lassen. Darauf müsse man für Armand nun wohl verzichten. Indessen auch jemand, der Offizier werden wolle, müsse heutzutage einen ganz tüchtigen Schulsaß getragen haben, bis er es zu den Epaulettes bringe, und wenn es mit Armand so fortgehe, sei es fraglich, ob er jemals sein Freiwilligen-Examen werde bestehen können. Es müsse durchaus etwas geschehen, und da habe er eben an Justus Arnold gedacht. Ein Jahr in der Gesellschaft und Kameradschaft eines so tüchtigen und intelligenten jungen Menschen werde Armand mehr fördern, als drei Jahre weiteren Privatunterrichts bei Doktor Müller. Doch werde er — der Graf — keinen Schritt in der Sache thun, bevor er versichert sei, daß sie Isabels Zustimmung habe. Sie möchte ihm den Gefallen erweisen und ihm ganz offen ihre Meinung sagen.

Isabel hätte darauf schwören mögen, daß die lange Rede mit dieser Frage schließen würde, und während sie auf dem tiefen Sandwege Schritt durch den Wald ritten, hatte sie Zeit genug gehabt, sich zu überlegen, was sie antworten solle. Schon längst, ehe der Graf zu Ende gesprochen, war sie sich darüber klar, daß die Klugheit gebiete, weder unbedingt zuzustimmen, noch entschieden abzuraten. Es sollte nicht aussehen, als ob sie ohne Justus nicht leben könne; ebenso wenig durfte sie aus der Beschützerrolle fallen, die sie in den Augen des Grafen und der ganzen Familie dem alten Spielfameraden gegenüber angenommen. Daß er nicht in das Schloß passe und es, auch wenn er die Einladung annähme, nicht lange würde aus- halten, stand bei ihr fest. Aber auf einen Versuch könnte man es ja ankommen lassen. Amüsant würde das Experiment jedenfalls sein. Schließlich: sie hatte Justus, so viel sie ihn auch schon gehänselt und weiter zu hänseln bereit war, entschieden lieb, viel lieber als alle die Menschen hier, und sie hatte ihn seitdem oft herbeigewünscht, nicht bloß in Augenblicken, wo sie eine Aufgabe bei Miß Brown oder Mademoi- selle Margot in Verlegenheit setzte, die er ihr im Handumdrehen gemacht haben würde.

Die Antwort, die sie nun gab, war das Resultat dieser schnellen und sicheren Überlegungen. Es sei so lieb von dem Herrn Grafen, sie um ihre Meinung zu fragen, als ob ihm ernstlich darum zu thun sein könne.

Was solle sie sagen? Justus sei gewiß brav und bescheiden, aber auch ebenso stolz. Wenn sie recht gehört, habe ja der Herr Graf neulich ihm selbst angedeutet, daß er ihn auf dem Schlosse zu haben wünsche, und Justus ihn gebeten, davon abzustehen, allerdings wohl nur mit Rücksicht auf den Vater, der noch viel stolzer sei, als er. Auch sei es ihr fraglich, ob Armand und Justus sich vertragen würden. Überdies habe es Armand jeden Augenblick in der Hand, durch irgend eine ihm zugefügte Beleidigung Justus, wenn ihm derselbe unbequem sei, oder sobald er ihm unbequem werde, zu verjagen. Auch käme es doch wohl darauf an, wie sich die Frau Gräfin und Komtesse Sibylle zu der Sache stellten.

Mir kommt es darauf an, zu wissen, wie Sie sich dazu stellen, Fräulein Isabel, unterbrach sie der Graf, sein Pferd dicht an das ihre herandrängend und mit den grauen Augen, die einen gar sonderbaren Ausdruck annahmen, auf das holde Wunder zu seiner Seite herabblickend.

Ich kann mit ihm machen, was ich will, sagte Isabel bei sich und laut sagte sie:

Wie sollte ich wohl dem guten Justus ein Glück nicht gönnen, wie es mir hier zu teil geworden ist, wo Sie alle so lieb und gut zu mir sind!

Dann ist es abgemacht, rief der Graf und hielt ihr die Hand hin, nur um ihre kleine Hand in der seinen zu fühlen. Er war im Begriff, sich herab-

zubeugen und die kleine Hand an seine Lippen zu ziehen, als er noch zur rechten Zeit an den Groom dachte, der hinter ihnen ritt. So ließ er sie wieder los und sagte ärgerlich:

Wollen wir ein wenig galoppieren?

Wie Sie befehlen, Herr Graf.

Seit dieser Stunde hatte das seltsame Paar in treuer Bundesgenossenschaft den gemeinschaftlichen Plan weiter verfolgt. Dem Grafen war es nicht eben schwer geworden, die Gräfin von dem großen Vorteil zu überzeugen, den Justus' Gesellschaft für Armand haben werde. Doktor Müller, den man selbstverständlich sofort in das Vertrauen hatte ziehen müssen, war ganz begeistert von der Idee gewesen, deren Ausführung ihm sein schwieriges, kaum noch durchführbares Amt wesentlich erleichtern zu wollen schien. Sibylle und Armand zu gewinnen, hatte Isabel übernommen. Sibylle hatte sie nach den ersten Worten umarmt und gesagt: da sehe sie wieder einmal, daß ihre fluge Isabel auch eine gute Isabel sei, die für ihre Freunde das rechte Herz habe. Mit Armand war die Sache nicht so einfach gewesen. Sie hatte ihm einzureden gesucht, daß, wenn er auf Baron Schönau eifersüchtig sei, sie ihm doch keine bessere Garantie bieten könnte, als die Gegenwart von Justus, vor dem sie einen ungeheuren Respekt habe und unter dessen strengen Augen sie sich gewiß nichts Unrechtes zu schulden kommen lassen würde, was übrigens auch sonst nicht ihre Art sei.

Und sehen Sie, Armand, hatte sie weiter argumentiert, warum Ihr Herr Papa nicht will, daß wir auch nur den kleinsten Spazierritt oder Spaziergang im Park allein machen, weiß ich nicht; aber er will es doch nun einmal nicht, und wir können so kaum jemals, wie in diesem Augenblick, ein vertrauliches Wort miteinander reden. Das wird anders werden, wenn Justus hier ist: gegen eine Partie zu dreien wird Ihr Herr Papa nichts einzumenden haben. Und wenn es auch ganz kindisch ist, daß Sie auf den Baron eifersüchtig sind, so könnte es doch einen Sinn haben, da er zehn Jahre älter ist als Sie und sein eigener Herr, der thun und lassen kann, was er will, meinetwegen um meine Hand anhalten, sobald ich das erste Mal eine Schleppe trage. Aber auf Justus eifersüchtig zu sein, das hätte keinen Sinn — auf Justus, der ein Jahr jünger als Sie und einen halben Kopf kleiner ist und völlig zufrieden, wenn ich ihm erlaube, Gedichte auf mich zu machen.

Armand war nicht ganz überzeugt. Was sie von dem Baron gesagt, dem die Gegenwart von Justus das Spiel verderben oder doch erschweren würde, hatte ihm eingeleuchtet; aber nicht ebenso, welcher Vorteil ihm selbst aus dieser Gegenwart erwachsen sollte. Er erklärte das ganz offen und mit einer Ironie, die Isabel innerlich imponierte, sodaß sie schließlich ihr letztes Argument vorbringen mußte. Sie hob die halb gesenkten Lider, sah ihren Gegner

mit einem vollen Blick ihrer braunen, glänzenden Augen an und sagte mit leiser Stimme nur das eine Wort: Armand!

Damit war der Sieg entschieden, jetzt nach Armands Niederlage auf der ganzen Linie, und die Aufforderung, in das Schloß überzusiedeln, hätte an Justus ergehen können. Der Graf, der sich die Sache einzig um Isabels willen angelegen sein ließ, als handele es sich um das Wohl oder Wehe einer seiner Kohlengruben, war in großer Verlegenheit. Sollte er sich den renitenten Förster, oder Justus, oder beide kommen lassen? sollte er Doktor Müller als Vermittler hinschicken? oder gar selber schreiben? Schließlich war es wieder Isabel, die den Ausschlag gab.

Herr Graf, sagte sie, wenn ich mir einen Rat erlauben darf, unterlassen Sie das alles. Ich bin überzeugt, daß es so nicht geht; Justus ist so scheu wie ein Vogel. Ich meine, er muß erst einmal hier gewesen sein und gesehen haben, wie gütig der Herr Graf ist und die Frau Gräfin und alle. Ich habe ihn neulich, ohne Ihre Erlaubnis abzuwarten, gebeten, mir zu meinem Namenstage zu gratulieren, wie er es bis jetzt immer gethan hat. Komtesse Sibylle wünscht ja, an dem Tage ein kleines Fest zu geben, wenn ich es auch nicht verdiene. Wollten nun der Herr Graf die Güte haben, ihn in Ihrem und der Frau Gräfin Namen einzuladen, so bin ich ge-

weiß, daß er kommt, und dann meine ich, wird sich alles andere von selbst machen.

Sie sind die flügste kleine — Fee, sagte der Graf. Er hatte Here sagen wollen, sich aber noch im letzten Moment verbessert.

Isabel lächelte ihr diskretes Lächeln. Justus hatte sie seine Fee genannt, der bescheidene Junge mit den blauen, schwärmerischen Augen; nun nannte sie auch der vornehme Herr Graf so; und als er es sagte, hatten seine grauen Augen wieder den Ausdruck gehabt, der sie belustigte und doch ein wenig hänglich stimmte. Wenn sie keine Fee war, mußte sie doch wohl etwas von einer Fee haben.

So überbrachte denn der Diener an Justus die mündliche Einladung, und gestern hatte sie ihm zur größeren Sicherheit das Briefchen geschrieben, in welchem sie ihn mit ihrer Ungnade bedrohte, wenn er nicht käme.

Aber sie war überzeugt, daß er kommen würde. Man zieht sich nicht leicht die Ungnade von Feen zu, mag man nun ein reicher Graf oder ein armer Försterjunge sein.

Zweites Kapitel.

Nun, Justus, mein Sohn! wie war's gestern?
Erzähle! erzähle!

Es war am Vormittage nach dem Feste auf dem Schlosse. Der Pfarrer Szonsalla und sein Schüler saßen in des ersteren, zu ebener Erde gelegenen, dürftigen Studierzimmer, der Pfarrer auf dem schäbigen schwarzen Roßhaarsofa, Justus auf einem wackligen Stuhl an dem großen nackten, ewig knarrenden, runden Tische, an dem er zu arbeiten pflegte, und der dem Pfarrer zugleich als Frühstückstafel diente, zu Justus' Entsetzen, dem die Butterbrotreste und die halb geleerte flebrige, von Fliegen umschwärmte Ungarweinflasche mit dem entsprechenden Glase neben seinen sauberen Büchern und Heften ein Greuel waren.

Schenk' mir erst noch ein Glas ein, Justus, mein Sohn, bevor Du beginnst! fuhr der Pfarrer fort, als Justus nicht alsbald antwortete. Ich bin heute Morgen so zitterig, ich glaube noch immer vor Freude über den Brief gestern Abend. Sieh hier! Von ihr!

Justus, von ihr! Ja, mein Junge, ich hatte die Hoffnung schon aufgegeben, und nun kam er doch. Ein wenig spät, sagst Du? Richtig. Aber hingegangen wäre ich ja nicht, so sehr ich mich nach ihr sehne. Ich hab's einmal gethan. Nie wieder. Ich werde ihrer da nicht froh. Auch schämt sie sich meiner. Ja, ja, das thut sie. Aber lieb war es doch von ihr, daß sie wenigstens an mich gedacht hat, das süße, herzige Ding. Aber nun erzähle, Justus, mein Sohn, nun erzähle! Zu unseren alten Schmökern kommen wir noch immer früh genug.

Der geistliche Herr steckte das Briefchen, das er während des Sprechens mehrmals geküßt hatte, wieder in die Tasche seines zersehten Schlafrockes, wischte sich die Augen, nahm einen Schluck aus dem Glase, das Justus ihm gefüllt, und lehnte sich in die Sofaecke, zum Hören bereit.

Justus antwortete noch immer nicht. Er saß da, die feine Stirn, von der die schlichten braunen Haare nach vorn fielen, in die Hand gestützt.

Nun? sagte der Pfarrer mit gutmütiger Ungeduld.

Justus hob den Kopf.

Mir ist, als hätte ich alles nur geträumt, Hochwürden, sagte er leise.

Man kann auch seine Träume erzählen, entgegnete der Pfarrer, schmunzelnd an seinem Wein nippend, besonders wenn sie schön sind, wie es Deiner sicher gewesen ist. Ich habe auch ein und das andere Mal

in meinem Leben schön geträumt. Das ist lange her. Jetzt fürchte ich mich vor meinen Träumen. Also, Justus, Du siehst, wie begierig ich bin, von ihr zu hören. Was hast Du geträumt?

Justus begann zu erzählen.

Er war zur bestimmten Stunde, um drei Uhr, pünktlich vor dem Thore des Schloßhofes erschienen, das diesmal weit offen stand. Der Pförtner hatte ihn nicht nach seiner Legitimation gefragt, sondern respektvoll begrüßt, ihm auch gesagt, daß er nur geradeaus in das Mittelportal des Schlosses gehen möge. Er hatte es gethan und war in der Halle von mehreren Dienern in Livree empfangen worden, deren einer ihn dann an eine große vergoldete Thür führte, die ihm wieder ein anderer Diener, der da Wache gestanden, öffnete. Nun habe er sich in einem Saale befunden, der sei größer und höher gewesen als die Kirche in Eisenhammer, und so schön, daß er es nicht beschreiben könne: strotzend von Gold, mit wundersamen Bildern in breiten Rahmen hier und da an den Marmorbänden; an der einen Seite eine mächtige, weit offene Fensterthür, durch die man über die breite Terrasse in den Park gesehen habe, aus dem ein herrlicher Blumenduft in den Saal gekommen sei und das Geschwirr von Stimmen, aus dem er geschlossen, daß sich die Gesellschaft auf der Terrasse befinde, denn in dem großen Saale sei kein Mensch gewesen.

So stand ich unentschlossen, fuhr er fort, aber faßte

Mut und ging durch den Saal nach der offenen Thür. Ich hatte sie noch nicht erreicht, als sie mir entgegenkam.

Sie ist natürlich sie, sagte der Pfarrer triumphierend. Was hatte sie an?

Ich weiß es nicht, Hochwürden.

Aber Du hast wirklich nur geträumt, Justus! rief der Pfarrer lachend. Was sagte sie, Justus? was sagte sie?

Ich habe Dich in den Saal treten sehen, sagte sie eilig und mit halblauter Stimme. Ich bin Dir entgegengelassen, um Dir guten Tag zu sagen und Dir zu danken, daß Du nun wirklich hier bist. — Sie hatte dabei meine beiden Hände genommen und sah mich so gut und so lieb an, und — und —

Gab Dir einen Kuß! bravo!

Justus schüttelte den Kopf.

In dem Augenblicke, sagte er, kamen von der Terrasse her die Komtesse Sibylle, der junge Graf und noch ein paar andere junge Leute. Sie reichten mir einer nach dem anderen die Hand und waren sehr freundlich, und Komtesse Sibylle sagte: Ich will Sie zu meinen Eltern bringen. — So gingen wir alle in einem Schwarme auf die Terrasse, wo an der einen Seite, die mit seidenen Vorhängen überspannt war, viele Damen und Herren herumstanden, auch wohl auf leichten Stühlen saßen. Die Komtesse führte mich zu der Frau Gräfin. Sie lag halb hingestreckt in

einem Schaufelstuhle und blickte uns, als wir auf sie zukamen, durch ihre Lorgnette an —

Sie hat schöne Augen, murmelte der Pfarrer.

Mir erschienen sie starr und hart, sagte Justus. Aber als wir vor ihr standen und die Komtesse meinen Namen genannt hatte, lächelte sie ein wenig und hielt mir die Hand hin —

Die Du küßt, natürlich!

Nein; warum?

Sancta simplicitas! murmelte der Pfarrer, in die Sofaede zurücksinkend, aus der er sich in seiner Aufregung halb erhoben hatte. Nun, und Isabel?

Justus erzählte weiter, aber kam nur langsam aus der Stelle, da ihn der geistliche Herr alle Augenblicke mit der Frage unterbrach: Nun, und Isabel? Justus' Schilderung des feierlichen Diners im großen Speisesaale und des Rahnfahrens und Reizenspiels der jungen Leute nach Tisch und der abendlichen Promenade der ganzen Gesellschaft in wohl zwanzig Wagen nach der Ruine des alten Waldschlosses, die mit bengalischem Lichte, welche von den Kronen der Riesenhuchen wiederstrahlte, feenhaft erleuchtet war; der Rückfahrt bei Fackelschein durch den dunklen Wald; zuletzt des Tanzes der jungen Leute, an dem auch einige von den älteren Herrschaften teilnahmen, in dem Glanze von Hunderten und Hunderten von Kerzen des großen Prunksaales — das alles schien den guten Mann nicht zu interessieren, oder doch nur so weit

als seine geliebte Isabel im Vordergrunde der Ereignisse stand. Es kam ihm seltsam vor, daß dies nicht beständig der Fall war, ja daß Komtesse Sibylle in Justus' Bericht entschieden eine größere Rolle spielte als Isabel. Justus mußte die Liebenswürdigkeit der jungen Dame nicht genug zu rühmen: wie sie sich während des ganzen Festes seiner so gütig angenommen und ihn fast immer an ihrer Seite behalten habe, ihm die Namen der Herrschaften zu nennen, die ihn angeredet hätten, ihn bald auf dies, bald auf das aufmerksam zu machen, so daß zuletzt jede Spur von Befangenheit von ihm gewichen und ihm unter all den fremden vornehmen Leuten so wohlthun gewesen sei, als habe er immer nur unter ihnen gelebt.

Zuletzt kam das Allerwichtigste. Beinahe zum Schluß des kleinen Balles habe ihn die Komtesse auf die Seite gezogen und ihm gesagt, daß ihr Papa ihn zu sprechen wünsche, ihn auch zu demselben geführt und während dessen ihm zuflüstert: Wenn Sie das thun, was Ihnen mein Papa, so viel ich weiß, jetzt vorschlagen wird, so werden Sie uns alle sehr erfreuen.

Nun, und Isabel? fragte der Pfarrer.

Sie lächelte mir zu, als wir an ihr vorübergingen, und das machte mir Mut, denn, ich will es nur gestehen, Hochwürden, vor dem Herrn Grafen, der auch während des ganzen Abends kaum drei Worte mit mir gesprochen hatte, war mir doch ein wenig bange — in Erinnerung der Scene in dem Parkzelt am Sonn-

abend vor vier Wochen, und mir klopfte das Herz. Es war das wohl sehr kindisch, denn daß mir an der Seite der freundlichen Komtesse nichts Schlimmes widerfahren werde, hätte ich mir sagen können. Und nun weiß ich doch nicht, ob es etwas Schlimmes oder Gutes gewesen ist.

Alle guten Geister! rief der Pfarrer, durch den Ausdruck inneren Kampfes, der sich auf Justus' lebhaften Zügen malte, ernstlich erschreckt; was kann es gewesen sein?

Als wir auf den Herrn Grafen zutraten, fuhr Justus fort, sprach er mit einem anderen Herrn, wandte sich aber sogleich zu uns. Hier bring' ich ihn Dir, Papa; sagte die Komtesse. — Schön, sagte der Graf, und wenn Du uns jetzt eine Minute allein — Ich war im Begriff zu gehen, sagte die Komtesse. Sie hatte dem Grafen die Hand, die er ihr gereicht hatte, geküßt, —

Siehst Du, Justus, wie recht ich hatte, unterbrach ihn der Pfarrer, sein schwarzes Käppchen triumphierend aus der kahlen Stirn rückend; ohne Handküssen geht's da oben ein für allemal nicht. Weiter, mein Sohn, weiter! Was wollte er?

Er hatte mich ein paar Schritte bis in eine der tiefen Fensternischen geführt, wo er sich an das Fensterbrett lehnte, während ich vor ihm stehen blieb. — Wie hat es Ihnen heute bei uns gefallen? fragte er nach einer kleinen Pause, in der mir wieder das Herz zu

klopfen begonnen hatte. — Was konnte ich darauf anders antworten als: Herrlich, Herr Graf. — Nun denn, sprach er weiter, da werde ich hoffentlich auf meine zweite Frage eine bessere Antwort erhalten als neulich morgens.

Oho! rief der Pfarrer, das schwarze Käppchen wieder in die Stirn rückend; kam er darauf zurück?

Ja, Hochwürden! Und ich würde es nie bereuen, und er würde dann auch weiter für mich sorgen; und mein Vater solle eine bessere Stelle haben, sobald eine frei würde; und so noch anderes, worauf ich mich nicht mehr besinnen kann, und das ich auch wohl kaum gehört habe, weil ich immerfort dachte, wenn er nun aufhört zu sprechen, was wirst du antworten?

Glaub' ich Dir, mein Sohn! glaube ich Dir! murmelte der Pfarrer. Ach, wäre doch nur Isabel da gewesen!

Sie stand plötzlich neben mir, fuhr Justus, starr vor sich hinblickend, fort; ich hatte sie nicht kommen hören. — Soll ich für Dich antworten, Justus? sagte sie; und soll meine Antwort gelten? — Gewiß, sagte der Herr Graf lachend, was könnte er Besseres thun, als was seine beste Freundin ihm rät? — Mir war die Kehle wie zugeschnürt; sie aber ging noch einen Schritt auf den Herrn Grafen zu, reichte ihm die Hand und sagte: Ich danke Ihnen, Herr Graf; ich komme so gern zu Ihnen und werde so gern hier bleiben, wie Isabel.

„Ach, die Hexe! die kleine süße Hexe!“ murmelte der Pfarrer, sich mit dem Schlafrockärmel die Augen wischend, nachdem er vergeblich nach einem Taschentuch rechts und links hinter sich gegriffen hatte. Sie ist so klug wie Satan — Gott verzeih mir die Sünde! Und ich wette, sie hat Dir die ganze Geschichte eingefädelt. Meinst Du nicht?

Justus blickte wieder starr vor sich hin, ohne zu antworten.

„Ja, ja, sagte der Pfarrer, so ist es. Sie hat Dich gern, Justus, und will Dich wieder bei sich haben. Und wenn sie etwas haben will, dann weiß sie es auch zu machen, daß sie es bekommt. Aber schließlich mußt Du doch etwas erwidern. Was sagtest Du?“

„Ich sagte, ich wolle mit meinen Eltern sprechen, und wenn sie es erlaubten, würde ich gern kommen.“

„Bravo! Und hast Du mit ihnen gesprochen?“

„Heute Morgen, ehe Vater in das Revier ging. Ich that es nicht gern; aber es mußte sein, denn der Herr Graf hatte noch zuletzt gesagt, daß er heute bestimmte Nachricht zu haben wünsche. Anfangs wollte Vater von allem nichts wissen. Er sei es nicht gewohnt, von fremden Leuten eine Gunst entgegenzunehmen, und es sei auch nichts für mich: ich könne nicht kagenbucheln.“

Und Handküssen, murmelte der Pfarrer. Und Deine liebe Mama?

Sie sagte kein Wort, sondern sah uns beide nur

immer an mit so großen ängstlichen Augen. Plötzlich trat Vater auf sie zu, küßte sie auf die Stirn und sagte: Nun, ich sehe, ihr beide wollt es. So soll es mir denn auch recht sein. Damit nahm er die Flinte von der Wand und ging in den Wald.

Und die Mama?

Sie fiel mir weinend um den Hals, und —

Er konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen; der Pfarrer wischte sich einmal über das andere die Augen, ohne nach dem Taschentuch zu suchen. So saßen beide eine Weile sich gegenüber. Dann sagte der Pfarrer:

Nun, Justus, mein Sohn, ich glaube nicht, daß viel an meinem Segen gelegen ist, aber ich gebe ihn Dir von ganzem Herzen. Es wird nun vollends öde werden um mich her; indessen was ist an mir gelegen? Ich bin dürres Gras, nichts Besseres wert, als ins Feuer geworfen zu werden, womit ich nicht das höllische Feuer meine, Justus, vor dem mich, wenn ich es auch reichlich verdient habe um meiner großen Sünden willen, der Herr in seiner Gnade bewahren wird.

Er bekreuzte sich, fuhr sich abermals über die Augen, lächelte sein gutmütiges Lächeln und sagte: Justus, mir ist von alledem ganz schwach geworden. Möchtest Du mir noch ein Glas einschenken?

Justus war im Begriff es zu thun, als von der Dorfstraße her das Gefnirsch von Rädern im Sande

ertönte, und alsbald auch ein offener Wagen vor dem Pfarrhause hielt. In dem Wagen saß Isabel.

Alle guten Geister! rief der Pfarrer mit einem erschrockenen Blick durch das offene Fenster, ich darf mich so nicht vor ihr sehen lassen.

Er war aus der Sofaede emporgefahren und wollte, die Schöße seines Schlafrodes zusammenfassend, davonstürzen. Es war zu spät. Isabel, die aus dem Wagen gehüpft und, ohne Mühme Anna, die ihr entgegenkam, mehr als eines flüchtigen Grußes zu würdigen, in das Haus geeilt war, stand bereits auf der Zimmerschwelle.

Gott zum Gruß, Onkel! rief sie, dem Pfarrer die Stirn zum Kuß bietend, und sich dann sofort zu Justus wendend:

Wir sind auf einer Spazierfahrt: Sibylle, Miß Brown und ich. Ich habe dem Herrn Grafen gesagt, daß wir bei Deinen Eltern vorsprechen wollten. Dein Papa war schon fort; aber von Deiner Mama weiß ich alles. Bei der habe ich Sibylle und Miß Brown gelassen und bin hierher gefahren, um sicher zu sein, daß der Onkel Dir nicht abgeredet hat. Nicht wahr, Onkel, das hast Du nicht gethan? Du bist ein guter Onkel und sollst dafür einen Kuß haben. Da! Und, Mühme, ich denke, Du wirst den Onkel gut pflegen; ich werde jetzt öfter kommen und nach ihm sehen. Adieu, Onkel, ich habe keinen Augenblick länger Zeit. Justus muß mit mir fahren und Komtesse Sibylle

guten Tag sagen. Er hat ihr gestern schrecklich den Hof gemacht, mußt Du wissen, Onkel, und ich bin furchtbar eifersüchtig. Komm, Justus! Adieu! adieu!

In der nächsten halben Minute saß sie bereits wieder im Wagen, der unterdessen gewendet hatte, Justus neben ihr. Sie rief noch einmal: Adieu! adieu! und winkte mit der Hand zurück nach den beiden, die in der Thür standen: dem Pfarrer, dessen gutes Gesicht vor freudiger Rührung glänzte, und Muhme Anna, die eine sehr finstere Miene machte. Dann wandte sie sich zu Justus und sagte, ihn mit den großen braunen Augen anstrahlend:

In Deinem Märchen holt das Sonntagskind die Fee aus dem Schloß; und nun holt sie ihn ins Schloß. Ist das nicht lustig? Gott sei dank, daß ich einmal wieder laut lachen darf!

Und sie lachte laut und, sich plötzlich unterbrechend, rief sie:

Weshalb lachst Du nicht mit, Sonntagskind?

Mir ist nicht nach Lachen zu Sinn, sagte Justus.

Du bist und bleibst — mein lieber, guter Junge; mein bester, allerbesten Junge, den ich schrecklich lieb habe. Glaubst Du's?

Mädchen brauchen ja nicht die Wahrheit zu sagen, weißt Du.

Dir habe ich sie bis jetzt immer gesagt, rief sie eifrig. Glaubst Du das auch nicht?

Doch!

Und werde es immer thun. Denn siehst Du, Justus, einen Menschen muß man haben, dem man die Wahrheit sagen darf.

Und der soll ich sein?

Hand darauf! sagte sie und hielt ihm ihre Hand hin.

Er ergriff die kleine Hand, glücklich und zweifelnd zugleich.

Drittes Kapitel.

Der Förster Arnold hatte als er vor Tisch aus dem Revier zurückkam, seine Frau vor der Hausthür sitzend gefunden, mit einer Stiderei beschäftigt, die sie jetzt nicht mehr vor ihm geheim zu halten brauchte. Seine erste Frage war nach Justus gewesen, der mit den Damen nach dem Schlosse gefahren war, wo er zu Mittag essen sollte und wohl bis zum Abend bleiben würde. Die Damen hatten darauf bestanden. Sie erzählte weiter, wie die Komtesse und das englische Fräulein sich, während Isabel Justus aus der Pfarrei holte, von ihr die Wohnung und den Garten hätten zeigen lassen. Das viele Freundliche, das sie dabei aus dem Munde der Komtesse zu hören bekommen, und wie auch das englische Fräulein ihr in gebrochenem Deutsch die schönsten Komplimente über die saubere Haushaltung gemacht habe, erwähnte sie in ihrer Bescheidenheit nicht.

Der Förster hatte nachdenklich zugehört. Dann nahm er der Erregten sanft die Stiderei aus den

zitternden Händen, legte sie in das Körbchen auf dem Tische und sagte: Genug für heute, Louise! Du hast bereits wieder ganz entzündete Augen. Und Du weißt, es macht mich immer nervös, wenn ich jemand so mit der Nadelspitze die dummen Stiche zählen sehe. Wenn's nach mir geht, läßt Du überhaupt jetzt das Sticken. Wir brauchen den Löh nicht mehr, und den Hungerlohn, den er Dir für Deine Arbeit gezahlt hat. Gott mag's mir verzeihen, daß ich's so weit haben kommen lassen.

Aber wir brauchten ihn doch, wenn Justus auf die Schule sollte, wandte Frau Arnold schüchtern ein.

Wäre es nur das gewesen, sagte der Förster. Louise, Du weißt noch nicht alles, und ich — ich möchte es gern von der Seele haben.

Es wird so schlimm nicht sein, sagte Frau Arnold und versuchte zu lächeln, während ihr Herz sich zusammenkrampfte.

Ja, es ist schlimm, murmelte der Förster. Gleichviel!

Des Mannes breite Brust hob und senkte sich unter ein paar tiefen Atemzügen; aber er rühmte sich, einen Entschluß, hatte er ihn einmal gefaßt, durchzuführen, mochte es ihm auch so schwer ankommen, wie diese Beichte.

Denn eine wirkliche Beichte war's, und die weit in des Mannes üble Vergangenheit zurückgriff. Ein paar Jahre, nachdem sie hier sich angesiedelt, war der Löh

aus dem russischen Polen nach T. gekommen, und er hatte alsbald die Bekanntschaft des Mannes gemacht in T. selbst und hier in Eisenhammer im Wirtshaus, wie denn der Mann überall in der Gegend herumspioniert und besonders die Wirtshäuser frequentiert habe. Der Mensch sei immer besonders freundlich zu ihm gewesen, ja, habe sich ihm förmlich aufgedrängt, und er es nicht ungern geduldet, weil der Jude ein gescheidter Mensch gewesen sei, mit dem man sich gut über alle möglichen Dinge habe unterhalten können. Bis er dann schließlich dahintergekommen, wo der Mann hinaus wolle.

Hier hatte der Förster eine Pause gemacht, in der er wieder ein paarmal schwer aufatmete, und dann entschlossen also weiter gesprochen:

Was soll ich lange damit hinter dem Berge halten! Der Löß ist der größte Schmuggler, den wir hier an der Grenze haben. Das heißt: er hütet sich wohl, einen Finger dabei zu rühren; aber Du weißt, er findet hier herum viele Finger und Hände und Beine, die es für ihn thun. In seinem Hause in T., vielmehr in dem Keller seines Hauses, wird dann die Ware aufgespeichert, die von da aus überall hingeht: besonders Thee, auch Tulaer feine Industriewaren, orientalische Webereien und russische Stidereien — sind es doch immer dergleichen Muster, die Du nachzumachen hattest, Du armes Ding — Sachen, die er dann natürlich für echt ausgiebt, und an denen er

Hunderte von Prozenten verdient. Mit gemeinen Dingen befaßt er sich nicht; das bringt nichts ein und ist viel riskanter. Nun siehst Du, ich hätte mich, als ich das erfahren, von dem Kerl zurückziehen sollen, aber einmal: mich ging's ja nichts an, ja, ich hatte meinen Spaß an der Schlaueit des Kerls und — und ich war ihm zu Dank verpflichtet. Er hatte oft die Beche für mich bezahlt und mir, wenn ich sonst in Verlegenheit war, kleinere Summen geliehen, die aber am Ende doch ins Geld liefen, bis es mir zu viel wurde, und ich eines abends, als er mir wieder eine größere Summe aufdringen wollte, erklärte, das müsse ein Ende nehmen, und ich wolle sehen, wie ich ihm meine Schuld nach und nach abtragen könne. Da holte er — wir waren ganz allein in der Wirtsstube — meine sämtlichen Schuldscheine aus der Tasche, die er jedenfalls schon zu dem Zwecke zu sich gesteckt hatte, und sagte: sehen Sie, Arnold, die trage ich alle nach dem Ofen da und verbrenne sie vor Ihren Augen im Feuer und nehme auch nie wieder eine Verschreibung von Ihnen für die Kleinigkeiten, die ich Ihnen vorstrecke, wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen. — Dabei legte er das Packet, das er ordentlich zusammengebunden, vor sich auf den Tisch, faltete die Hände mit den langen schmutzigen Fingern darüber und blinzelte mich schlau aus den schwarzen Augen an. — Erst muß ich hören, um was es sich handelt, sagte ich scheinbar ganz ruhig; aber mir zuckten die Hände, ihm die Schuld-

scheine aus den Klauen zu reißen und selbst in den Ofen zu werfen. Der Satan mußte es recht gut und daß ich nicht nein sagen würde zu der Kompagnonschaft, die er mir anbieten wollte. Das war vor vier Jahren, Louise. Seitdem habe ich meine Schuld abgetragen; das heißt: seitdem haben seine Leute mein Revier passieren und es sich in meinem Revier bequem machen dürfen, ohne daß ich sie je gesehen habe, wenn sie mir auch an der Nase vorbeigingen, wie neulich, als ich mit Justus von der Saufütterung kam. Und Du weißt, was das heißen will. Mein Revier schneidet bis hart an die Grenze. Sind sie erst einmal über die — und das ist ihre Sache, sind sie bei mir in Sicherheit, und weiter nach T. ist der Weg so gut wie frei.

Und hast Du seitdem kein Geld wieder von ihm genommen? fragte Frau Arnold mit leiser Stimme.

Ich mußte ja erst die alten Quittungen, die in jener Nacht ins Feuer gewandert waren, abverdienen, erwiderte der Förster mit einem kurzen, bitteren Lachen. Sechshundert Mark — das ist kein Spaß, dafür muß man schon arbeiten. Dann, als ich glaubte, daß es genug sei, ja — dann habe ich doch wieder von ihm genommen, aber das hat er wiederbekommen bei Heller und Pfennig — dasselbe Geld, das Du für Justus gespart, Du gutes Weib, und mir neulich gegeben hast.

Gott segne Dich dafür, murmelte die Frau, sich

auf seine Hände beugend, die sie inbrünstig ein paar-
mal küßte, bevor er abwehren konnte.

Mein Gott, Louise, rief er, wofür küßt Du mir
die Hände? Ich sollte sie Dir küssen, wenn ich es noch
wert bin. Höre weiter, Schatz, ich bin gleich zu Ende.
Ich habe dem Löb den Handel gekündigt, ein für
allemal. Erst lachte er und wollte einen Scherz dar-
aus machen; als er aber sah, daß es mir bitter Ernst
war, zog er das andere Register auf und sagte: Sie
werden ja am besten wissen, was Ihnen zum Vorteil
oder Nachteil, und wer Ihren Justus zu Michaelis
für zweihundert Mark jährlich in Pension nehmen
wird. Von mir können Sie nicht verlangen, daß ich
thue, was ich unter den bisherigen Umständen
gern gethan hätte, das heißt: noch ebensoviel zulegen
für die Ehre, Ihren Herrn Sohn in meinem Hause
zu haben, denn unter vierhundert Mark kann keiner
einen jungen Menschen anständig logieren und ver-
köstigen, wenn er nicht aus seinem eigenen Beutel zu-
schießen soll. Kommen Sie, Arnold, ich nehme ihn
für hundert, ich nehme ihn für gar nichts und gebe
Ihnen noch hundert, meinetwegen zweihundert dazu,
wenn es zwischen uns beim alten bleibt. — Das war in
T. gestern in seinem Comptoir hinter dem Laden, wo
ich ihm das Geld auf den Tisch gezahlt hatte. Ich er-
widerte kein Wort, steckte die Quittung ein, und
sah nur noch eben, als ich die Thür hinter mir zu-
machte, wie sich das grinsende Spitzbubengesicht in eine

Teufelsfrage von Gift und Galle verwandelte. Als ich wieder auf der Straße war, sagte ich zu mir: So, den bist du los, aber was soll nun aus dem armen Jungen werden? Du kannst Dir denken, Louise, wie mir zu Mute war, und warum ich gestern Abend so arg gestöhnt habe. Ich hatte keine Kopfschmerzen, nur das Schicksal unseres Jungen ging mir durch den Kopf. Und nun weißt Du auch, weshalb ich heute Morgen zu allem ja gesagt habe, so schwer es mir geworden ist. Nicht meinethalben, wie sehr es mir auch gegen den Strich geht. Aber ich habe den Jungen jetzt erst kennen gelernt. Er ist nicht so wild und so unverständlich wie ich, — Gott sei Dank! sondern fein und klug, wie Du es bist. Nur was den Stolz anbetrifft und den Widerwillen, vor anderen Menschen sich zu bücken und zu Katzenbuckeln — da ist er mein richtiger Sohn. Und ich bleibe dabei: er gehört nicht dahin. Was hast Du, Louise?

Sie hatte den Kopf an seine Brust sinken lassen, er konnte nur das noch immer schöne blonde Haar und ein wenig von dem Gesicht sehen, das sehr bleich war.

Was hast Du? wiederholte er ängstlich.

Ich bin so glücklich — so glücklich, murmelte sie mit ersterbender Stimme.

Er schüttelte den Kopf, nahm die Ohnmächtige in seine Arme und trug sie ins Haus.

Viertes Kapitel.

Drei Tage später war Justus in das Schloß übergesiedelt, dasselbe Schloß, von dem Isabel an jenem Sonntagsmorgen im Walde gesagt hatte, er werde es wohl nie betreten, und daß er auch ohne ihre Hilfe schwerlich jemals betreten haben würde. Nun er einmal da war, ließ sie ihm ihre Hilfe weiter gnädig angedeihen und machte ihn, — mit dringlich zugeflüsterten Worten, wenn sie einmal ein paar Minuten allein waren; in der Gesellschaft mit einem ermutigenden Zwinkern der Augen, oder für andere nicht merklichem, für ihn völlig verständlichen Schütteln des Kopfes — aufmerksam auf das, was er nach ihrer Meinung zu thun oder zu lassen hatte. War sie es gewesen, die ihn hierher gebracht, so wollte sie auch Ehre mit ihm einlegen um ihrer selbst willen, deren Prestige das Gegenteil arg geschädigt haben würde, und kaum weniger feinetwegen, der mit so treuer Liebe an ihr hing, und von dem sie überzeugt war, daß sie sich auf ihn verlassen könne, es möchte nun kommen, wie es

wolle. Er seinerseits, von jeher gewohnt, auf jeden ihrer Winke zu achten, in jedem ihrer Wünsche einen Befehl zu sehen, dem zu gehorchen seine teuerste Pflicht, that es jetzt mit doppeltem Eifer, wo er sich in Verhältnissen zu bewegen hatte, die ihm bis dahin völlig fremd gewesen waren, und in denen anzustoßen er peinliche Scheu trug. Wollte sie Ehre mit ihm einlegen, so war es ihm ein entsetzlicher Gedanke, ihr Schande zu machen. Er war glücklich, wenn sie ihm gelegentlich freundlich zunickte, oder gar im Vorübergehen leise sagte: Du bist wirklich ein prächtiger Junge, Sonntagskind; ich bin sehr mit Dir zufrieden.

Es schienen das vorläufig auch alle anderen Bewohner des Schlosses, sogar die Bedienten, denen er durch seine Anspruchslosigkeit jeden Vorwand nahm, dem „Försterjungen“ zu zürnen, in welchem sie einen „jungen Herrn“ respektieren sollten. Nur der Herr des Schlosses selbst machte eine Ausnahme. Er konnte des „Refus“ nicht vergessen, den er sich an jenem Morgen von Justus geholt, als er ihm den Vorschlag machte, dessen Ausführung nun erfolgt war — auf Betreiben Isabels. Als ob es sich um eine Haupt- und Staatsaktion handele, grübelte er darüber, welche Motive sie dabei geleitet haben könnten. Es dämmerte ihm die Ahnung auf, daß er in der ganzen Angelegenheit der „Dupe“ der „kleinen Here“ gewesen sei, und er ließ keine Gelegenheit ungenutzt, sich darüber Gewißheit zu verschaffen und sie durch scheinbar

unverfängliche Fragen zum Geständnis der Wahrheit zu bringen. Aber da „mußte der Herr Graf früher aufstehen“, wie Isabel lächelnd bei sich sagte, wenn sie durch die Schlingen, die er ihr stellte, alglatt hindurchschlüpfte; von Justus nur immer als einem „guten Jungen“ sprach, „dem niemand gram sein könne“, und sich im stillen über die Eifersucht, mit welcher der hochgeborene Herr den „guten Jungen“ beehrte, köstlich amüsierte.

Dabei ärgerten ihn die Verpflichtungen, die er Justus gegenüber doch schließlich übernommen hatte, und deren Ende, wie die Dinge lagen, nicht abzusehen war, um so mehr, als bei dem allen für Armand nichts, oder so gut wie nichts herauskommen würde. Es hatte sich nämlich bereits erwiesen, daß von einem gemeinschaftlichen Unterrichte der beiden jungen Leute, wie man ihn ursprünglich in Aussicht genommen, nicht wohl die Rede sein dürfe. Dazu war der Förstersohn dem jungen Grafen an Kenntnissen viel zu überlegen, selbst in den Fächern, in denen sein geringeres Wissen ihm nicht zur Schuld angerechnet werden konnte, sondern dem guten Pfarrer, der ihn hier völlig im Stich gelassen hatte.

Indessen, sagte Doktor Müller zum Grafen, ist es bei seinem Fleiß und seiner entschiedenen Begabung kein Zweifel, daß er diese Lücken bei einiger Nachhilfe bald ausgefüllt haben wird und zu Ostern in die Prima eines Gymnasiums eintreten kann.

Und Armand? fragte der Graf.

Ich hoffe mit Bestimmtheit, ihn bis dahin für die Sekunda reif zu machen.

Der Graf ging mit erregten Schritten in seinem großen Arbeitskabinet, in welchem die Unterredung stattfand, auf und ab.

Und wie denken Sie sich die Geschichte nun weiter? fragte er ärgerlich.

Ich denke, erwiderte der Doktor ausweichend, daß es immer ein großer Vorteil für den jungen Grafen sein wird, einen so braven und intelligenten Jüngling neben sich zu haben.

Auf wie lange? rief der Graf stehen bleibend, auf ein halbes Jahr vielleicht, wenn wir im nächsten Monat für den Winter nach Berlin gehen, und Armand zu Ostern das Examen nach Sekunda, wie ich stark vermute, nicht machen kann und uns nichts anderes übrig bleibt, als ihn auf eine Fähnrichspresse zu geben! Dann ist der Spaß aus, und ich habe den jungen Menschen für seine übrige Gymnasialzeit, seine Universitätsjahre und wo möglich noch für weiter auf der Tasche.

Da dies alles, als man Justus ins Schloß lud nicht nur vorauszusehen, sondern ihm auch in bündiger Form zugesagt und versprochen war, konnte der Doktor nicht umhin, den ärgerlichen Ton des Grafen gewissermaßen ungerechtfertigt zu finden. Er durfte sich sagen, daß er dem jungen Menschen persönlich nicht übelwolle, mußte aber doch auch an das Wort denken,

welches dem Christen befiehlt, fromm wie die Tauben und klug wie die Schlangen zu sein. Die Klugheit gebot, es um des jungen Menschen willen nicht mit seinem gnädigen Herrn zu verschütten, der ihm die nächste auf seinen Gütern freierwerdende evangelische Pfarre zugesichert hatte. Vielleicht war es gut, wenn man das Thema wechselte.

Mademoiselle Margot, sagte er, ist hoch erfreut über die Anwesenheit von Fräulein Isabel. Sie behauptet, daß die Komtesse, die bis dahin das Französische weniger liebte, seitdem bedeutende Fortschritte mache, um es Fräulein Isabel gleich zu thun, deren vortrefflichen Accent Mademoiselle Margot nicht genug zu rühmen weiß.

Hüten Sie sich nur, Ihre Bewunderung für Fräulein Isabel Ihrer Verlobten allzudeutlich zu zeigen! sagte der Graf.

Der Doktor war bis unter die Brillengläser rot geworden.

Ich wüßte doch nicht — begann er zu stammeln.

Ich wollte Ihnen nur einen guten Rat gegeben haben, unterbrach ihn der Graf trocken. Und wenn Sie mir sonst nichts weiter mitzuteilen hätten —

Doktor Müller verließ in großer Zerknirschung das Kabinet des Grafen. Wie allen anderen, so hatte auch ihm die kleine Zauberin es angethan; er erschraf bei dem Gedanken, Mademoiselle Margot könnte, wie der Herr Graf doch angedeutet zu haben schien, seine

Neigung, vielmehr seine Leidenschaft bemerkt haben. Seine höchst sündige, höchst sträfliche Leidenschaft, wie er sich selbst anklagte, wenn er abends nach des Tages Mühen in seinem Zimmer unter dem großen Christusbilde an der Wand auf- und niederschritt, bald „führe mich nicht in Versuchung!“ betend, bald sophistisch die Frage argumentierend, ob das Übel, ein junges Mädchen, das noch dazu ein halbes Kind war, schön, bildschön, reizend, zum Entzücken reizend zu finden, denn wirklich so groß sei, erstens in rein moralischem Sinne und zweitens gegenüber Mademoiselle Margot. Zwar war die Dame noch nicht offiziell seine Braut, wie der Herr Graf sie genannt, aber er hatte ihr allerdings bereits seit zwei Jahren Treue gelobt und die Ehe versprochen. Durfte nun schon bei einem Predigeramtskandidaten und zwiefachen Doktor: der Theologie und Philosophie die Treue kein leerer Wahn sein, auch wenn die Erwählte seines Herzens sich den Dreißigen stark näherte und durch sündige Schönheit nicht eben auszeichnete, so galt auch Mademoiselle Margot sehr viel bei der Frau Gräfin, und sie zu erzürnen, oder gar es mit ihr zu verderben, war mindestens „keine gute Philosophie“. Als Doktor dieser Disziplin war es seine Pflicht, die nächste Gelegenheit zu benutzen, um sich zu vergewissern, daß die betreffende Warnung des Herrn Grafen doch nichts mehr als ein gnädiger, allerdings etwas anzüglicher Scherz gewesen sei.

Die Gelegenheit fand sich alsbald auf einer Fußpromenade, welche er mit den beiden Gouvernanten und den jungen Leuten durch den Park machte. Er hatte es so einzurichten gewußt, daß er mit der Genserin etwas hinter den anderen zurückbleiben konnte, und glaubte es besonders klug anzufangen, wenn er, stehen bleibend und die goldene Brille höher auf die Nase rückend, verstohlen auf Isabel deutend, die mit Miß Brown vor ihnen ging, lächelnd sagte:

Können Sie sich denken, teure Adelaide, daß der Herr Graf mich soeben mit einer Vorliebe, welche ich für die kleine Polin haben soll, geadelt hat?

Sie sollten sich schämen, mein Herr! sagte die Dame.

Sie war ebenfalls stehen geblieben und starrte ihn mit den immer vorquellenden blaßblauen Augen an, während die dünnen Lippen über den gelben Zähnen zitterten, und die Spitze ihrer langen Nase weiß vor Zorn wurde.

Ja, schämen sollten Sie sich, wiederholte sie im Flüstertone kaum gezügelter Leidenschaft, während der Gegenstand ihres Zornes in ratlosem Schrecken sprachlos war; denken Sie denn, daß ich blind bin und nicht sehe, wie Sie hinter Ihren Brillengläsern fortwährend nach dem garstigen Dinge schielen? nicht sehe, wie Sie krampfhaft an Ihren Manschetten und Ihrem Hemdkragen zu zupfen beginnen und sich in den Hüften recken und Ihre Füße in eine Position

bringen, die Sie für zierlich halten, sobald der häßliche Affe in Ihre Nähe kommt? Ein Ding von kaum vierzehn Jahren! Es wäre lächerlich, wenn es nicht so schamlos wäre! Aber Ihr Männer seid euch alle gleich. Wann wäre wahres Verdienst jemals von euch anerkannt, die Tugend jemals von euch gewürdigt worden!

Und die erzürnte Dame schwenkte ihren zusammengeklappten Sonnenschirm so heftig, daß der Doktor unwillkürlich einen halben Schritt zurücktrat, murmelnd:

Sie sind ungerecht, Adelaide!

Nennen Sie mich nicht Adelaide! rief sie, kaum noch ihre Stimme mäßigend. Wir sind getrennt — für immer.

Sie that ein paar rasche Schritte, dabei den Sonnenschirm aufreißend. Er schlich her hinter ihr, die ihm noch nie so häßlich erschienen war, das Herz voll Wut, und, als Philosoph, überlegend, daß, mit der Günstlingin der Gräfin zu brechen, die Pfarrstelle in Neumalzburg aufs Spiel setzen heiße.

Adela — Mademoiselle Margot! murmelte er.

Was beliebt? sagte sie, langsamer gehend und den Sonnenschirm zuflappend, dessen Schutz allerdings der mit Wolken bedeckte Nachmittagshimmel unnötig machte.

Ich wollte, fuhr er, jetzt wieder an ihrer Seite, fort, nur an Ihr christliches Herz appellieren und — und an die Gemeinsamkeit unserer Interessen, die es denn doch wohl rätlich erscheinen lassen, daß wir hier

weiter wie bisher Hand in Hand gehen. Und wenn ich wirklich zu — zu — freundlich gegen die kleine — Person gewesen sein sollte, so bin ich doch nur Ihrem Beispiel gefolgt. Haben Sie nicht immer und noch gestern vor versammelter Gesellschaft ihr Lob in allen Tönen gesungen?

Und das werde ich auch weiter thun, sagte die Dame.

Ich verstehe Sie nicht.

So will ich es Ihnen erklären. Wer von uns es wagen wollte, gegen die abscheuliche Intrigantin zu sprechen, würde sich arg die Zunge verbrennen, mehr noch: riskieren, fortgejagt zu werden. Ich sage Ihnen, mein Lieber: sie ist allmächtig. Ich denke, es wird nicht ewig dauern, aber jetzt ist sie es. Haben Sie denn noch nicht begriffen, mon cher, daß der Herr Graf sie anbetet — von Armand nicht zu sprechen, der bis über die Ohren in sie verliebt ist? Daß die sentimentale Komtesse lieber sterben würde, als sich von ihrem Abgotte trennen lassen? daß in der Gesellschaft die älteren Herren dem Beispiele des Grafen und die jüngeren dem Armands folgen? daß die Damen selbst in den lächerlichen Chor einstimmen, mit kaum hier und da einer Ausnahme?

Und die Frau Gräfin? fragte der Doktor begierig, gehört sie zu diesen Ausnahmen?

Leider nein. Die Intrigantin hat sie umgarnt wie alle andere. Mein Gott, man muß doch auch nur
Spielhagen, Sonntagskind.

sehen und hören, mit welchem Raffinement sie ihr den Hof macht und sich bei ihr einzuschmeicheln weiß! Aber das wird nicht vorhalten. Ich kenne meine Frau Gräfin. Man muß nur Geduld haben, abwarten, die rechte Gelegenheit benutzen —

Die Genferin nagte an ihrer Oberlippe, und ihre hervorquellenden Augen starrten auf den Boden, als spähte sie in dem Riez des Weges nach der erwünschten Gelegenheit. Sie ist abscheulich, dachte der Philosoph, und laut sagte er:

Ja, ja, sie ist gefährlich, die kleine Schlange. Man muß sie schonen. Mit dem Monsieur Justus hätte man leichteres Spiel. Der Herr Graf mag ihn nicht.

Das glaube ich, sagte die Genferin höhnisch, und Armand ebensowenig, obgleich er klug genug ist, es sich nicht merken zu lassen. Da könnte man den Hebel einsetzen.

Ich verstehe Sie nicht.

Ich erkläre Ihnen das gelegentlich. Jetzt müssen wir wieder zu den anderen. Miß Brown hat sich schon ein paarmal umgedreht. Das ist auch eine Intrigantin, die mit der Schlange unter einer Decke steckt. Ich hoffe, noch den Tag kommen zu sehen, wo sie beide spurlos von der Bildfläche verschwinden.

Aber mir haben Sie verziehen? sagte er.

Ich muß ja wohl, erwiderte sie mit einem Lächeln, das die Spitzen der gelben Zähne zwischen den dünnen

Lippen sehen ließ und den Philosophen, obgleich es offenbar freundlich gemeint war und er es ebenso zu erwidern versuchte, innerlich schauern machte. Der Glende dachte an die roten Lippen und die Elfenbeinzähnen des holden Geschöpfes, das da zwanzig Schritte vor ihnen neben Miß Brown ging.

Fünftes Kapitel.

Armand hatte sich anfangs zu Isabel gehalten, dann aber zu seiner Schwester und Justus gesellt, da Isabel trotz seiner verdrießlichen Miene fortfuhr mit Miß Brown englisch zu sprechen, von dem er keine drei Worte verstand.

Warum sprechen Sie nicht weiter englisch? fragte Miß Brown, als Isabel, sobald Armand aus der Hörweite war, aus jener Sprache ins Deutsche fiel.

Ich wollte ihn nur fort haben, sagte Isabel.

Ich denke, Sie haben ihn gern?

Unbeschreiblich! sagte Isabel; ich bete ihn an.

Miß Brown lachte:

Wahrhaftig, sagte sie, Sie sind das sonderbarste Kind, das ich je im Leben getroffen habe. Und darum liebe ich Sie.

Und ich Sie.

Wie Master Armand?

Nein, ganz ehrlich.

Ich will Ihnen ausnahmsweise glauben.

Thun Sie das nicht immer?

Gott soll mich bewahren!

Sie meinen also, für gewöhnlich lüge ich?

Ich möchte es so nicht nennen; Sie spielen nur für gewöhnlich Komödie mit den Menschen.

Was soll man anders thun, wenn man eine geborene Komödiantin ist?

Sind Sie das?

Es haben es mir wenigstens schon verschiedene Menschen gesagt, unter anderen Sie selbst — eben noch.

Die Unterhaltung ging weiter bald englisch, das Isabel, trotzdem sie es eigentlich erst seit ihrem Aufenthalt auf dem Schlosse ernsthaft getrieben hatte, bereits vortrefflich sprach; bald englisch und deutsch, wenn sie ihre Gedanken trotzdem besser deutsch wiedergeben zu können meinte. Miß Brown hatte vom ersten Moment an eine starke Zuneigung zu dem schönen, geistreichen Mädchen empfunden, das ihr um so merkwürdiger erschien, wenn sie bedachte, aus welchen elenden und widerwärtigen Verhältnissen es hervorgegangen war. Isabel hatte ihr gegenüber aus diesen Verhältnissen kein Geheimniß gemacht, und sie durch die Drolligkeit ihrer Mittheilungen bald zum Lachen gereizt und bald fast zu Thränen gerührt, wenn sie die moralische und wirtschaftliche Misère in ihres Onkels Hause in Farben schilderte, die vielleicht hier und da ein wenig grell aufgetragen waren. Immer aber hatte sie die Kraft und Elasticität eines Geistes angestaunt, den, wie es schien, nichts aus der Fassung bringen, nichts mutlos machen

konnte, um so mehr als es gerade die Eigenschaften waren, vor denen sie den größten Respekt hatte und von denen sie selbst ein tüchtiges Teil zu besitzen sich bewußt war. So hatte denn etwas wie ein freimaurerischer Bund zwischen den beiden leicht geschlossen werden können, und Miß Brown fand es ganz in der Ordnung, als Isabel bei einer Wendung des Gespräches, in welcher sie auf gewisse Ereignisse in ihrem Leben angespielt hatte, plötzlich sagte:

Ich habe Sie immer bitten wollen, mir Ihr Leben zu erzählen. Bitte, thun Sie es!

Und ich würde es längst gethan haben, erwiderte Miß Brown, wenn es des Erzählens wert wäre. Übrigens ist es mit wenigen Worten geschehen. Ich bin von Eltern geboren, die nach deutschen Begriffen reich waren, und starben, als ich ungefähr sechzehn Jahre alt war. Ein Jahr später hatten mich schlimme Verwandte um mein ganzes Vermögen gebracht. Ich habe mich seitdem durch das Leben drücken müssen, erst bei anderen Verwandten, die auch nicht gut waren, dann unter fremden Leuten als Gouvernèß in England, Frankreich, Deutschland, bis heute, wo ich, wie Sie wissen, bald achtundzwanzig bin, das heißt beinahe Ihre Mutter sein könnte.

Ich bin froh, daß ich keine habe, sagte Isabel.
Sie versündigen sich.

Mag sein, aber Mütter sind schrecklich. Sie fragen einem alles ab. Justus hat eine; sie ist furchtbar.

Die gute sanfte Frau!

Gerade darum.

Kind, Sie werden noch einmal ein Verbrechen begehen.

Ich glaube nicht; Verbrecher sind dumm. Aber auf Sie zurückzukommen: Haben Sie nie geliebt?

Miss Brown wäre fast in ein lautes Gelächter ausgebrochen, aber Isabel fuhr ganz ernsthaft fort: Sie müssen doch sehr schön gewesen sein. Das heißt: Sie sind es noch, und wollte sagen: Sie müssen doch immer sehr schön gewesen sein.

Kind, sagte die Miss lächelnd, das ist ein Thema, das sich zu einem Gespräch für uns nicht schickt.

Warum? entgegnete Isabel immer in demselben ernsthaften Ton. Ich habe schon so viel geliebt: erst einen goldgelben Kanarienvogel mit grüngoldener Tolle, — den habe ich verhungern lassen; dann eine schöne Angorafazze, die starb an einer vergifteten Maus; dann einen großen Bernhardiner, der Justus' Vater gehörte: er wurde toll und mußte erschossen werden; dann —

Hören Sie auf, oder ich lache mich tot!

Das ist gar nicht zum Totlachen, wenn man immer so unglücklich liebt, wie ich. Haben Sie auch immer unglücklich geliebt?

Über Miss Browns schönes Gesicht zog eine trübe Wolke: Wir sprechen vielleicht ein andermal davon, sagte sie.

Schade! es wäre jetzt so schöne Zeit. Die beiden hinter uns stecken noch immer die spitzen Nasen zusammen, und Sibylle und Justus werden so bald nicht fertig, wenn sie sich erst einmal über Religion und Poesie warm geredet haben. Schade, daß er kein reicher Graf ist; sie heirateten sich gewiß. Mir sollte es recht sein. Ich gönne ihm das Beste, und Sibylle ist tausendmal besser als ich. Vielleicht ein bißchen langweilig; aber das merkt so ein Poet ja nicht.

Sind wir ein wenig eifersüchtig, Miß Isabel?

Ganz und gar nicht. Ich bin keine Fee.

Was heißt das?

Er hat ein wunderhübsches Märchen gedichtet, in welchem ein armer Junge eine Fee liebt. Die Fee bin ich.

Miß Brown hatte auf der Zunge: Sie werden noch die geliebte Fee vieler armen und reichen Jungen und Männer sein; aber sie verschluckte es und sagte statt dessen:

Können Sie mir das Märchen erzählen?

Nein, ich habe es immer nur stückweise gehört; aber er soll es uns erzählen.

Wird er es thun?

Er thut alles, was ich ihm sage. — Still! da ist Armand wieder.

Es ist zum Verzweifeln! rief Armand. Ihr beide sprecht englisch und die beiden da vorn von Religion und Poesie. Worüber lachen die Damen?

Über Ihr verdrießliches Gesicht, sagte Isabel; bleiben Sie hier, Armand! Wir wollen von jetzt an deutsch sprechen. Also von Religion und Poesie unterhalten sie sich. Was war es denn?

Keine Ahnung! rief Armand, und ich pariere, daß sie es selber nicht wüßten, wenn man sie fragte. —

Inzwischen waren Justus und Sibylle, in ihr Gespräch vertieft, eifrig vorangeschritten.

Mein Bruder mag dergleichen nicht hören, sagte Sibylle, sobald Armand den Rücken gewandt hatte. Er thut mir leid. Ich meine, daß Menschen, denen die Religion nicht Herzenssache ist, recht arm sind.

Sie wissen, Komtesse, —

Nennen Sie mich nicht Komtesse, wenigstens nicht, wenn wir allein sind! Nennen Sie mich Sibylle, wie ich Sie Justus! Was wollten Sie sagen?

Ich wollte sagen, ich weiß nicht, ob mir die Religion Herzenssache ist. Sie können nicht einschlafen, ohne vorher gebetet zu haben; und wenn Sie aufwachen, sagen Sie, ist Ihre erste Empfindung, beten zu müssen. Ich habe, glaube ich, seit zwei Jahren nicht gebetet.

Auch in der Kirche nicht?

Ich komme erst wieder in die Kirche, seitdem ich bei Ihnen bin. Früher ging ich öfter mit meiner Mutter in die Kirche in L., weil in Eisenhammer, wissen Sie, keine protestantische ist. Aber der Weg ist so weit, und meine Mutter sehr kränklich. Sie hat es aufgeben müssen. Und Pfarrer Szonsalla, nachdem

ich früher ein paarmal in seiner Kirche gewesen war, hat mich gebeten, lieber nicht zu kommen.

Warum?

Ich weiß es nicht.

Und beten Sie jetzt, wenn Sie mit uns in der Kirche sind?

Ich versuche es; aber es will mir nicht recht gelingen.

Vielleicht beten Sie, ohne es zu wissen.

Kann man das?

Ich glaube, ja. Mama hat in ihrem Schlafzimmer ein großes Kruzifix von Elfenbein an der Wand und ein Betpult davor. Aber das ist gar nicht notwendig. Ich gehe oft hier durch den Park, und die Blumen nicken im Winde, und die Sonne scheint so golden; oder wir fahren durch den Wald, und es rauscht da so feierlich und ist so still und kühl, und ich sitze so für mich in der Wagenecke und spreche kein Wort und meine auch, denke an gar nichts, und hernach weiß ich doch, daß ich gebetet habe.

Wenn Sie es so meinen!

Nicht wahr? Sie wären auch sonst kein Dichter.

Ich weiß nicht, ob ich einer bin; ich möchte nur gern einer sein.

Aber Sie haben ja schon so schöne Gedichte gemacht, und Isabel sagt, Sie haben jetzt ein großes Märchen fertig. Ist es wahr?

Wenn Isabel es gesagt hat, obgleich es nicht recht von ihr ist.

Warum nicht? Ich sagte Ihnen schon, als wir uns das erste Mal begegneten, wie gern ich selbst Gedichte machen würde und Märchen und andere solche schöne Sachen.

Wenn man, wie Sie meinen, beten kann, ohne es zu wissen, so ist es mit dem Dichten vielleicht nicht anders.

Ich weiß nicht. Ich will es nur gestehen, ich habe ein paarmal versucht, meine innerlichen Gebete hernach aufzuschreiben. Ich meinte auch manchmal, es sei mir gelungen. Aber es war es doch nicht. Es war entweder etwas ganz anderes, oder, wenn es dasselbe zu sein schien, sobald es auf dem Papier stand, kam es mir kalt und trocken vor, und ich hatte es in meinem Herzen so warm gefühlt.

Das ist bei dem Dichten ebenso. Ich bin immer unzufrieden mit dem, was ich aufgeschrieben habe.

Ist das möglich, wenn Sie doch anderen damit eine solche Freude machen?

Ich hätte auch gewiß Freude an Ihren aufgeschriebenen Gebeten.

Ich weiß es nicht. Wenn es mir selbst schon nicht genügt, wie könnte es anderen genügen? Ich glaube, beten kann man nur in seinem Herzen und für sich allein.

Warum gehen Sie dann in die Kirche?

Über das feine blasser Gesicht der jungen Dame zog eine flüchtige Röte. Sie wandte den Kopf, sich

zu vergewissern, daß sie noch immer allein waren, und sagte mit leiser hastiger Stimme:

Ich habe es noch niemand auf der Welt gesagt: ich gehe gar nicht gern in die Kirche, ja, es kostet mich jedesmal eine Überwindung. Was der Prediger sagt, ist gewiß gut gemeint; aber — ich weiß nicht, wie ich es ausdrücken soll — es ist, als ob jemand anders das Wasser trinkt, nach dem mich dürstet. Ich gönne es ihm von ganzem Herzen, aber meinen Durst löscht es nicht. Und dann — Sie werden mich gewiß für stolz halten, aber es ist kein Stolz — ich bin so gern mit Gott allein, und wenn sich da so viele Menschen zu ihm drängen, meine ich, du kannst ein anderes Mal kommen; jetzt hat er genug mit diesen zu thun. Das ist gewiß sehr kindisch. Gott ist allwissend und allmächtig, und wenn er das Gebet der anderen hört, wie er doch sicher thut, würde er das meine ebenso hören. Was haben Sie?

Justus antwortete nicht, konnte nicht antworten. Es war einer jener Momente, wie sie ihm manchmal kamen, wo alles um ihn her eine andere Gestalt anzunehmen schien. Diesmal war, was er sah, ein endloser Wiesenplan, voll von bunten Blumen, der von dem rosigen Licht einer Sonne, die hinter ihm zu stehen schien, überhaucht war. Neben ihm aber schwebte eine Gestalt, die Komtesse Sibylle war und es auch wieder nicht war, sondern ein Engel, obgleich die Gestalt keine Flügel hatte, und er sie auch nur an dem

himmlischen Ausdruck ihrer Züge als überirdisch erkannte.

Was haben Sie? wiederholte das Mädchen, das die Starrheit seiner Augen erschreckte.

Die Vision war verschwunden; er strich sich über die Augen. Wo sind wir? sagte er.

Sie standen unter hohen uralten Eichen, die im Kreise einen runden Platz einschlossen, in dessen Mitte eine kleine Kapelle lag. Es war das Mausoleum, welches die Mutter des Grafen für den verstorbenen Gemahl und für sich selbst hatte errichten lassen. Justus war niemals hier gewesen, obgleich die Kapelle noch im Park und in unmittelbarer Nähe des sogenannten alten Schlosses lag, das, ursprünglich ein Cisterzienser Kloster, in der That den Grafen Waldburg bis zur Erbauung des neuen Schlosses als Wohnung gedient hatte, und jetzt, zum Teil wenigstens, zur Behausung verschiedener gräflicher Beamten, auch des obersten derselben, eingerichtet war, während der Rest des ungeheuren Gebäudes leer stand.

So erklärte Doktor Müller Justus. Er hatte sich beeilt, mit Mademoiselle Margot heranzukommen, da die immer tiefer ziehenden Wolken einen Regen herabsenden zu wollen schienen. Auch war die ganze übrige Gesellschaft jetzt beisammen. In den Nieseneichen begann es zu knarren und zu knacken. Die Thür zu der Kapelle hatte der Mann, der drinnen mit Reinigen beschäftigt war, offen gelassen. Man trat ein und

fand sich fast im Dunkeln, da das geringe Licht, welches die Eichen noch durchließen, von den farbigen Scheiben der schmalen gotischen Fenster beinahe aufgezehrt wurde. Erst als sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt, traten die Konturen der beiden hingestreckten Marmorgestalten auf dem niedrigen Postament deutlicher hervor. Man umstand die Gruppe, welche sich in der Halbnacht um so befremdlicher ausnahm, als der Künstler die Gräfin in wallenden Gewändern mit einer seltsamen nonnenhaften Kopfbedeckung und den Grafen in der vollen Rüstung eines Turnierritters mit langem Schwert und bebuschtem Helm zur Seite dargestellt hatte. Auf Wunsch der Gräfin, erklärte Doktor Müller, die, wie begreiflich und löblich, für das Mittelalter geschwärmt habe. Der gelehrte Herr war in Begriff, daran eine genealogische Übersicht der Generationen zu knüpfen, die dem hier in Gott ruhenden hohen Paare vorausgegangen waren, als das hohe Paar selbst zu einem gespenstischen Leben zu erwachen schien im grellen Scheine eines Blitzes, der die ganze Kapelle mit seinem fahlen Licht erfüllte, um dann das Halbdunkel für ein paar Momente zur völligen Finsternis zu machen. Ein gewaltiger Donner folgte fast unmittelbar, schnell heranrollend, mit einem letzten betäubenden Schlage, wie es schien, unmittelbar über der Kapelle. Während die anderen ihren Schrecken still überwunden hatten, war die Genferin mit einem lauten Schrei dem Doktor in die Arme gefallen.

Schnell, schnell! rief Armand; wir kommen wohl noch trocken hinüber.

Er stürzte voraus, die anderen folgten. In den Eichen raste der Sturm, ein paar große Regentropfen fielen. Glücklicherweise waren es nur wenige Schritte bis zum hinteren Eingang des alten Schlosses. Dann wurde auch noch der weite Hof von den Flüchtigen glücklich passiert; aber man hatte kaum den unteren säulengetragenen Flur des Vordergebäudes erreicht, als das Unwetter mit Vollgewalt losbrach.

Man wünschte sich Glück, der Gefahr entronnen zu sein. Isabel berührte Justus leicht mit dem Ellbogen:

Du, Sonntagskind!

Ja?

Hast Du die beiden langen Nasenspitzen von dem Doktor und seiner Schönen gesehen, als es blitzte?

Nein.

Dann hast Du gar nichts gesehen.

Sechstes Kapitel.

Die Gesellschaft blieb keine Minute allein in der hohen, vorn offenen Halle. Von der Landstraße her, welche unmittelbar an dem Klosterschlosse vorüberführte, kamen Leute herein, die gleicherweise vor dem Unwetter eine Zufluchtsstätte suchten, in ihren dürftigen, von Lehm und Ruß beschmutzten und jetzt vom Regen durchweichten Anzügen unerfreulich anzusehen. Andere von draußen drängten nach, unter ihnen auch einzelne Weiber, — alle vor Nässe triefend.

Das kann mit der Zeit noch ganz nett werden, sagte Armand. Ich denke, wir hätten es oben bei Direktors besser.

Wenn Du hinaufgingst und uns anmeldetest? sagte Sibylle.

Wir brauchen uns doch nicht erst anmelden zu lassen! rief Armand.

Ich bitte Dich.

Fällt mir gar nicht ein!

In diesem Augenblicke entstand unter den Leuten in dem vorderen Teil der Halle ein Gedränge; man

konnte bei der mangelhaften Beleuchtung nicht unterscheiden, um was es sich handelte. Justus war auf einen bittenden Blick Sibylles an den Anäuel herangetreten, zu sehen, was es gäbe. Er kam sofort wieder zurück.

Eine alte Frau aus Eisenhammer, sagte er; man hat sie auf der Chaussee überfahren. Und dann, sich zu Isabel wendend: die alte Rubikfa!

Deine Hexe? Wie merkwürdig! Was willst Du, Sibylle?

Sehen, ob ich helfen kann, erwiderte Sibylle.

Bleiben Sie, Komtesse! sagte eine Dame, die aus der Thür, welche die Treppe in das obere Stockwerk verschloß, herausgetreten war und plötzlich neben ihnen stand. Überlassen Sie das mir! und ich möchte die Herrschaften bitten, inzwischen hinaufzugehen; ich hoffe bald bei Ihnen zu sein.

Der Ton, in welchem die junge Frau sprach, war bei aller Bescheidenheit auffallend fest und ruhig. Sibylle verbeugte sich und ging voran, während die anderen folgten mit Ausnahme von Justus, der zurückblieb.

Sie ist aus meinem Dorf, sagte er zur Erklärung für die junge Frau.

Er hatte die Frau Direktor Körner noch nie gesehen, so wenig wie sie ihn. Sie wußten aber beide, wer der andere war, und zu überflüssigem Reden hatten sie so wenig Lust als Zeit.

Die Frau Ober-Direktor! murmelten die Leute, als
Spielhagen, Sonntagkind.

sie zwischen sie und an die Alte herantrat, die, von ein paar Weibern gestützt, auf den Steinfliesen der Halle lag. Ein halbes Duzend Stimmen beeiferte sich, auf Deutsch und Polnisch zu berichten, wie es so gekommen war: ein betrunkenener Bauer war mit seinem Einspanner die Chaussee dahergerast gekommen, ohne aus der Decke, die er sich über den Kopf gezogen, nach rechts und links zu sehen. Die lang hervorstehende Deichselflange hatte die Alte erfaßt und umgestoßen; ein Rad hatte die Stirn gestreift; an den Gliedern, die man bereits sämtlich befühlt hätte, sei sie so heil, wie andere Leute auch.

Tragt sie da hinein! sagte Frau Körner, auf eine Thür zu ebener Erde deutend.

Man hob die Alte auf, die mit dem von Blut und Schmutz entstellten Gesicht in der That einen greulichen Anblick gewährte. Ein kleines, unansehnliches polnisches Mädchen im Dienst der Frau Direktor hatte Wasser, Handtücher, Leinenbinden gebracht. Es stellte sich heraus, daß es sich eigentlich nur um eine tüchtige Schramme auf der Stirn handelte, und ein Schluck Brantwein genügte, die Alte aus ihrer Betäubung aufzuwecken. Sie richtete sich sofort auf dem Ellbogen auf, ließ die roten Augen verwundert umherschweifen, bis der Blick auf den Gestalten der Frau Direktor und Justus', die vor ihr standen, haften blieb. Sie grinste und murmelte ein paar polnische Worte. Das Dienstmädchen kicherte.

Was hat sie gesagt? fragte Frau Körner.

Ich kann es nicht sagen! murmelte das Mädchen, den großen Mund im Lachen verziehend, daß man sämtliche weißen Zähne sah.

Dann lassen Sie's!

Das heißt, sagen kann ich's schon: die gnädige Frau und der junge Herr würden noch einmal ein Paar werden.

Justus wurde rot.

Es ist das so eine Redensart von ihr, sagte er entschuldigend.

Wir brauchen keines mehr zu werden, sagte die junge Frau. Wir sind es schon: ein Paar barmherziger Samariter.

Sie hatte sich zu dem Mädchen gewandt, dem sie leise einige Instruktionen gab. Dann sagte sie zu Justus:

Wir können jetzt hinaufgehen. Sie dürfen ganz ruhig sein; es ist für alles gesorgt. Die alte Frau wird über Nacht hier bleiben; Gefahr mit ihr hat es gar nicht.

Als sie in die Halle zurückkamen, fanden sie dieselbe, bis auf wenige Nachzügler, leer, trotzdem draußen Sturm und Regen mit womöglich noch größerer Gewalt weiter wüteten.

Wie gefällt es Ihnen drüben im Schlosse? fragte Frau Körner, als sie nebeneinander die breite Treppe zu dem ersten Stock hinaufstiegen.

Sehr gut.

Das freut mich. Welch ein schönes Mädchen die Isabel ist! Ich habe sie seit ein paar Monaten nicht gesehen; zwei von meinen Kindern waren krank, ich bin gar nicht aus dem Hause gekommen. Die Komtesse ist seitdem wieder gewachsen; sie hat ein liebes Gesicht.

Es klang das alles so vertraut in Justus' Ohr; ihm war, als ob aus diesem Munde nichts kommen könne, zu dem man nicht Ja und Amen sagen müsse. Welch ein schönes Mädchen die Isabel ist! Freilich! Und die Komtesse hat ein liebes Gesicht! Nun, er hatte das Gesicht noch vorhin erst wie von himmlischem Glanz verklärt gesehen. Dabei warf er dann verstohlen einen Blick in das Gesicht der Dame. Es hatte nichts von der Schönheit Isabels oder der Schwärmerei in Sibylles blassen Zügen; es war eher unregelmäßig mit seiner breiten Stirn und dem etwas zurückweichenden Kinn, aber es gefiel Justus trotzdem außerordentlich; auch bemerkte er ihre schlanke, über die Mittelgröße hinausgehende Gestalt und die Elasticität und gleichmäßige Kraft ihrer Bewegungen um so mehr, als die kleine Isabel immer nur sprang, wenn sie nicht ruhte, und der Gang und die Gesten der Komtesse stets etwas Abgespanntes, Müdes hatten.

Auf dem Flur oben kam ihnen ein Diener entgegen, dem Frau Körner einige Befehle gab. Dann führte sie Justus in ein bereits erleuchtetes großes

Zimmer, in welchem sich die anderen befanden, die sie jetzt als Wirtin begrüßte, jedem in ihrer ruhigen Freundlichkeit die Hand reichend. Es war ein Zufall, daß Armand zuletzt an die Reihe kam. Isabel machte es Spaß, zu sehen, wie er unwillig die Lippen schürzte und sich mit böser Miene nach dem Fenster wandte.

Ich denke, wir können nun wieder gehen, sagte er.

Ein neuer Guß platschte gegen die Scheiben; man sah in dem weißen Lichte eines starken Blitzes, wie die alten Bäume, die vor dem Fenster aufragten, vom Sturm zerzaust wurden.

Das Wetter scheint anderer Meinung zu sein, sagte Frau Körner lächelnd. Ich denke, die Herrschaften nehmen inzwischen Platz. Mein Mann ist über Land; Sie müssen mit mir vorlieb nehmen. Da kommt schon der Thee.

Der Diener und ein hübsches Dienstmädchen kamen mit einem Samovar und einer Platte mit Tassen und sonstigem Geschirr. Ein eleganter Theetisch war alsbald bereit. An Sophas und Fauteuils fehlte es nicht in dem großen schönen Gemache, dessen Behaglichkeit durch das Feuer in dem breiten Kamin, das der Diener schnell entzündet hatte, noch vermehrt wurde. Frau Körner, den Thee einschenkend, beruhigte Sibylle, die sich nach der verwundeten Frau erkundigte, und rühmte ohne Übertreibung Justus' Eifer und Anständigkeit bei der Hilfsleistung.

So ist er immer, sagte Isabel; er kann keine Fliege

leiden sehen, und für seine Here konnte er nun schon gar nicht weniger thun.

Für seine Here? fragte Frau Körner verwundert. Aber Isabel! rief Justus.

Isabel hatte Frau Körner ein paar Worte zugeflüstert, zu denen diese lächelte. Justus war froh, daß Isabells Indiskretion sonst unbemerkt vorübergegangen zu sein schien. Sibylle sprach die Befürchtung aus, die Eltern möchten sich ängstigen. Auch hier hatte die Frau Direktor bereits vorgesorgt: ein Bote war in das Schloß hinübergesandt mit der nötigen Meldung. Sollte der Weg durch den Park, wie zu befürchten stehe, grundlos werden, so könne man jeden Augenblick aus den ganz in der Nähe befindlichen Remisen und Ställen Wagen und Pferde requirieren.

Schlimmsten Falls, fuhr sie lächelnd fort, könnte ich auch für die Nacht Rat schaffen. Vorläufig, bis der Sturm nachläßt, sind Sie meine Gefangenen.

Ich lasse mir die Gefangenschaft gern gefallen, sagte Isabel, ihre kleine Gestalt in dem großen Fauteuil zurücklehrend.

Ich denke an die armen Menschen, die nun auf der Landstraße umherirren, sagte Sibylle.

Ich hätte sie gern länger unten in der Halle behalten, sagte Frau Körner; aber die Leute können nicht warten. Es sind Arbeiter aus den Gruben, die zur Nachtschicht pünktlich zur Stelle sein müssen, oder die zu Hause erwartet werden.

Nun, verehrte Frau Direktor, sagte Doktor Müller, zum Glück sind sie an dergleichen Kalamitäten gewöhnt.

Wenn es ein Glück ist, an Kalamitäten gewöhnt zu sein, erwiderte Frau Körner.

In einem Sinne gewiß, verehrte Frau: Kalamitäten führen zu Gott. Wen Gott lieb hat, den züchtigt er.

Und wen der Mensch lieb hat, den verzieht er, warf Isabel mit einer Bewegung der Spizen ihrer niedlichen Stiefelchen trocken ein. Justus und Sibylle lächelten einander an; Armand schaute finster drein, während Doktor Müller und Mademoiselle Adelaide bedeutungsvolle Blicke wechselten.

Was haben Sie gesagt, böses Kind? fragte Miß Brown.

Frau Körner übersehte es ihr in fließendem Englisch. Sie hatte bereits vorher nicht minder fertig und korrekt mit der Genferin französisch gesprochen.

Jedenfalls, fuhr sie, sich alsbald wieder zu Doctor Müller wendend, fort: ist es ein fragliches Glück. Nach meiner Erfahrung ist es eines, das mindestens eben so oft von Gott fort, wie zu ihm hinführt.

Sie sprechen nicht aus persönlicher Erfahrung, gnädige Frau?

Nur aus den Erfahrungen, die ich hier in einem Maße gemacht habe, das mir oft genug das Herz beflemt.

Das letztere doch wohl nicht ganz mit Recht, sagte der Doktor. Ich meine, wir müssen in der üblen

weltlichen Lage, in welcher sich unleugbar so viele unserer Mitmenschen befinden, einen Ratschluß Gottes sehen.

Dann begreife ich nicht, erwiderte die junge Frau, warum alle gute Menschen aus allen Kräften bemüht sind, diese Lage zu verbessern, das Unglück zu mildern, wo möglich aus der Welt zu schaffen.

Auch darin sehe ich wieder den Ratschluß Gottes, der den Nachfolgern des Herrn so reichliche Gelegenheit bietet, die höchste der Tugenden, ich meine: Barmherzigkeit zu üben.

Ich fürchte, wir gelangen da an die Quadratur des Kreises, erwiderte Frau Körner lächelnd; und wenn wir beide auch sicher das Problem lösen würden, so dürften uns die jungen Herrschaften wenig Dank wissen. Wie wär's mit einem Gesellschaftsspiele? Tellerdrehen, wenn es die Komtesse nicht zu sehr anstrengt?

Ich fürchte, ja, entgegnete Sibylle, die noch bleicher als gewöhnlich war.

Dann Geschichten erzählen, sagte Frau Körner.

Ach, ja, ja! rief Isabel, in die Hände klatschend.

Fangen Sie nur an, Fräulein Isabel! Sie wissen gewiß Geschichten duzendweis.

Ich? keine einzige. Dafür ist Justus da. Der schüttelt sie aus den Ärmeln. Er soll uns sein neues Märchen erzählen — das von dem Ogre und der Fee und dem jungen Jäger.

Das wäre prächtig, sagte Frau Körner.

Ich hörte es so gern, murmelte Sibylle.

Justus saß erschrocken da. Er hatte es freilich neulich auch dem alten Anders erzählt; aber das war im Walde gewesen, wo er es für Isabel gedichtet. Für sie allein, und es dünkte ihm befremdlich und unrecht, daß er, was doch nur ihr gehörte, auch an andere geben sollte. Er warf einen bittenden, vorwurfsvollen Blick auf sie. Sibylle war dieser Blick nicht entgangen.

Wenn Justus es nicht gern thut, wollen wir ihn nicht quälen, sagte sie.

Er thut es gern, rief Isabel.

Sie hatte auf dem Spaziergang zu Miß Brown gesagt, daß Justus alles thue, was sie ihm sage, und sie sah die lachenden Augen der Dame mit einem schalkhaft spöttischen Ausdruck auf sich gerichtet.

Aber so fange doch endlich an! rief sie ungeduldig.

Justus konnte in seiner Bestürzung keinen Entschuldigungsgrund finden. Und dann: sie wollte es! Wie durfte er da zögern!

Ohne weitere Einleitung begann er seine Erzählung, zuerst leise und hastig sprechend, als habe er ein Versäumtes nachzuholen; dann lauter und bedächtiger in dem instinktiven Ehrgeiz des Künstlers, der, wenn er sich, nach obligatem Sträuben, engagiert weiß, seine Sache nun auch so gut wie möglich machen will.

Siebentes Kapitel.

Das Märchen von dem Ogre, der Fee und dem jungen Jäger.

In einem großen, großen Walde, welcher einer Fee gehörte, lebte ein junger Jägersmann. Der war in einer Vollmondscheinnacht im Mai durch den Wald gestrichen, weil es ihm im Bette keine Ruhe gelassen hatte; und als er aus dem Hochwalde, wo die Tannen so dicht standen, daß der Mondschein nur auf den Wipfeln lag und manchmal an einem Stamme bis beinahe auf den Moosboden in gelblichem Schimmer herabzitterte, an den Rand der großen Halde trat, hatte er sie gesehen. Freilich nicht sogleich, denn was er anfangs sah, hatte er für bläuliche Nebelschleier gehalten, die über dem Wiesen gras und über Ginster und Schlehen und Dornen auf und nieder und hin und her wallten, bis ihm plötzlich war, als hätte ein weißer Arm mit einer kleinen weißen Hand aus dem Nebel hervorgelangt. Darüber war er denn sehr verwundert gewesen und, anstatt nach Hause zu gehen,

wie er ursprünglich gewollt, stehen geblieben und hatte weiter in den Nebel gestarrt, ob er den weißen Arm mit der kleinen weißen Hand wohl noch einmal sehen würde. Er wußte nicht, wie es zuging, aber nach und nach und immer deutlicher sah er, daß es gar keine wallende Nebelschleier waren, sondern die Schleiergewänder von Feen, die da tanzten. Die Gewänder waren bald bläulich, bald gelblich, bald weißlich, je nachdem der Mond darauf fiel; und ebenso waren die langen Haare der Feen bald heller, bald dunkler, nur die Arme und Hände blieben immer gleich weiß. Ob sie Füße hatten, konnte er nicht sehen; die waren immer von den langen Schleiergewändern verhüllt.

Dem jungen Jäger war es im Anfang eiskalt über den Rücken gelaufen; aber er hatte sich bald daran gewöhnt und war dann, weil er so etwas im Leben nie geschaut, ganz Auge und Ohr gewesen. Denn fortwährend hatte er auch eine ganz leise liebliche Musik gehört, nach deren Takte die Feen sich bewegten, hin und her, auf und nieder, bald gegen- und durcheinander, bald im Kreise schwebend, indem sie sich alle an den Händen faßten. Dann war immer eine Fee in der Mitte des Kreises. Die war noch viel schöner als alle anderen; und die anderen hatten sich im Schweben verneigt und ihr gehuldigt, wie ihrer Königin. Die Königin hatte goldiges Haar, das nicht von dem Mondschein, sondern von selbst zu leuchten schien, und tiefdunkle Augen, die auch von innen leuch-

teten so mächtig, daß sie den Mondschein überstrahlten, und der junge Jäger zuletzt nur noch die Augen sah und sonst nichts. Ohne zu wissen, was er that, hatte er ein paar Schritte hinein in die Halde gethan. Da knackte ein dürrer Zweig unter seinen Füßen: im Nu war die lustige Schar im Walde verschwunden, vor ihm aber stand die mit dem Goldhaar und den dunklen Augen.

Wie heißt Du? sagte sie mit einer Stimme, so leise und lieblich wie die Musik, die er vorhin gehört hatte. — Ich heiße Hubert, sagte er. — Und ich werde Dich Sonntagskind nennen, sagte sie; denn nur Sonntagskinder können uns sehen. — Dann werde ich Dich Maiennacht nennen, sagte er; denn wir Sonntagskinder können euch nur in einer Maiennacht sehen. Und dann muß es auch noch eine Sonntagsnacht sein, wie heute. Aber Sonntagsmaiennacht, das ist zu lang. Ich denke, wir lassen es bei Maiennacht. — Sie lachte und sagte: mir ist es recht: ich habe, so wie so, noch niemals einen Namen gehabt; und der gefällt mir ganz gut. Nun laß uns ein wenig tanzen, Sonntagskind! — Ich kann wohl tanzen, sagte er; aber in der Luft, wie Du, Maiennacht, das kann ich nicht! — O, wie schade! sagte sie. Auf der Erde tanzt sich's nur schlecht, glaube ich, denn ich habe noch nie auf ihr getanzt. Gleichviel. Tanzen muß ich und will ich mit Dir.

Da tanzten denn die beiden im Mondschein auf

der Wiese und dem jungen Jäger waren die Füße so leicht, daß er meinte, er berühre gar nicht den Boden, aber die Fee seufzte ein paarmal leise und plötzlich stieß sie einen kleinen Schrei aus und sagte: O weh, ich glaube, ich habe mir den Fuß vertreten. Das schadet nichts; es war doch schön.

Sie war aus seinen Armen auf den Boden geglitten; ihr langes Haar floß wie eitel Gold über das dunkle Moos, und die schönen Augen, die zu ihm aufblickten, waren wie halb gebrochen.

Ich will Dich nach Hause tragen, sagte er; wo wohnst Du?

Sie lachte und sagte: Im Walde, wo sonst? Und mit dem Nachhausekommen hat es keine Not, das wirst Du gleich sehen, wenn Du mich nur ein bißchen in die Höhe heben willst, nur so weit, daß meine Füße den Boden nicht mehr berühren.

Da hob er sie vom Boden auf und merkte, daß sie so leicht war wie eine Feder. Und plötzlich hielt er sie nicht mehr in seinen Armen, sondern sie schwebte vor ihm in der Luft.

Leb wohl, sagte sie, bis heute über ein Jahr! Da sehen wir uns wieder, hier an demselben Orte, zu derselben Stunde.

Ach, du lieber Gott, sagte er; ein Jahr ist eine lange Zeit.

Das ist so gut wie gar nichts, sagte sie, — für uns. Für euch Menschen freilich! Ihr seid so ver-

geßlich. In einem Jahre wirst Du Maiennacht ganz vergessen haben.

Ich werde Dich nie vergessen, sagte er.

Das wollen wir sehen, sagte sie. Aber nun muß ich wirklich nach Hause; der Morgen dämmt schon herauf. Noch einmal: leb wohl, Sonntagskind! Und noch einmal: auf Wiedersehen!

Da sah er ihre Augen dicht vor den seinen, und über seine Lippen strich es wie ein weicher kühler Hauch. Dann schwand ihre Gestalt aufwärts, wie ein Nebel, der steigt. Nur ihre glänzenden Augen sah er noch. Dann war es, als ob aus den zwei Augen eines wurde. Und dann war es kein Auge mehr, sondern der Morgenstern, der über dem Walde stand. —

Als der junge Jäger am anderen Tage erwachte, glaubte er, er habe alles nur geträumt. Er würde es auch wohl weiter für einen Traum gehalten haben, da er viel wunderliches Zeug, besonders in Mondscheinnächten, zu träumen pflegte, wäre nicht der schmale goldene Ring an dem kleinen Finger seiner linken Hand gewesen. Er hatte nie einen Ring am kleinen Finger getragen, weil er überhaupt noch nie einen besessen hatte; so konnte er ihn nur von Maiennacht haben, obgleich er sich durchaus nicht zu erinnern vermochte, wie er an seine Hand gekommen. Nun wußte er freilich, daß es kein Traum gewesen, und er wirklich mit einer Fee getanzt habe, worüber er sehr glück-

lich und stolz war. Der Ring freilich machte ihm einigen Kummer, denn er konnte ihn, so viel er sich auch mühte, nicht vom Finger ziehen, was ihn sehr genierte, wenn ihn die Mädchen des Sonntags beim Tanz fragten, wer denn sein Schatz sei? Als sie das ein paarmal gethan und ihn arg verspottet hatten, kam er nicht wieder. Auch bereitete es ihm gar kein Vergnügen mehr, mit den Mädchen zu tanzen, nachdem er mit Maiennacht getanzt hatte. Ja, er mochte selbst die hübschesten nicht mehr ansehen, weil sie ihm im Vergleich zu ihr gar häßlich erschienen, und dabei wußte er zu seinem größten Leide nicht, wie sie ausgesehen hatte. Nur ihrer kleinen weißen Hände erinnerte er sich ganz deutlich und ihrer Augen wenigstens so weit, daß sie groß und dunkel und strahlend waren. Auch den eigentlichen Klang ihrer leisen süßen Stimme konnte er sich nicht zurückrufen, so viel er sich auch mühte und überhaupt Tag und Nacht an sie dachte, so daß er den Tag von der Nacht kaum noch zu unterscheiden wußte und nur immer rechnete, wie viele noch vergehen mußten, bis er sie wieder sähe. Essen und trinken mochte er gar nicht mehr. Darüber magerte er so ab, daß ihm die Kleider am Leibe schlotterten. Endlich ging aber doch das schreckliche Jahr herum, und es wurde wieder Mai; aber nun sollte seine Prüfung erst recht beginnen. Denn der erste Maitag war ein Montag; so mußte er noch sechs Tage bis zur Sonntagsnacht warten, worüber

er denn beinahe vor Ungeduld und Sehnsucht gestorben wäre, wenn ihn nicht die sichere Hoffnung, seine Fee nun doch wiederzusehen, aufrecht erhalten hätte. Dann auf einmal in den allerletzten Tagen kam ihm die Furcht, ob sie wohl ihr Versprechen halten würde? Sein einziger Trost war der Ring, den sie ihm gewiß nur geliehen hatte, und er ihr also wiedergeben mußte. Aber was konnte freilich einer Fee an einem so kleinen schmalen Reifen gelegen sein? Nicht mehr, als an dem armen jungen Jäger, dem sie ihn gegeben, und den sie gewiß längst vergessen hatte!

Da kam die Sonntagsnacht. Eine Stunde, ehe der Mond aufging, war er schon auf der Halde. Dann stieg der Mond über die Bäume; aber es war nur die Sichel und dazu von Wolken überschleiert, so daß es kaum ein wenig heller auf der Halde wurde. Auch sah er nichts von den Feen, was ihm auch ganz lieb war, denn es verlangte ihn nach Maiennacht. Sie kommt gewiß nicht, sagte er traurig. Da fühlte er wieder den weichen kühlen Hauch auf seinen Lippen, und eine leise sanfte Stimme sagte: Willkommen, Du mein liebes Sonntagskind! — Er wußte gleich, daß es ihre Stimme war, und wunderte sich, wie er den süßen Klang jemals hatte vergessen können.

Wo bist Du, Maiennacht? sagte er, ich sehe Dich nicht.

Gieb mir meinen Ring! sagte sie.

Er griff nach dem Ring, der nun ganz leicht vom

Finger glitt, und hielt ihn nach der Richtung, wo er glaubte, daß sie sei. Da sah er die kleinen weißen Hände und an dem Goldfinger derselben den Ring, der aber, um an dem Finger zu passen, viel kleiner geworden sein mußte. Und dann sah er sie selbst: ihr Goldhaar, ihre schimmernden dunklen Augen, ihren lächelnden Mund, und vor lauter Freude fing er an zu weinen. — Du liebes Sonntagskind, sagte sie, Du hast Dich wohl sehr nach mir gesehnt. Ich mich auch nach Dir. Es ist mir auch sonst nicht gut gegangen ohne meinen Ring. — Warum hast Du ihn mir denn gegeben? sagte er vorwurfsvoll; ich hätte auch ohne ihn immer an Dich gedacht. — Das wußte ich, sagte sie, und ich gab ihn Dir nicht Deinethalben, sondern meinethalben. Ich erkläre Dir das ein andermal, wenn wir erst besser miteinander bekannt sind. Jetzt wollen wir ein wenig spazieren gehen. Ich habe es inzwischen so ziemlich gelernt; Du mußt nur noch ein wenig Geduld mit mir haben.

So spazierten sie auf der Waldwiese, und es ging ganz leidlich. Nur manchmal schwebte sie in die Höhe, kam aber immer alsbald zurück und hing sich wieder in seinen Arm. Dann plauderten sie miteinander; sie wollte wissen, wie die Menschen leben, was sie treiben, wobei sie gar seltsame Fragen an ihn that, zum Beispiel: wie viel hundert Jahre seine Mutter alt gewesen sei, als sie starb? ob die Menschen, wenn sie sterben, zu einem Nebel würden, der in der Luft zer-

flattere? und ob er als Morgentranf den Tau aus Lilienkelchen vorziehe, oder den aus Rosen? Er antwortete, so gut er konnte; aber sie verstand ihn nie recht und sagte seufzend: ach, ein Menschenleben ist schwer zu begreifen, wir wollen lieber tanzen.

Da tanzten sie wieder. Nicht wahr, ich habe gut zugelernt! sagte sie; aber plötzlich stieß sie einen leisen Schrei aus und ließ ihn los. — Hast Du Dir wieder den Fuß vertreten? fragte er. — Ach nein, sagte sie; aber hast Du sie nicht gesehen, da auf dem dürrten Tannenast? — Die große Ohreule? sagte er, mit den runden, glühenden Augen? — Das war keine Ohreule, sagte sie, das war die alte Hexe Urafa. Die ist mir grimmig feind. Die wird es nun den Kobolden erzählen, die klatschen es wieder den Gnomen, und so erfährt's am Ende der Geisterkönig. — Was denn? fragte er. — Daß ich mit einem Menschen getanzt habe. — Ist das so schlimm? fragte er. — Ach, sehr, sehr! sagte sie und dabei sah sie ihn mit traurigen Blicken an; es kann uns unser ganzes Glück kosten. Sie hat schon einen so großen Vorsprung. — Du willst fort? fragte er. — Ich muß, sagte sie und schwebte schon über ihm. — Wenn ich Dich nicht wiedersehe, sterbe ich, sagte er, die Arme zu ihr aufhebend. Da war sie wieder bei ihm in seinen Armen und sagte: Du sollst mich wiedersehen in der nächsten Sonntagsnacht. Bis dahin, lebewohl, Sonntagskind! Und er fühlte wieder den kühlen, weichen Hauch auf seinen

Lippen, aber flüchtiger als sonst, und dann stand er allein auf der dunklen Halde und ging traurig nach Hause.

In der nächsten Sonntagnacht war er wieder da eine Stunde, bevor der Mond aufging. Der war jetzt schon beinahe Halbmond, aber von Wolken dicht umzogen, daß es beinahe schwarze Finsterniß auf der Halde war. Dazu sauste ein Sturm durch die hohen Tannen, und sie knackten und knarrten und stöhnten jämmerlich, als ob sie todkrank seien. — Sie fürchten sich so, sagte Maiennacht, und haben auch Ursach' dazu. Ach, liebes Sonntagskind, es ist eine schwere Zeit!

Er konnte heute in der Dunkelheit von ihr nichts sehen, nur ihre Augen und manchmal einen matten Schimmer von ihrem goldenen Haar und der kleinen weißen Hände. Und in dem Sturm klang ihre Stimme noch leiser, so daß er Mühe hatte, sie zu verstehen, trotzdem sie dicht bei ihm in dem Moose am Fuße einer Tanne saß, die so groß und dick war, daß sie nicht knarrte. — Ich bin so müde, sagte sie, es war eine so lange Reise. Ach, Sonntagskind, es steht schlimm, sehr schlimm, und es ist schrecklich, daß ich es Dir erzählen muß. Aber einmal mußtest Du es ja doch erfahren. Sieh, ich bin bei dem Geisterkönig gewesen, aber zu spät gekommen, er wußte schon alles und war furchtbar böß. Zuerst wollte er mich in eine Lemure verwandeln; Du weißt nicht, was das ist;

es ist etwas ganz Entsetzliches. Als ich dann bat und flehte, mich nicht so grausam zu strafen, ließ er sich erweichen, nur zum Schein, denn die Strafe, die er mir nun auferlegt hat, ist womöglich noch entsetzlicher. Du hast von dem großen Ogre gehört, der nicht weit von meinem Walde in einem himmelhohen stählernen Schloß wohnt. Er frißt keine Menschen, sondern nur Tannen, nicht die ganzen Tannen, nur die Tannenwipfel, die ihm am besten schmecken; und weil er zu vornehm ist, selbst in den Wald zu gehen und sie sich zu brechen, läßt er von seinen Knechten die ganzen Tannen umhauen und zu sich in das Schloß fahren. Den Rest, den er nicht frißt, müssen die Knechte zersägen und in großen Scheiterhaufen verbrennen, damit die armen Leute nichts davon haben, denn die haßt er, und freut sich, wenn sie im Winter frieren und sich nicht einmal ihre Suppe kochen können. So hat er schon beinahe alle Wälder ringsumher im Lande aufgefressen; nur meinen Wald hat er nicht anrühren dürfen, weil ich von Natur ebenso mächtig bin wie er. Nun aber hat der Geisterkönig meine Macht so vermindert und seine so erhöht, daß er auch meinen Wald auffressen kann, wenn er will. Und er will es und morgen schon wird er damit anfangen.

Das ist schlimm, sagte Hubert; aber doch nicht so sehr. Wenn er diesen Wald auffrißt, ziehen wir in einen anderen; es giebt noch viele Wälder.

Für Dich, sagte Maiennacht, nicht für mich. Dies

ist mein Wald; ich kann nur in ihm leben; stirbt er, so sterbe ich mit ihm. Hörst Du, wie die Tannen ächzen und stöhnen? sie wissen, daß der Dgre morgen kommt.

Ist denn da gar keine Hilfe? fragte Hubert traurig.

Sie schwieg eine Weile. Dann sagte sie: Ja, es giebt eine; und das ist eben die Strafe, die mir der Geisterkönig auferlegt hat, und die mir so entsetzlich ist wie Lemure zu werden, und viel, viel entsetzlicher als der Tod: ich soll den Dgresohn heiraten.

Das Scheusal! rief Hubert voll Entsetzen.

O, sagte Maiennacht; er ist kein Scheusal, wenigstens nicht äußerlich. Er ist ein schöner, feiner, junger Herr. Innerlich freilich ist er vielleicht noch böser als sein Vater: hochmütig, rachsüchtig und grausam gegen alle Welt, besonders die Armen, die er bis aufs Blut quält.

Was willst Du nun thun? fragte Hubert.

Lieber sterben als ihn heiraten, sagte Maiennacht.

Darüber war nun der Halbmond untergegangen, der Morgenstern blickte durch die jagenden schwarzen Wolken, und sie mußten sich trennen.

Am nächsten Morgen erwachte Hubert von einem entsetzlichen Lärm, der durch den sonst so stillen Wald hallte. Es waren aber die Dgrefnechte, die in den Wald gedrungen waren und unter wüstem Schreien und Toben die schönsten Bäume absägten und abhackten, an Stricken zu Boden rissen, auf Wagen luden und ins Dgreschloß fuhren. Das ging so den ganzen

Tag durch bis die Sonne gesunken war, da mußten sie aufhören. Am zweiten Morgen kamen noch mehr Knechte und so am dritten Morgen und an den anderen Tagen, und unter ihren rohen Händen schwand der Wald, als ob er in Feuer aufginge. Hubert war außer sich; aber wie gern er auch sein Leben für Maiennacht gelassen hätte, er war allein und ihrer waren so viele; und mit seinem Tode wäre ihr ja nicht geholfen gewesen.

Du hast ganz recht, Sonntagskind, sagte Maiennacht bei der nächsten Zusammenkunft. Und ich denke auch, mit dem Leben davon zu kommen. Ich habe Botschaft an den Dgre gesandt durch die Here Uraka, die den Augenblick fürchtet, wo mir doch vielleicht der Geisterkönig seine Gnade wieder zuwendet. Die Sache liegt aber so: der Dgre weiß jetzt, daß ich lieber den Wald von ihm auffressen lassen, also sterben will, als seinen Sohn heiraten. Und da er beinahe schon alle Wälder im Lande aufgefressen hat, bleibt ihm noch immer etwas für seine alten Tage, wenn er meinen Wald bis dahin stehen läßt. Das sieht er auch ein; aber einen Tribut soll ich ihm doch zahlen: jeden Tag zehn hohe, gesunde junge Bäume.

Das ist freilich nicht viel, sagte Hubert, da dein Wald so sehr groß ist und in Anbetracht, daß die Dgrefnechte jetzt täglich wohl dreihundert Bäume abgeholzt haben; aber endlich kommt es doch zu Haus, und du mußt elend sterben, du liebe Maiennacht.

Wie lange wirst Du leben, liebes Sonntagskind? fragte sie.

Das wissen wir Menschen nicht, sagte er; mein Vater ist achtzig Jahre alt geworden.

Nicht mehr? sagte sie; das ist nicht viel; das halte ich schon aus.

Hubert wußte nicht, was Maiennacht damit sagen wollte, mochte sie aber nicht fragen, und sie fuhr auch schon fort:

Das ist noch nicht alles. Ich soll einmal wenigstens in dem großen Saale mit dem Dgreprinzen dreimal herumgetanzt haben.

Das wirst Du nicht thun! rief Hubert.

Es würde sonst aussehen, als ob ich den Prinzen verachtete, und das sei gegen die Dgre-Ehre.

O, thue es nicht! thue es nicht! sagte er flehend. Glaub mir, Maiennacht, das ist eine Falle, die Dir der Dgre stellte. Kannst Du denn wieder fort, wenn er Dich festhält und in den Schloßthurm sperrt?

Nein, sagte sie; das kann ich nicht; außerhalb meines Waldes ist meine Macht nicht so groß.

Dann ist alles aus, sagte er weinend.

Sie weinte nicht, weil Feen nicht weinen können; aber ihre Augen schimmerten feucht, und ihre leise Stimme war sehr traurig, als sie sagte:

Mach' mir das Herz nicht noch schwerer, als es schon ist, Sonntagskind! Es muß sein. Weigere ich mich, so meldet es der Dgre dem Geisterkönig, und

der macht mich zur Lemure. Ich will gern für Dich sterben; aber eine so entsetzliche Schande kann ich auch um Deinet halben nicht auf mich nehmen. Also sei getroßt, Sonntagskind! Dgrees haben freilich wenig Ehre; aber ganz ehrlos sind sie nicht; und, wenn dieser auch sehr mächtig ist, den großen Geisterkönig, der den Treubruch bestraft, muß er doch scheuen.

Du liebst mich nicht, sagte Hubert traurig.

Ach, Sonntagskind, sagte sie; ich sehe wohl, ihr Menschen versteht euch schlecht auf Liebe. Wenn Du wüßtest, was ich schon um Dich gelitten habe, Du würdest so nicht sprechen.

Er aber hatte sich in das Moos geworfen, das er mit den Händen zermühlte, und stöhnte nur immer: Du liebst mich nicht.

Da legte sie die kleine Hand auf seine Schulter und sagte: Sei vernünftig, Sonntagskind! steh auf! und höre mich an! Das Versprechen, das ich dem Dgre gegeben, habe ich ihm auf meine Feenehre gegeben und muß es also halten. Hält er das seine auch, wie ich glaube, daß er es thun wird, so bin ich nächsten Sonntag wieder an dieser Stelle. Räme ich nicht, so ist der Dgre treulos gewesen und hat mich in den stählernen Turm eingeschlossen. Des zum Zeichen werde ich Dir meinen Ring senden.

Wie willst Du das anfangen, wenn Du eingeschlossen bist? fragte er.

Ich rufe den ersten besten Vogel aus meinem

Walde an, der an dem Turmfenster vorüberfliegt, sagte sie; der bringt ihn Dir.

Aber Du kannst ja selbst fliegen, sagte er.

Nur in meinem Walde, erwiderte sie; so wird er mich auch zu dem Fest in dem stählernen Schlosse durch eine Karosse abholen, und wenn Du mich befreit hast, wirst Du mich auf Deinen Armen in den Wald zurücktragen müssen.

Ach, wie gern will ich das thun, Maiennacht, sagte er. Aber wie soll ich es mit dem Ogre und seinem Sohne und all den greulichen Knechten aufnehmen?

Bist Du für mich und meine Liebe zu sterben bereit? fragte sie.

Ja, das bin ich, erwiderte er.

Ein tapferer und kluger Mann und der bereit ist, für seine Liebe zu sterben, vermag sehr viel; sagte sie. Aber das ist noch nicht alles.

Was ist es sonst? fragte er.

Sie schwieg eine Weile, dann sagte sie mit so leiser Stimme, daß er es nur eben verstand: Sieh, Sonntagskind, als ich Dir das erste Mal meinen Ring gab, wollte ich Dich auf die Probe stellen, ob Du mich liebtest und mir den Ring nach einem Jahre wiederbrächtest. Es war ein großes Wagestück von mir, denn ohne meinen Ring bin ich keine Fee mehr, sondern ein Menschenkind und ein sehr schwaches, und wenn die Köhlerfrau, die mir zu Dank verpflichtet ist, und bei der ich mich während des Jahres in Pflege gethan,

nicht so gut zu mir gewesen wäre, lebte ich heute schon nicht mehr. Nun kann eine Fee ihren Ring einmal auf Probe weggeben und wiedernehmen. Giebt sie ihn zum zweitenmale weg, kann sie ihn nicht wieder von dem Finger ziehen, an den sie ihn gesteckt hat. Verstehst Du mich, Sonntagskind?

Ja, Maiennacht, sagte er, ich verstehe Dich, und jetzt wollte ich es mit hundert Dgres aufnehmen. Ach, Maiennacht, wie glücklich werden wir sein!

Hast Du auch bedacht, sagte sie, daß es möglicherweise nur ein kurzes, ein sehr kurzes Glück ist?

Meinst Du, ich könne Dich nicht noch besser pflegen als die Röhlerfrau! sagte er. Ich will Dich pflegen und hegen und küssen und herzen; ich werde so glücklich sein; wir werden so glücklich sein.

Er lachte und weinte vor Freuden durcheinander, und da sie nicht weinen und auch nicht eigentlich lachen konnte, so lächelte sie nur, und er merkte nicht, wie traurig das Lächeln war.

In der nächsten Sonntagsnacht kam Maiennacht nicht. Er hatte es nicht anders erwartet, ja, er war froh, daß sie nicht kam. Denn sie hatte nicht gesagt, daß sie ihn, auch wenn der Dgre sie frei ließe, heiraten würde, und am liebsten wäre er noch in derselben Nacht, wie er da ging und stand, bloß mit seinem Hirschfänger bewaffnet, in das stählerne Schloß gegangen und hätte die Dgres, Vater und Sohn, zum Kampfe gefordert. Ihre Botschaft mußte er also ab-

warten, und als er am nächsten Abend am Waldesrande nach der Seite zu, wo das Dgreschloß lag, auf und niederging, sah er einen Falken, der hoch oben in den Lüften seine Kreise zog, wie der Falk es thut, wenn er nach Beute späht. Plötzlich kam der Falk auf ihn herabgeschossen, wie ein Stein, der fällt. Aber so schnell der Falk auch war, der Geier, der plötzlich von einem Tannentwipfel in der Nähe aufstieg, war noch schneller, packte den Falken und hätte ihn zerrissen und den Ring, den der Falk im Schnabel trug, erbeutet, wenn der den Ring nicht hätte fallen lassen, gerade auf den kleinen Finger von Huberts linker Hand, die er in seiner Angst um den Falken hoch in die Höhe gestreckt hatte. Da ließ der Geier den Falken los, der in den Wald flog, und stürzte sich auf Hubert, ihm den Ring vom Finger zu reißen. Hubert aber zog seinen Hirschfänger und hatte ihm den nackten Kopf ab, der zu einer Schlange wurde, die in den Sumpf schoß, während der Körper als Kröte eilends durch das Moos davontroch, woraus Hubert sah, daß der Geier niemand anders als die Hexe Urafa gewesen war.

Da küßte Hubert den Ring, den er nun Zeit seines Lebens am Finger behalten sollte, und machte sich auf den Weg nach dem Schlosse. Den Weg konnte er nicht verfehlen, denn schon von weitem sah er einen blutroten Schein, als wenn da ein ganzes Dorf in Flammen aufging. Es waren aber die großen Scheiter-

haufen, in welchen der Ogre die Tannen verbrennen ließ, damit die armen Leute im Winter fröhen und sich ihre Suppe nicht kochen könnten. Die Scheiterhaufen lagen rings um das Schloß herum, so daß sie wie eine Feuermauer waren; und in der Mitte ragte das Schloß von Stahl, das in dem Schein des Feuers ausfah, als ob es glühte. Zwischen zwei Scheiterhaufen, die ein bißchen weiter als die anderen auseinanderlagen, sprang Hubert so schnell hindurch, daß ihm nur der grüne Jägerrock hier und da angesengt wurde, gerade auf das Schloßthor zu, welches zu seiner Verwunderung weit offen stand. Auf dem Schloßhof aber liefen die Knechte wirr durcheinander und einer kam auf ihn zu und fragte, ob er der Arzt wäre? Er sagte auf gerademoh! ja. — Du wirst auch was Rechtes helfen, sagte der Knecht, zwanzig von uns auf einmal haben schon mit aller Gewalt daran gezogen: er steckt zu tief im Schlunde. — Der Tannenwipfel? fragte Hubert auf gut Glück. — Was sonst? sagte der Knecht. In seinem Ärger darüber, daß die Prinzessin Fee unseren Prinzen nicht heiraten will, trotzdem er sie da in den Turm gesperrt hat, aus dem sie nie wieder in ihren Wald kommt, hat er sich voll Tannenwipfel gestopft, immer zwei auf einmal, und dabei ist ihm einer im Schlunde stecken geblieben. — Ich werde ja sehen, sagte Hubert. Führe mich zu ihm! Wo ist Hoheit, der Prinz? — Bei dem Herrn Vater, sagte der Knecht, damit, wenn der Herr Vater ersticken sollte, er ihm

gleich den goldenen Schlüssel vom Gürtel nehmen kann, der zu dem Turm führt, in dem die Prinzessin Fee gefangen sitzt, und den ihm der Herr Vater bis jetzt nicht hat anvertrauen wollen. — So ist keine Zeit zu verlieren, dachte Hubert, und laut sagte er: Geh voran, ich folge Dir.

Der Knecht ging voran, und Hubert folgte ihm in die große Halle, wo der Dgre auf einem Lager aus Bären- und Wolfsfellen lag. Um das Lager her in einiger Entfernung standen viele Knechte mit finsternen Mienen, dicht neben dem Lager der Dgre-Prinz, wirklich ein hochgewachsener junger Mann, der bildhübsch gewesen wäre, wenn er nicht so böse, wüste, grausame Augen gehabt hätte. Der Dgre selbst aber war ein entsetzliches Scheusal, länger und dicker als die längste und dickste Tanne, und röchelte so entsetzlich, daß die ganze Halle bebte.

Du weißt doch, sagte der Dgreprinz zu Hubert, daß wenn Du meinen Vater nicht kurierst, Du lebendig verbrannt wirst? — Natürlich weiß ich das, erwiderte Hubert. Und wenn ich ihn heile? — Da wirst Du auch verbrannt, sagte der Prinz höhnisch, und nur zum Lohn vorher erst tot geschlagen. — Das ist ein schlimmer Handel, sagte Hubert, und ich muß sehen, wie ich mich daraus ziehe.

Der Dgre hatte die Augen zu, aber den gräßlichen Mund weit auf, so daß Hubert bequem in den Hals sehen konnte, nachdem er zwei Stühle übereinander-

gestellt und hinaufgestiegen war. — Der Fall ist schwer, aber nicht hoffnungslos, sagte er; der Tannenwipfel liegt verquer und kann nicht mehr herausgezogen, wohl aber heruntergestoßen werden, wozu ich eine kräftige dreißigjährige Tanne vorschlage, von der die Zweige und Nadeln sorgfältig entfernt sind. Ich habe unten auf dem Hofe welche liegen sehen. — Er mag keine ganzen Tannen, sagte der Prinz höhnisch. — Der kranke Dgre, der alles gehört hatte, machte eine Faust gegen den Prinzen und winkte heftig mit der anderen Hand den Knechten, zum Zeichen, daß man die Tanne bringen solle. Die wurde gebracht, und vierzig Knechte versuchten sie so weit in die Höhe zu heben, daß sie sie dem Dgre in den offenen Mund stoßen konnten, brachten es aber nicht fertig. — Vielleicht ist Hoheit selbst so gütig, sagte Hubert. — Da stieß der Dgre sich selbst die Tanne in den Schlund mit solcher Gewalt, daß die Spitze am Nacken wieder heraus kam und er auf der Stelle tot war. Im Nu hatte der Prinz den goldenen Schlüssel zum Turm mit seinem Schwerte von dem Ledergürtel des toten Vaters abgeschnitten und lief damit fort; aber Hubert sprang ihm nach und holte ihn im Schloßhofe ein, als er schon ganz nahe am Eingange zum Turm war. Schlüssel oder Tod! schrie Hubert; Tod oder Schlüssel! schrie der Prinz zurück. Nun erhob sich zwischen den beiden ein furchtbarer Kampf, während die Knechte, die den Prinzen haßten,

in dichtem Kreise umherstanden, neugierig, wer wohl Sieger bleiben möchte. Hubert in seinem grünen Jägerrod hatte keine Waffe als seinen Hirschfänger, der Prinz aber stak vom Kopf bis zu den Füßen in einer Rüstung von poliertem blauen Stahl und hatte ein zweihändiges Schwert mit einer so scharfen Schneide, daß, wenn es im Herunterfaulen eine von Huberts braunen Locken traf, die im Nachtwinde wehten, es diese glatt durchschnitt. Hubert kämpfte wie ein Verzweifelter um seine Fee, aber was konnte er mit seinem Hirschfänger gegen die stählerne Rüstung ausrichten! Da sah er auf dem Boden den goldenen Schlüssel, den der Prinz hatte fallen lassen müssen, weil er sein Schwert mit beiden Händen führte. Den raffte er auf, trotzdem er wohl einen Centner schwer war, und schlug damit dem Prinzen den Helm vom Kopfe. Nun geriet der Prinz in fürchterliche Wut, und Hubert wäre verloren gewesen, hätte er nicht in diesem Augenblicke Maiennacht gesehen, wie sie, die Hände ringend, oben am Fenster des Turmes stand. Da nahm er noch einmal alle Kraft zusammen und schlug den Prinzen mit dem goldenen Schlüssel auf die Schläfe, daß er wie eine gefällte Tanne in seiner stählernen Rüstung niederrasselte und auf der Stelle tot war. Hubert sah sich nicht weiter nach ihm um, sondern schloß die Turmthür auf, stürmte die steile Wendeltreppe hinauf, nahm seine Maiennacht in den Arm, trug sie hinab

in den Hof und hinaus aus dem Schloß, noch eben zur rechten Zeit. Denn die Knechte, außer sich vor Freude über den Tod ihrer Tyrannen, hatten die Scheiterhaufen auseinandergezerrt und mit den brennenden Tannen das Schloß an allen vier Ecken angezündet, daß es, trotzdem es von Stahl war, brannte, als wäre es von Stroh, und die Glut taghell hinter Hubert her leuchtete, als er seine Maiennacht in den Wald trug, den er erreichte, als gerade der Morgenstern über ihm aufging. Hubert aber trug Maiennacht nicht in sein Haus, sondern zu dem alten Eremiten im Walde, der vor seiner Zelle kniete und den jungen Tag im Gebet begrüßte, und als er sein Gebet verrichtet, sie einsegnete, so daß sie von Stund' an Mann und Frau waren.

So war denn Hubert sein Herzenswunsch erfüllt, und er wäre überglücklich gewesen, nur daß Maiennacht fortwährend kränkelte und sichtbar von Tage zu Tage hinschwand. Sie klagte aber nie, sondern sagte immer, es wäre nichts, das Menschenleben sei nur im Anfang ein wenig schwer; sie würde sich mit der Zeit schon daran gewöhnen. Hubert sah auch, welche Mühe sie sich gab, daß es aber über ihre Kräfte ging, nur einen Bissen Brot hinunterzubringen, trotzdem es der Bäcker aus dem feinsten Weizenmehl eigens für sie gebacken hatte. Wenn Wildbret auf den Tisch kam, überfiel sie ein Schauer, daß Hubert es schnell wieder wegtrug und in den Garten ging, zu sehen, ob nicht

an schattigen Stellen noch ein bißchen von dem Morgentau in den Blumen hing. Davon genügte ihr der viertel Fingerhut voll, den er ihr brachte, und sie dankte ihm, während sie ihn gierig austrank, mit dem holdseligsten Lächeln. Ich will ja so gerne leben, sagte sie, weil ich Dich so lieb habe. — Aber ich sehe, sagte Hubert in seinem Jammer, daß es über Deine Kräfte geht, und ob schon es mein höchstes Glück ist, daß Du meine Frau und immerfort bei mir bist, so wollte ich doch, Du nähmest Deinen Ring zurück und würdest wieder Fee, wenn ich Dich dann auch nur in den Sonntagsnächten des Maienmonds sehen kann. — Damit ist es nun nichts mehr, sagte sie. Ich habe Dir gesagt: Wenn eine Fee ihren Ring zum zweitenmal an ein liebes Menschenkind gegeben hat, ist sie keine Fee mehr und kann nie wieder Fee werden. Das habe ich alles gewußt, und bei den Röhlerleuten auch gesehen, wie schwer es ist, Mensch zu sein. Aber weil ich Dich so sehr lieb gehabt habe, habe ich es auf mich genommen, und es ist mir nicht leid und wird mir nie leid werden, außer wenn ich sehen müßte, daß es Dir leid ist und Du mich nicht mehr liebst. — Ich werde Dich immer lieben, Maiennacht, sagte er, das weißt Du. — Dann werde ich immer glücklich sein, Sonntagskind, sagte sie.

Aber Maiennacht wurde zusehends schwächer, so daß sie keinen Schritt mehr gehen konnte, und er sie stets tragen mußte, was er ja mit tausend Freuden gethan

haben würde, nur daß er wohl spürte, wie sie von Tag zu Tag dahinschwand, und als das Jahr um war und die Maiennacht wieder kam, an welcher er sie aus dem Ogreschlosse befreit hatte, er nur noch einen Schatten von ihr in den Armen hielt.

So trug er sie auch in einer Nacht im Mondschein vor dem Försterhause auf und ab, weil sie geklagt hatte, daß ihr das Atmen drinnen so schwer werde, und fragte sie, ob es ihr draußen besser sei? — Ja, sagte sie, viel, und schmiegte sich dicht an ihn.

Da trug er sie wieder eine Weile auf und ab, dann hob sie sich ein wenig in seinen Armen, aber er sah von ihr kaum noch etwas als ihre Augen, die aber auch schon wie von ferne zu schimmern schienen; ebenso wie ihre Stimme wie ferne, leise Musik klang, obwohl sie dicht an seinem Ohr war und er jedes Wort deutlich verstand. — Sonntagskind, sagte die Stimme, erschrick nicht! der letzte Augenblick von unserem Glück ist da. Der Geisterkönig hat Erbarmen mit mir gehabt und mir erlaubt, als Fee zu sterben und in dem Äther zu zerrinnen, aus dem wir Feen gewoben sind. So lebe wohl, Du mein geliebtes Sonntagskind!

Da fühlte er sie nicht mehr in den Armen, sondern nur noch den weichen kühlen Hauch ihres Atems auf seinen Lippen, der ein paarmal wiederkam, als könne sie nicht von ihm lassen, bis er schwächer und schwächer

wurde und dann nicht wieder kam. Er breitete sehrend die Arme nach oben, wohin sie geschwebt war, aber er sah nur ein silbernes Schleierwölkchen, das im Strahl des Mondes zerfloß.

Ach, sie ist nicht tot, rief er; sie hat Dich nur verlassen und ist wieder Fee geworden.

Da lief er in den Wald zu der Halde, auf der er sie mit ihren Gespielinnen hatte tanzen sehen. Die waren auch wieder da und tanzten im Mondenschein, nicht fröhlich, wie damals, sondern in langsamem, feierlichem Reigen, wobei sie die weißen Hände rangen, die seltsam von ihren Schleiergewändern abstachen, die heute nicht weiß und silberblau waren, wie in jener Stunde, sondern schwarz, wie schwärzeste Nacht, trotzdem der Mond so hell darauf schien. Da wußte er, daß Maiennacht nicht wieder eine Fee geworden, sondern in der Luft zerflossen war und nie wiederkommen würde. Vor Jammer und Weh schrie er laut auf; da waren die Feen verschwunden. Er warf sich in das Moos und weinte so, daß ihm das Herz brach. Es kann aber nicht weh gethan haben, denn als man ihn am nächsten Morgen auf derselben Stelle tot fand, sah sein Gesicht ganz verklärt aus. Die Leute meinten, es sei von der Sonne, die eben über die Tannentwipfel in die Halde schien. —

Haben Sie schönen Dank! sagte Frau Körner, als Justus schwieg. Es hat mir sehr gefallen. Wann haben Sie das gedichtet?

In der letzten Zeit, erwiderte Justus.

Ist es Ihnen gleich als ein Ganzes aufgegangen?

Ach nein! es ist immer eines zum anderen gekommen; ich habe es wohl zehnmal umgedichtet, besonders den Schluß.

Er ist ein wenig kurz geraten.

Ich hatte noch einen andern längeren, in welchem Hubert Eremit wird, nachdem Maiennacht gestorben ist.

Bitte erzählen Sie den auch! Eremit?

Ja, Maiennacht hat ihm das Versprechen abgenommen, daß er sich nach ihrem Tode nicht tot weinen, sondern als ein rechtschaffener tüchtiger Mann weiter leben will. Und weil er in der ganzen Gegend keinen rechtschaffeneren Menschen kennt, als den alten Eremiten, geht er zu dem, sich ihm als dienender Bruder anzubieten. Der nimmt ihn gern auf; er dient ihm mehrere Jahre, bis der Alte gestorben ist und er an seine Stelle treten kann.

Ich denke, es ist so, wie es jetzt ist, poetischer, sagte Frau Körner. Was meinen die Damen?

Der klugen Frau war ihre Absicht gelungen, über das lästige Schweigen, welches nach einem derartigen Vortrag in einer Gesellschaft zu entstehen pflegt, möglichst schnell wegzukommen. Überdies hatte sie die Anwesenden, während Justus erzählte, genau beobachtet

und dabei eigentümliche Bemerkungen gemacht. Von den Gesichtern um den Theetisch hatte kein einziges den Ausdruck unbefangenen Zuhörens getragen, am meisten noch das von Miß Brown, die mit niedergeschlagenen Augen dageessen und nur ein paarmal still in sich hineingelächelt hatte. Isabel hatte sich offenbar Mühe gegeben, eine Miene zu machen, als ob die ihr bekannte Geschichte sie im Grunde wenig interessiere, war dabei aber immer blasser und blasser geworden, und die dunkeln Augen hatten aus dem blassen Gesicht mit einem triumphierenden Glanz gestrahlt; Sybille hatte mit dem Ausdruck einer völlig Verzauberten dageessen, welche die Empfindung der Gegenwart und ihres eigenen Daseins so völlig verloren hat, daß sie nicht einmal die Thränen spürt, die ihr aus den starren, weitgeöffneten Augen über die Wangen rinnen; — ein vollkommenes Gegenbild zu Armand, dessen Miene immer finsterer geworden war, und der aus den gesenkten Augen von Zeit zu Zeit grollende, wütende Blicke bald auf den Erzähler, bald auf Isabel warf. Das hätte Frau Körner ein paarmal fast zum Lachen gebracht; aber sehr widerwärtig, ja unheimlich war ihr das malitiöse Lächeln gewesen, das wiederholt um die dünnen Lippen von Mademoiselle Margot gezeichnet, und der Blick, den sie dann jedesmal auf Doktor Müller geworfen und dieser verständnisvoll erwidert hatte. Für Frau Körner stand zweierlei fest: einmal, daß der Erzähler selbst und

Isabel die Helden der Geschichte waren, und es für Justus besser gewesen wäre, wenn er die Geschichte nicht erzählt hätte.

Indessen hatte der Gewittersturm sich ausgetobt. Die fast völlige Nacht, die er heraufbeschworen, war wieder dem Abend gewichen, wenn es auch beharrlich weiter regnete. Frau Körner bat, wenigstens das Ende des Regens abzuwarten; aber es war ein Diener aus dem Schlosse da mit der Botschaft, der Herr Graf wünsche die sofortige Rückkehr der Herrschaften. Die beiden aus dem nahen Marstall schnell requirierten geschlossenen Wagen waren vorgefahren. Man verabschiedete sich von der gütigen Wirtin. Auf der kurzen Rückfahrt nach dem Schloß wurde in dem Wagen, in welchem die vier Damen saßen, kaum ein Wort, in dem, in welchem Doctor Müller und seine beiden Zöglinge Platz genommen, kein Wort gesprochen.

Achtes Kapitel.

Den ins Schloß Heimgekehrten war eine große Überraschung bereitet. Kurz nachdem sie es verlassen, war ein Telegramm an den Grafen eingelaufen, in welchem er auf das dringendste gebeten wurde, morgen im Herrenhause einer Abstimmung von Wichtigkeit beizumohnen. Der Graf war sofort entschlossen gewesen dem Rufe Folge zu leisten. Hier war eine vortreffliche Gelegenheit, der Entscheidung einer Reihe wichtigster wirtschaftlicher Fragen, mit denen ihn der eifrige Direktor täglich quälte, vorläufig aus dem Wege zu gehen. Auch standen die Tage bevor, an denen er seine großen Jagden auf Hochwild abzuhalten und den Adel der Umgegend auf dem Schlosse zu empfangen pflegte. Sonst ein Mann der Geselligkeit, hatte er in letzter Zeit starke hypochondrische Anwandlungen verspürt, und der Gedanke, als Wirt tage- und wochenlang den Liebenswürdigen spielen zu müssen, war ihm sehr widerwärtig gewesen. Dem allen konnte er allerdings mit einem Abstecher nach Berlin von wenigen

Tagen nicht ausweichen: er mußte dort bleiben. Aber in einigen Wochen sollte die Übersiedelung dahin ja so wie so stattfinden, und wenn die Verhandlungen im Herrenhause wirklich so wichtig waren, durfte man es ihm nicht verdenken, wenn er zuerst seine patriotischen Pflichten erfüllte.

Aus diesen Überlegungen den ihm bequemen Schluß zu ziehen, hatte den Grafen nur wenige Minuten gekostet. Plötzlich kam ihm ein Bedenken, das die Überlegungen samt dem Schluß nichtig zu machen drohte: er würde, wenn er ging und die Familie blieb, Isabel wochenlang entbehren müssen. Und sie war ihm so ans Herz gewachsen, die Kleine! Ihr nicht täglich mehr in die glänzenden braunen Augen blicken, sich an der Zierlichkeit der knospenden Gestalt berauschen zu dürfen, — das würde die rechte Nahrung für seine Hypochondrie sein, denn durch eine fluge Flucht der Qual einer Leidenschaft zu entinnen, die ihm selbst in besseren Stunden lächerlich erschien, hoffte er schon nicht mehr. Wie wär's, wenn er die Familie — nicht gleich mitnähme — das hätte auffallen können — aber doch möglichst bald nachkommen ließe? Man müßte die Gräfin zu bestimmen suchen. Er selbst hatte es sich längst begeben, einen Einfluß auf sie zu üben. Also durch wen? Durch Isabel? Das hätte verraten können. Durch seinen Schloßarzt, Doktor Eberhard, dem sie neuerdings unbedingt folgte? Aber der kam erst übermorgen von seinem sommerlichen

vierwöchentlichen Urlaub zurück. Die Leute fehlen einem ja immer, wenn man sie braucht.

Ein Pochen an der Thüre unterbrach den Grafen in seinen düsteren Meditationen. Es war ein Diener mit der Anfrage, ob der Herr Graf die Gnade haben wolle, Herrn Doktor Eberhard zu empfangen. Der Graf traute seinen Ohren nicht. Der Diener berichtete, daß der Herr Doktor bereits vor einer Stunde angekommen sei; er wisse nicht, weshalb der Haushofmeister es dem Herrn Grafen nicht gemeldet habe; vielleicht weil der Herr Doktor sofort zu der Frau Gräfin befohlen worden.

Lasse bitten! sagte der Graf.

Er war dem alsbald Eintretenden bis an die Thüre entgegen gegangen und reichte ihm huldvoll die Hand.

Was zum Tausend führt Sie denn so früh zurück, Doktor?

Der junge Mann lächelte:

Aufrichtig gestanden, Herr Graf, ein Telegramm der Frau Gräfin, das ich gestern abend in Berlin erhielt, und das mir sofortiges Kommen anbefahl. Ich war in Gesellschaft und konnte den Nachtzug nicht mehr benutzen. Von L. habe ich einen Wagen genommen.

Was in aller Welt — aber setzen wir uns doch! — was will die Gräfin von Ihnen? Ihr Zustand ist allerdings in den letzten Tagen —

Eben dieser Zustand, Herr Graf. Es droht wieder eine jener lethargischen Perioden herein, die sich durch Symptome ankündigen, welche der Frau Gräfin selbst aus leidiger Erfahrung nur zu gut bekannt sind. Ich habe eben die Richtigkeit ihrer eigenen Beobachtungen konstatieren können.

• Aber was ist zu thun, Doktor?

Immer dasselbe, Herr Graf: suchen zu verhindern, daß die Frau Gräfin in jene Apathie verfällt, in der sie jedes eigenen Entschlusses unfähig, aber leider auch — ich darf es ja als Arzt wohl sagen — völlig unbeeinflussbar und unlenkbar ist. Das Mittel, Herr Graf? Auch wieder dasselbe: sie in Aktion setzen. Und, da der Dämon jeden Augenblick hereinbrechen kann, möglichst schnell, sofort. Darf ich mir einen Rat erlauben, Herr Graf? Ich höre, Sie wollen mit dem Zehnhrzuge nach Berlin. Nehmen Sie die Frau Gräfin mit!

Wenn es noch Isabel wäre, sagte der Graf bei sich, und laut sagte er:

Ich fürchte, es wird der Gräfin zu schnell kommen.

Durchaus nicht, erwiderte der Arzt. Ich habe mir bereits eine dahin bezügliche Andeutung zu machen verstattet, welche die Frau Gräfin mit Begierde ergriff.

Der Graf dachte ein paar Augenblicke nach.

Wohl, sagte er dann, ich bin einverstanden — unter einer Bedingung: daß die übrige Familie uns möglichst schnell folgt.

Ich wüßte nicht, was dem im Wege stände, erwiderte Doktor Eberhard. Wenn es nach mir ginge: bereits morgen.

Und warum nicht morgen? sagte der Graf schnell.

Der junge Mann blickte verwundert auf. Der Graf, dem es verräterisch heiß in die Wangen stieg, fuhr in möglichst ruhigem Tone fort:

Die Gräfin darf nicht allein sein; das ist Gift für sie in diesem Zustande. Sie kann Mademoiselle Margot nicht entbehren, die Komtesse wiederum nicht Mademoiselle Margot, oder wenn die, so doch nicht Fräulein Isabel. Das ist eine Kette; warum sie zerreißen aus purer deutscher Schwerfälligkeit? Wenn mein Schwager Sir Henry in London am Abend zu Lady Elisabeth sagt: Meine Liebe, wir müssen morgen früh um sechs mit den sämtlichen Kindern nach Kalkutta, würde sie, ohne sich einen Moment zu besinnen, antworten: Mein Lieber, wir werden pünktlich fertig sein. Warum können das die Deutschen nicht?

Also dann morgen, sagte der junge Mann mit einer Ernsthaftigkeit, die zu behaupten, ihm in diesem Moment nicht leicht war.

Das heißt, fuhr der Graf fort: Doktor Müller mit den beiden Knaben könnte ja allerdings später nachkommen. Mit denen hat es keine Eile. Apropos, Doktor, Sie kennen ja noch unsere neueste Acquisition nicht: den Justus Arnold, meine ich, den ich für Armand ins Haus genommen habe, obgleich ich, unter

uns, nicht so eigentlich absehe, was dabei für Armand herauskommen soll.

Der Doktor war brieflich durch Miß Brown von allem, was sich während seiner Abwesenheit Interessantes auf dem Schlosse zugetragen, sehr genau unterrichtet worden, und der Name Justus hatte mehr als einmal auf den teuren Blättern gestanden; aber er hatte seine Gründe, von dieser seiner Wissenschaft dem Grafen gegenüber keinen Gebrauch zu machen. Er begnügte sich zu sagen: Das sollte mir leid thun, Herr Graf.

Freilich, sagte der Graf; man läßt sich eben immer noch von seiner Gutmütigkeit ein X für ein U aufschwindeln. Übrigens, wo mag die junge Gesellschaft sein? Sie pflegen um diese Zeit ihren Spaziergang zu machen.

Der herbeigeklingelte Diener bestätigte die Vermutung. Die gnädigen jungen Herrschaften „mit ihrer Begleitung“ seien bereits seit einer halben Stunde fort.

Sie werden nicht lange bleiben; das Wetter sieht drohend aus, sagte der Graf, durch eines der hohen Fenster über die Terrassen in den Park blickend.

Da prasselte der Regen gegen die Scheiben, und der Blitz, der die Spaziergänger im Mausoleum erschreckt hatte, flammte herab.

Das wird ernsthaft, sagte der Graf; hoffentlich sind sie schon zurück. Möchten Sie wohl einmal nachsehen, lieber Doktor?

Aber die Gesellschaft war noch nicht zurück, kam

auch in der nächsten halben Stunde nicht, obgleich das Unwetter grausam wütete. Der Graf konnte nur mit Mühe seine Angst verbergen, und mußte sich dabei sagen, daß er sich eigentlich nur um Isabel ängstigte. Selbst Sibylle, für die er früher den Rest von Liebe in seinem Herzen aufzubewahren pflegte, war wie aus seinem Gedächtnisse verschwunden. Es sollten eben Leute nach allen Richtungen ausgesandt werden, als ein triefender Bote von dem alten Schloß kam: die Herrschaften saßen wohlbehalten in den Zimmern der Frau Direktor.

Gott sei Dank! murmelte der Graf und dachte wieder nur an Isabel.

Neuntes Kapitel.

Die Heimgekehrten waren alsbald von den Dispositionen, die der Graf getroffen, unterrichtet worden; die Damen sollten dem gräflichen Paare mit dem Zuge, der morgen vormittag zehn Uhr von T. abging, folgen; Doktor Müller mit seinen beiden Zöglingen bis auf weiteres im Schlosse zurückbleiben. Der Pädagog war mit dem Arrangement innerlich sehr zufrieden: ein paar Wochen ohne die lästige Etikette, welche die Anwesenheit der gräflichen Herrschaften erforderte, zubringen zu dürfen, war ein gutes Ding; die gelben Locken von Mademoiselle Adelaïde ebenso lange nicht zu sehen, ein zweites; und er wollte unterdessen versuchen, sich in Buße und Reue die braunen Augen der kleinen Teufelin, die es ihm angethan, aus dem Sinn zu schlagen. — Mademoiselle hatte keine Zeit, sich zu fragen, ob ihr die Sache gelegen sei, oder nicht: die Wagen, welche die Herrschaften nach T. an die Station bringen sollten, waren auf Punkt neun Uhr — in zwei Stunden — beordert. Wenn sie bis dahin mit Hilfe der Kammerfrau und der Kammerjungfern die Frau Gräfin in die nötige Reiseverfassung

gebracht hatte, mochte sie Gott danken. Und die halbe Nacht würde mit dem Zusammenframen der Sachen für sie selbst und die Komtesse hingehen. So hatte sie sich denn auch sofort von ihrem Verlobten endgültig verabschiedet, nicht, ohne ihm dabei zugerannt zu haben: begreifen Sie jetzt, mein Lieber, wo man den Hebel einsetzen muß, die abscheuliche Intrigantin loszuwerden? Ich sage Ihnen: Armand würde am liebsten den Burschen vergiften. Es war auch ein Skandal. Hoffentlich sind nun der Komtesse die Augen darüber aufgegangen, welche Schlange sie an ihrem Busen nährt. — Aber was soll ich thun? hatte der erschrockene Pädagog zurückgeflüstert. — Erst den Burschen fort und sie hinterher! war die Antwort der eilenden Dame gewesen.

Sie hatte so weit richtig beobachtet: Sibylle waren die Augen aufgegangen, sogar über zweierlei, was sie bis heute abend nur in nebelhaften Umrissen gesehen und das jetzt sonnenklar vor ihren Blicken stand: daß sie Justus liebte und Justus Isabel. Und deshalb hatte sie, als Justus ihr vorhin gute Nacht sagte, ihm die Hand so warm gedrückt und leise zu ihm gesagt: Ich danke Ihnen auch noch viel tausendmal: Ihr Märchen war so wunderschön. Und deshalb hatte sie, als Isabel und Miß Brown sich auf ihre Zimmer zurückzogen, die Freundin noch zärtlicher als sonst umarmt und ihr schweigend ein paar leidenschaftliche Küsse auf den kleinen roten Mund gedrückt.

Vorher hatte Miß Brown, die zu der Gräfin wollte, das Glück gehabt, Doktor Eberhard, der — zum zweitenmale — aus den Gemächern derselben kam, auf dem Korridor zu begegnen. Es war augenblicklich außer ihnen niemand auf dem Korridor, aber sie hörten bereits den Schritt eines Dieners auf der untersten Stufe der niedrigen Treppe, die von dem Flur zu dem Korridor hinaufführte. Unter diesen Umständen war ihnen nichts übrig geblieben, als ihr Wiedersehen nach der vierwöchentlichen Trennung durch ein paar stille, ebenso flüchtige, wie herzliche Küsse zu feiern.

Die Herrschaften mit Doktor Eberhard, den seine erlauchte Patientin jetzt auch nicht eine Sekunde missen wollte, waren — einen Wagen mit der Dienerschaft und dem in fliegender Eile beladenen Gepäckwagen hinter sich — bereits seit einer Stunde davongefahren; im Schloß räumten und kramten nur noch die Diener unter Aufsicht des Hausmeisters. Allmählich verstummte auch diese Unruhe; das Schloß lag still und bis auf einige wenige erhellte Fenster dunkel da.

Drei von diesen Fenstern, die im oberen Stock nach den Terrassen gingen, gehörten zu den beiden Zimmern — einem kleineren und einem größeren — in welchen Miß Brown und Isabel nebeneinander hausten. Die Thür, welche die Zimmer verband, stand halb offen. Miß Brown packte, manchmal leise singend, dann wieder still in sich hineinlächelnd, an ihrem Koffer,

zwischen demselben und den Schränken und Kommoden hin- und hergehend. Erst nach geraumer Weile fiel ihr auf, daß nebenan, wo Isabel im Anfang mit der Jungfer, die ihr beim Einordnen ihrer Sachen helfen sollte, gesprochen hatte, sich nichts mehr rührte. Sie hatte das Mädchen nicht weggehen hören; aber jedenfalls war es nicht mehr da, und Isabel bereits zu Bette gegangen — ohne mir gute Nacht zu sagen, das ist doch stark; meinte Miß Brown.

Sie öffnete die Thür vollends und blieb auf der Schwelle lautlos stehen, das Bild, das sich ihrem Blicke bot, ein paar kurze Momente weiter bewundernd anstaunen zu dürfen. Isabel in ihrem weißen faltigen Nachtkleide, die roten Pantöffelchen an den kleinen Füßen, saß auf einem niedrigen Fauteuil an dem Kamin, in welchem noch ein lebhaftes Feuer brannte. Sie hatte ihr langes Haar halb geflochten, die andere, Miß Brown zugewandte Hälfte floß in goldigen Wellen bis hinab auf den Teppich. Die kleinen Hände lagen müßig im Schoß, die großen braunen Augen, die starr vor sich hin blickten, erglänzten in dem Lichte des Kaminfeuers. Eine mit einem rosigen Schleier verhüllte Lampe, die auf dem Nachttisch stand, warf von hinten her einen magischen Schein auf die zierliche Gestalt.

Bei Gott, dachte Miß Brown, die Fee des Märchens, nur daß sie nicht so schön gewesen sein kann.

Isabel mußte den auf sie gerichteten bewundernden Spielhagen, Sonntagskind.

Blick gefühlt haben. Sie wandte langsam die Augen und sagte mit einem Lächeln, das die lieblichen Züge womöglich noch anmutvoller machte: Setzen Sie sich zu mir, Miß Edith! Welch' schöne Arme Sie haben!

Was gehen Sie meine Arme an? erwiderte Miß Brown lachend, indem sie vollends in das Zimmer kam, sich Isabel gegenüber in einen zweiten Fauteuil sinken ließ und zugleich ein Shawltuch, das auf der Lehne gehangen hatte, um die nackten Schultern schlang.

Ich liebe alles, was schön ist, sagte Isabel.

Also vor allem sich selbst; erwiderte Miß Brown.

Bin ich schön? sagte Isabel, das aufgelöste rechte Haar ein wenig zurückstreichend.

Wenn ich nein sagte, würden Sie's doch nicht glauben, Sie eitles kleines Ding. Also sage ich ganz herzlich: ja! Sie sind sehr schön! und ich muß es auch schon sagen, weil ich daran eine hübsche kleine Moralpredigt für Sie knüpfen will.

Ach, lieber Himmel, sagte Isabel mit einem Aufschlage der schönen Augen, der Edith fast um allen Ernst gebracht hätte, muß das sein? Moralpredigten sind so langweilig!

Aber zweckmäßig zu hören für reizende Ohren, die man so mit Schmeicheleien Tag für Tag anfüllt, daß sie nicht einmal mehr um die kleinste Schattierung röter werden, die Schmeichelei mag auch noch so übertrieben sein.

Dann können Sie von meinen Ohren nicht sprechen,

Miss Edith. Ich fühlte, daß sie feuerrot wurden, als Sie vorhin sagten, ich sei sehr schön.

Sie sind eine unverschämte kleine Person, sagte Edith, wider Willen lachend; aber ich liebe Sie und möchte Sie gern einmal recht glücklich sehen; und, glücklich zu werden, das fällt Mädchen, wie Sie eines sind, schwer, furchtbar schwer — ich spreche aus Erfahrung. Soll ich Ihnen noch ein wenig aus meinem Leben erzählen?

Ach ja! rief Isabel; das ist besser als die Moralpredigt.

Gerade was ich erzählen will, ist die Moralpredigt, sagte Edith. Also hören Sie gefälligst aufmerksam zu und denken nicht, wie gewöhnlich, an etwas anderes, das heißt: an sich selbst! — Ich habe Ihnen heute Nachmittag mein Leben in großen Umrissen gezeichnet. Die will ich jetzt ausfüllen. Sie erinnern sich: meine Eltern waren ursprünglich reich; wir wohnten für gewöhnlich auf einem wunderschönen Landsitze in einem Hause, das sich ein Erzbischof von Canterbury vor zweihundert Jahren im gotischen Stil hatte bauen lassen. Sogar die Ställe, Remisen, das Eishaus — alles war in derselben altertümlichen, zugleich schmuckhaften und ernstesten Architektur. Die Gründe vor dem Hause und an den Seiten zum Teil waren Park — hier und da wellig, sonst eben — die wundervollsten, vielhundertjährigen Eichen und Buchen. In dem Park, etwas abseits vom Wohnhause, stand eine

Kapelle — selbstverständlich gotisch: mit Spitzbögen und gemalten Fenstern, im Sommer überdeckt mit Kletterrosen und wildem Wein. Wieder an einer anderen, näher gelegenen Stelle die Bibliothek, mit in die kannelierten Wände eingelassenen Schränken, über den Schränken große Abbildungen der berühmtesten europäischen Kathedralen in Öl: St. Peter, St. Paul, Westminster und andere. Rechts von der Bibliothek war ein Wäldchen von hohen Fichten, unter denen im Frühling nichts als wilde Beilchen wuchsen. Im Frühling anzuschauen, als ob der Himmel die Erde küßte. Denken Sie sich das köstliche Blau unter den düstern Bäumen — ich kann es nicht beschreiben.

Ich war das einzige Kind. Ich hatte im Park ein Spielhäuschen — das entzückendste Puppenheim: die Nachbildung eines vornehmen Salons mit großem offenen Kamin, Spiegeln und dicken Teppichen, die Möbel von Walnußholz — alles natürlich en miniature, denn der ganze Innenraum maß nur etwa neun zu vierzehn Fuß. Der Rosengarten, der mindestens zwei englische Acres Land bedeckte, war ganz rund und ringsum eingezäunt mit einer hohen Hecke von Hagedorn. In der Mitte war ein niedriger Hügel, auf dem ein mit Ephen und wilden Rosen bedeckter Baum stand. Es gab da auch andere Blumen als Rosen; aber Rosen waren in Überfülle, besonders im Juni, wo die auf der Landstraße vorüberfahrenden Wagen oft anhielten, und die Insassen sich nicht genug über

diese Wildnis von Farbe und Duft wundern konnten. Es war ein Paradies. Wenn ich sonst stundenlang liegen konnte, das Gesicht der Erde zugewandt, die Haaren in der Luft, dem Gewimmel in einem Ameisenhaufen zuschauend, oder die leise Bewegung der Graspitzen beobachtend, ernst, nachdenklich über ich weiß nicht was — in diesem wundervollen Garten von Junirosen ergriff mich eine Ekstase und hob mich über mich selbst. Oft, wenn ich am frühen Morgen hierherging und den wundersamen, aus Duft und Farbe gewobenen Regenbogen der tausend und abertausend bunten Rosen sah, von denen viele die überreifen Kelche bei dem Echo einer Menschenstimme auf den Boden gestreut haben würden, schüttelte ich die Stämme und ließ einen Schauer von duftigen tauigen Blättern auf meine Haare, mein Gesicht, meinen Hals herabregnen. Ich glaube jetzt, daß, was ich meine Sinnlichkeit nenne, unter diesen Junirosen geboren wurde. Der ganze Besitz war mit einer immergrünen Hecke umzogen, aus welcher alle zehn Schritte wieder ein Rosenbaum ragte. Rechts, links und hinter unserem Plaze waren andere Landsitze, und gerade gegenüber, jenseits des Privatweges, der zu diesen verschiedenen Landsitzen führte, war eine chaotische Wildnis von Park und von Blumen, die in Samen schossen, und Epheu und wildem Wein, die rankten, wohin sie wollten, denn das Haus, das dazu gehörte, war vor Jahren niedergebrannt, und ebensolange hatte sich in den ver-

wilderten Gehegen kein Mensch sehen lassen, außer mir, die ich im Frühling oft hineinschlüpfte, die ersten Blumen zu pflücken.

Aber ich wollte Ihnen ja von meinem Leben erzählen, und doch, auch dies ist ein Stück Leben, ja, ich meine, Sie würden das Spätere kaum verstehen, ohne zu wissen, wo und wie ich aufgewachsen bin: an welchem paradiesischen Orte, in wie breiten, reichen Verhältnissen.

Wie ich aussah? Nun, liebstes Kind, ich weiß es kaum. Man hat mir später gesagt: ungewöhnlich, gar nicht wie andere. Ich war sonnenverbrannt und je nach den Empfindungen, die mich beherrschten, glühend rot oder tödlich bleich — gerade wie Sie, Liebste. Mein Haar, das ich in zwei dicken Flechten trug, war so lang, daß, wenn ich es löste, es bis zu meinen Knien herabfiel und mir das Aussehen der Damen auf dem Advertisement eines Haardoktors gab — gerade wie bei Ihnen.

Mein Temperament? Für gewöhnlich war ich melancholisch, aber wenn der Übermut mich packte, ging er völlig mit mir durch. Ich habe nie eine Tanzstunde, nie eine Reitstunde gehabt — tanzen und reiten können schien mir angeboren: gerade wie Ihnen. Überhaupt habe ich bis zu meinem zwölften Jahre gar nichts gelernt, nicht einmal schreiben und lesen. Meine Eltern hielten dafür, daß es besser für mich sei, wenn ich mich draußen umhertummelte. Ich war derselben Meinung; auch meine alte irische Amme war es, mit der ich zu-

sammen im zweiten Stock in einem schönen Giebelzimmer schlief, und die immer mit ihrem Kruzifix und ihrem Rosenkranze zu Bett ging. Als ich dann eine Gouvernante bekam, mußte ich natürlich lernen — sehr ungern, denn für meine kindische Phantasie galten als Bücher nur Horns Einleitung in die heilige Schrift und Gibbons Geschichte vom Sinken und Fall des römischen Reiches, aus welchen der Vater des Abends stundenlang vorlas. Das erste Buch, das mich interessierte, war Longfellow's Hiawatha. Meine Gouvernante las es mir vor, wobei sie fortwährend in gelinder Verzweiflung war, weil meine Hacken meistens höher lagen als mein Kopf, und ich, wenn sie mir etwas erklären wollte, sagte: ich will es nicht verstehen, ich will nur die Musik hören. Musik liebte ich sehr, und man hat mir erzählt, daß ich, als ich drei Jahre alt war, keine Moll-Accorde konnte anschlagen hören, ohne in heftiges Schluchzen auszubrechen.

Nun endlich zur Hauptsache: wie gefiel ich den anderen Leuten? Und nun merken Sie auf, liebes Kind: jeder Knabe der Nachbarschaft war in mich verliebt, außer einem, der mir insolgedessen wunderbar erschien, bis ich herausgefunden zu haben glaubte, daß er dumm sei. Wenn ich kokett war, so mußte ich es nicht, hatte jedenfalls nicht die Absicht es zu sein. Ich nahm die Tribute der Jungen: Sträuße, Vogeleier, kleine Drachen und so weiter mit einer Gefälligkeit entgegen, welche sagte: dies ist mein gutes Recht.

Mein glühendster Verehrer, als ich zehn oder elf war, lebte in dem Landsitze hinter dem unseren und hatte sich mit Todesverachtung ein Loch in unsere Hecke geschnitten, durch das wir korrespondierten wie Pyramus und Thisbe weiland. Wenn wir alt genug wären, wollten wir uns heiraten — ein Pakt, der mich nicht verhinderte, ihm alle vier Wochen einmal den Laufpaß zu geben. Als ich dreizehn war, liebte ich einen jungen Kavaliere von fünf und zwanzig, der Liebeslieder sang, Verse schrieb und einen Schnurrbart hatte. Ich glaube, daß damals etwas von dem Duft der Junirosen in meinem Herzen war; aber ich wurde mir darüber nicht klar. Ich war eben vierzehn geworden, als zwei Herren, die viel in unserem Hause verkehrten, um mich anhielten, der eine war vier und dreißig, der andere ein paar Jahre älter als mein Vater. Mein Vater sagte, ganz in meinem Sinne, für mich nein. Der antiquarische Anbeter nahm es sich so zu Herzen, daß er sich zu Bett legte und es Monate hindurch nicht wieder verließ. Als ich fünfzehn geworden und in die Gesellschaft kam, wurde die Sache noch schlimmer: Männer von allen Altersstufen verliebten sich in mich, und wenn mir das auch bis zu einem gewissen Grade Spaß machte und ich die Huldigungen schwerlich hätte missen mögen, so erfüllten sie mich doch mit einem pessimistischen Hochmut, der von Herzlosigkeit nicht eben weit entfernt war. Und dabei verschmachtete ich nach zärtlicher Liebe. Oft hing mir das junge thörichte

Herz wie Blei in der Brust, und ich weinte heiße bittere Thränen.

Das war die glanzvolle, öde Höhe meines Lebens — mit sechzehn Jahren! . Dann kam der rapide Niedergang. Ich habe schon erzählt, daß meine Eltern damals kurz hintereinander starben, und schlimme Verwandte, unter dem Vorgeben, bestens für meine Zukunft sorgen zu wollen, mein Vermögen binnen Jahresfrist durchbrachten. Mit kaum siebzehn stand die einstige Erbin allein in der Welt — bettelarm. Es hieß: Gouvernante werden. Auf bevorzugte Stellen konnte ich keinen Anspruch machen, dazu hatte ich zu wenig gelernt. Also ein Mittelding zwischen Gouvernante und Bonne, wie sie es in Deutschland nennen. Meine Anziehungskraft für die Männer schien ich nicht verloren zu haben; aber sie meinten es entweder nicht ehrlich und konnten es nicht ehrlich meinen, weil sie zu reich und vornehm waren; oder sie meinten es ehrlich, und ich — konnte meinen Rosengarten nicht vergessen. Nicht vergessen, in welchem Paradies ich aufgewachsen war, und daß Männer, die Millionen besaßen, vergeblich zu meinen Füßen geweint hatten. Ich war eine Prinzessin, die, aus ihres Vaters königlichem Erbe vertrieben, Slavinnendienste verrichten mußte. Das war ein Schicksal, dem ich nicht hatte entinnen können. Aber Frau eines Bifars, oder Landarztes, oder kleinen Pächters zu werden, dem konnte und wollte ich entinnen.

Einer jener, von denen ich annahm, daß sie es nicht ehrlich meinten und meinen könnten, war Sohn und Erbe eines Lords, in dessen Familie ich jene Zwitterstellung bei den jüngeren Kindern bekleidete. Es war ein schöner junger Mann, den ich wohl leiden mochte, aber ein Wüßling. Er schwur mir, daß er sich bessern wolle, ich allein ihn retten könne; daß er Himmel und Hölle in Bewegung setzen werde, bis ich die Seine sei. Ich glaubte nicht an seine Liebe und nicht an seine Besserung. Vielleicht hatte ich in dem letzteren recht; in dem ersteren nicht. Er hatte mich wirklich geliebt. Verzweifelt über seine Zurückweisung, war er heimlich von England entwichen nach Indien, wo er, wie die Zeitungen durchblicken ließen und seine Kameraden bestätigten, in den Kämpfen mit den Eingeborenen den Tod gesucht und gefunden hatte.

Sie haben mich heute nachmittag gefragt, liebes Kind, ob ich unglücklich geliebt habe. Bis jetzt konnte ich, obgleich der letzte Fall, wie Sie mir zugeben müssen, wenigstens tragisch endete, noch nicht von eigentlichem Unglück sprechen. Dazu war mein Herz in all' diesen Affairen doch zu unbeteiligt gewesen. Das wirkliche Unglück kann erst da eintreten, wo man selbst von der Leidenschaft erfaßt ist.

Das war mein Schicksal zwei Jahre später — in Frankreich, wohin mich mein wechselvolles Leben geschleudert hatte — in die Familie einer verwittweten, sehr reichen Marquise mit mehreren Töchtern, die bald

meine Freundinnen wurden, und einem Sohne, der mich versicherte, mich vom ersten Augenblicke an geliebt zu haben. Ich glaubte ihm, denn — mir war es mit ihm nicht anders ergangen. Dies war nun eine wahrhaft tragische Liebe hinüber und herüber, von Anfang bis zu Ende. René war, als wir uns kennen lernten, bereits verlobt mit einer jungen Komtesse aus der Nachbarschaft, einem schönen, höchst edlen Wesen, an dem die böswilligste Böswilligkeit nichts zu tadeln gefunden hätte. Warum René mich ihr vorzog — Gott mag es wissen. Ich habe es an nichts fehlen lassen, ihm seine Pflicht beständig vor Augen zu halten; aber es bedurfte dessen nicht, denn er war selbst ein durchweg vornehmer, sich seiner Pflichten völlig bewußter Mensch. Wir waren grenzenlos unglücklich. Dennoch — in der Maßlosigkeit unseres Unglücks — war er zuletzt entschlossen, vor Viktorine mit einem offenen Geständnis hinzutreten. Da büßte ihr Vater, der Graf, in einer Finanzspeculation, zu der er sich hatte verlocken lassen, sein ganzes Vermögen ein. Nach französischen Begriffen hätte René jetzt sich zurückziehen können, und wiederum bedurfte es meines Zuredens nicht, ihn zu überzeugen, daß dies eine Schmach sei, die er nicht auf seinen reinen Namen nehmen dürfe. Er schien gesaßt, aber schien es leider nur. Oder er glaubte es zu sein und hatte seine Kraft überschätzt. Wie sehr, sollte ich bald erfahren: am Abend des Tages vor der Hochzeit fand man ihn an

einer entfernteren Stelle des Parks — am Rande einer Quelle, welche dort aus einem Felsen kam, und deren Gemurmel oft das Flüstern unserer Liebeschwüre begleitet hatte — tot. Er hatte sich eine Kugel durch sein edles, geliebtes Haupt gejagt. —

Edith schwieg, mit weit geöffneten Augen in das erlöschende Feuer des Kamins starrend, als sähe sie dort das Schreckbild, das ihre Erinnerung heraufbeschworen. Nach einer Weile strich sie sich mit der Hand über die Stirn, versuchte ein Lächeln, das nur zu einem Zucken der Lippen wurde, und fuhr fort:

Sie können sich denken, liebes Kind, daß nach dieser Katastrophe meines Bleibens in der Familie nicht mehr war. Aber, wohin ich mich auch wandte, besser: wohin mich auch der Strom meines launenhaften Geschicks trieb, es blieb immer dasselbe: die Männer, jung und alt, verliebten sich in mich, und, wenn diese Allermelzhuldigungen mir schon früher nur ein mäßiges Vergnügen bereitet hatten, so waren sie mir jetzt, nachdem ich erfahren, was wahre Liebe sei, zum Elend. Dennoch — ein schauderhafter Widerspruch — ich konnte die Huldigungen nicht mehr entbehren. Wenn sie einmal ausblieben — was denn doch vorkam — es gab und giebt ja noch immer verständige, meinetwegen kaltblütige Männer — so überkam mich eine seltsame Unruhe und das krankhafte Verlangen, was man mir verweigern zu wollen schien,

zu erzwingen als einen Tribut, der mir von Rechts wegen zukam. Ich war bis dahin keine Kofette gewesen, jetzt wurde ich eine, jetzt war ich eine, und ich mußte es. Sie mögen mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß es mich in meiner Selbstachtung nicht erhöhte. Ich war mit meinen fünfundzwanzig Jahren dahin gekommen, wo Sie — ja, es muß gesagt sein — alles was ich erzählt, zielt darauf hin — ich will Ihnen die lange Geschichte nicht umsonst aufgetischt haben — wo Sie mit Ihren vierzehn Jahren jetzt schon angelangt sind.

Miss Brown hatte, als sie diese letzten Worte langsam und mit Nachdruck sagte, das schöne Kind ihr gegenüber fest ins Auge gefaßt; aber vergeblich spähte sie nach dem Eindruck, den zu machen sie gehofft hatte. Mabels Gesicht blieb so ruhig, als ob gar nicht von ihr, sondern von einem gleichgültigen Dritten die Rede sei; und in demselben ruhigen Tone sagte sie:

Ich verstehe nicht recht, wo ich jetzt schon angelangt sein soll. Sie sagen, Sie sind eine Kofette gewesen. Was ist das?

Miss Brown war sprachlos. War dies Naivetät, so hatte sie mit ihrer Erzählung eine große Dummheit begangen, ja, sich an der Unbefangenheit und Unschuld dieses Kindes schwer versündigt. War es Raffinement, fiel freilich die Versündigung fort; aber die Dummheit blieb: wer trägt denn Eulen nach

Athen? Vielleicht lag die Wahrheit, wie so oft, in der Mitte: die Kleine war weder so unschuldig, wie sie sich gab, noch so gewigt, daß die Frage, die sie eben gethan, die reine Verstellung und Lüge war. Darauf hin wollte sie ihre Antwort einrichten und so sagte sie:

Sie wissen nicht, was das ist: eine Kofette, und wenn Sie doch nach meiner Behauptung, die ich so weit aufrecht erhalte, eine sind, so sind Sie eben eine unbewußte Kofette. Gott sei Dank! denn das ist nicht schlimm, weil es die pure Natur ist, weil wir alle kofett sind — alle Menschen, darf ich sagen. Jeder will gefallen; jeder, sobald er in seiner Selbsterkenntnis und Welterfahrung irgend so weit ist, und so weit er es ist, wägt und prüft die Mittel, durch die er erfahrungsmäßig gefallen hat, oder zu gefallen hofft, und bringt sie nach dem Grade seiner Geschicklichkeit in Anwendung. So weit ist alles in der Ordnung; ja, die Gesellschaft wird dadurch erst Gesellschaft, zum wenigsten eine, in der es sich mit Behagen leben läßt. Hier kann von einem Betrug nicht die Rede sein, so wenig wie im Handel und Wandel, so lange die Leute für gute Ware gutes Geld aus- und eintauschen. Der Betrug ist erst da, wenn man für gutes Geld wissentlich schlechte Ware, oder umgekehrt: für gute Ware wissentlich schlechtes Geld giebt. Oder, um es ins Moralische zu übersetzen: wenn man bei anderen geflissentlich eine Liebe, eine Leidenschaft er-

weckt und nährt, von der man weiß, daß man sie nicht erwidern kann, ja, die nicht zu erwidern man von vornherein gewillt und entschlossen ist. Nun ist aber auf der Welt der Gefahr, in diese Sünde zu verfallen, die dann zum Laster wird, niemand so ausgesetzt wie ein schönes Mädchen, da alle Welt — ich meine: die ganze Männerwelt — sich verschworen zu haben scheint, es zu einer solchen Sünderin zu machen. Und sehen Sie, Kind, vor dieser Gefahr, der ich leider nicht entgangen bin, wollte ich Sie warnen. Weiter nichts; und wenn ich mehr gesagt und daß Sie der Gefahr ebenfalls schon erlegen sind, so nehme ich das hiermit feierlich zurück und bitte es Ihnen auf meinen Knien ab.

Sie hatte sich bei diesen letzten Worten von ihrem Sessel herab zu Isabels Füßen gleiten lassen, mit beiden Armen, von denen der Shawl herabgeglitten war, die zarte Gestalt umschlingend und einen Kuß auf die roten Lippen drückend.

Und nun, sagte sie, sich erhebend, gehen Sie zu Bett und denken Sie jetzt nicht weiter an das, was Ihnen Ihre alte geschwägige Governess vorgeredet hat! Wir sprechen gelegentlich weiter über das Thema, und dann sage ich Ihnen vielleicht auch etwas, was zu sagen ich Ihnen eigentlich schuldig bin nach allen Konfidenzen, die ich Ihnen schon gemacht habe.

Isabel hob den Kopf ein wenig und sagte:

Es ist nicht mehr nötig, Miß Edith; ich weiß es.

Was?

Daß Sie Doktor Eberhard lieben.

Die Engländerin starrte die Kleine mit weit aufgerissenen Augen sprachlos an.

Vor vier Wochen, fuhr Isabel fort, als der Doktor am nächsten Tage in seine Ferien gehen wollte — wir spazierten alle zusammen in dem Wäldchen neben dem Teich — Sie waren mit ihm ein wenig zurückgeblieben — ich wandte mich um — ganz zufällig — und in dem sonst sehr dichten Gebüsch zwischen Ihnen beiden und uns war gerade eine Lücke. Ich habe mich so gefreut — ich mag ihn so gern und ich habe Sie so lieb und ich habe keinem Menschen ein Sterbenswort gesagt, das können Sie sich denken — Sie glauben mir nicht?

Doch, doch! murmelte Miß Brown.

Sie stand noch immer mit derselben verwundert-erschrockenen Miene. Plötzlich fing sie an zu lachen.

Ja, ja! rief sie, Doktor Eberhard ist mein Verlobter, und Sie — Sie sind ein Dämon.

Damit war sie zur Thüre hinaus, die sie hinter sich zuzog.

Isabel war sitzen geblieben. Langsam flocht sie die rechte Haarhälfte und saß noch ein Weilchen so nachdenklich da, dann warf sie den Zopf in den Nacken, stand auf, löschte im Vorübergehen die Lampe und huschte in ihr Bett. Da lag sie wieder, regungslos in den Kamin blickend, wo nur noch von Zeit zu Zeit

blaue und gelbe Flämmchen durch die Aschendecke züngelten.

Ja, ja, wiederholte sie bei sich, ich habe ganz recht gethan; ich mußte es ihr sagen. Das hat ihr Respekt vor mir gegeben — es ist immer gut, wenn die Leute Respekt vor einem haben. Da lassen sie einen ungeschoren. Eine furiose Geschichte, die sie mir da erzählt hat — der Rosengarten, das muß wunderbar gewesen sein — und die vielen, vielen Liebhaber — ob ich wohl auch so viele haben werde? — recht viele — junge und alte — das ist ganz gleich — Spaß macht es doch — so viel Spaß — und wenn sie sich erschließen — der René — Gott, ist der dumm gewesen! — sie könnte jetzt Frau Marquise sein — ob Baron so viel ist, wie Marquis? — Axel will mich heiraten — Frau Baronin Schönau — das klingt doch auch ganz gut — und ich mag ihn leiden — er ist immer so lustig und will mich auf Händen tragen — der arme Justus — dem wird es sehr nahe gehen — der liebt mich wirklich. Ob er auch sich zu Tode weinen wird, wenn seine Fee gestorben ist? — es war so rührend — wahrhaftig, ich hätte beinahe geweint — nur daß Armand mich immer so anstierte — war der komisch! — der Ogreprinz! — ob er es wohl gemerkt hat? — es sollte mir leid um Justus thun, obgleich er wirklich nicht hierher gehört — so wenig wie Feen in ein Jägerhaus — wie das von seinem Vater — Feen gehören in den Wald — nein! in einen Rosen-

garten! — der aus Farbe und Duft gewobene Regenbogen! — All' die tausend, tausend bunten Rosen! — Und des morgens da hineinzugehen und sich die taufrischen Blüten auf den Kopf und den Hals und die Schultern regnen zu lassen — von den tausend Rosen — den tausend bunten Rosen. —!

Sehtes Kapitel.

Während die Unterredung zwischen den beiden Freundinnen stattfand, schimmerte auch noch das Licht aus den Fenstern einer Reihe von Parterrezimmern in dem entgegengesetzten Flügel des Schlosses. Es waren die von Doktor Müller und seinen Zöglingen bewohnten. Man hatte sich bereits für die Nacht getrennt. Der Doktor lag in Schlafrock und Pantoffeln auf dem Sofa, um vor dem Zubettgehen noch eine Cigarre zu rauchen, ob die ihm vielleicht Klarheit brächte über das, was er nach Mademoiselle Adelaides Ansicht in dem gegenwärtigen Stande der Dinge eigentlich zu thun, oder auch zu lassen habe. Mit dem ersten Teile des Programms: den Burschen fort! war er so weit einverstanden; mit dem zweiten: und sie hinterher! ganz und gar nicht. Wenn er es recht bedachte, war ihm aus Justus' Anwesenheit nur ein Zuwachs von Mühe und Arbeit erwachsen, die er ohne Murren auf sich genommen, so lange er geglaubt hatte, damit dem Herrn Grafen und Armand einen wesentlichen

Gefallen zu erweisen; nun ganz offenbar das Gegenteil stattfand, waren doch Mühe und Arbeit zum Fenster hinausgeworfen. Welcher verständige Mensch thut so etwas gern! Und die Mittel, ihn los zu werden, würden sich schon finden. Aber, aber: sie hinterher! O, diese schändliche Eifersucht der Weiber! Was hatte dem alten Drachen — es war eine Verfündigung, so von seiner Verlobten zu sprechen, aber sie hatte heute wirklich unverantwortlich alt und häßlich und boshaft ausgesehen — was hatte ihr das süße, unschuldige Geschöpf gethan? Daß sie schön war wie der Tag! Schönheit kann zur Sünde verlocken — ganz gewiß; indes an und für sich ist sie doch keine Sünde, ist eine Gottesgabe, wie andere auch, und eine hocheureuliche, wenn man keine sträflichen Wünsche daran knüpft, von denen er seine Seele rein wußte, oder doch in Gebet, Reue und Buße mit Gottes Hilfe zu reinigen hoffen durfte. Und dann: die Sache hatte auch ihren sehr spizigen Hafen. Isabel hatte ihn ins Schloß gebracht; Isabel hielt ihn, und wie stark ihre kleine Hand war, das hatte Adelaide offen eingeräumt: Armand, der Herr Graf selbst! Es war allerdings sträflich, höchst sträflich in seinen Jahren; aber Alter schützt ja bekanntlich vor Thorheit nicht. Wenn die Kleine nun einen Trumpf darauf setzte, daß der Bursche blieb, und man selbst in die Grube fiel, die man dem anderen gegraben? Also Vorsicht, Lebrecht! Vorsicht! Und was das alberne Märchen heute Abend

anbetrifft — nun, albern war es gerade nicht — der junge Mensch hat ein entschiedenes Talent — und daraus beweisen wollen, daß — mein Gott, sie haben von früh auf miteinander gespielt — da wird ihm die Idee gekommen sein — und Dichter nehmen eben ihre Motive und Stoffe, wo sie sie finden. Auf alle Fälle darf ich nicht offen gegen ihn Partei nehmen. Das wird Adelaide selbst einsehen.

Der Doktor war mit seiner Cigarre zu Ende und hatte sich bereits erhoben, um in sein Schlafzimmer zu gehen, als von der anderen Seite leise an die Thür geklopft wurde. Bevor er noch herein! sagen konnte, trat Armand in das Gemach.

Mein Gott, Armand, ich denke, Sie sind längst zu Bett! sagte der Doktor.

Ich kann nicht schlafen, erwiderte Armand finster.

Was ist es? Ist Ihnen nicht wohl?

Armand sah blaß und verstört aus; sein Haar, auf das er sonst die größte Sorgfalt verwandte und immer in der Mitte gescheitelt trug, starrte ihm um den Kopf, als ob er mit beiden Händen darin gewühlt hätte.

Was es ist? rief er, die letzte Frage überhörend. Das ist es: ich will den — den Försterjungen nicht länger um mich dulden.

Still, Armand! sagte der Pädagog. Wenn Sie so schreien, kann er es ja durch Ihr Zimmer in seinem hören.

Ist mir ganz gleich. Ins Gesicht will ich es ihm sagen, zischte Armand durch die Zähne, worauf er wie ein Wahnsinniger in dem Zimmer auf- und abzulaufen begann.

Der Doktor sah ihm eine Weile zu, nachdenkend. Also so stand die Sache: Armand wollte ihn nicht länger um sich dulden. Das ließ sich hören, denn, wenn es nun zu einer Katastrophe kam, so traf Armand allein die Schuld, trug er allein die Verantwortung dafür. Wie er sie tragen würde, würde seine Sache sein. Er selbst blieb aus dem Spiel, ganz so, wie er es sich noch eben vorgenommen hatte. Für den Augenblick mußte er natürlich zum Guten reden — zuzureden scheinen — natürlich!

Kommen Sie, Armand, sagte er, setzen Sie sich!

Ich will mich nicht setzen, sagte Armand.

So lassen Sie uns wenigstens vernünftig und ruhig sprechen! Alles auf der Welt muß doch seinen Grund haben. Welchen Grund haben Sie, Justus nicht länger um sich dulden zu wollen?

Ich will ihn nicht; ich mag ihn nicht; ich hasse ihn. Ist das nicht Grund genug?

Für Sie jedenfalls, ob auch für andere: für Ihren Herrn Vater, für Ihre Frau Gräfin Mutter, für die Komtesse Schwester, für —

Für wen noch? rief Armand, als sein Erzieher hier eine Pause machte. Aber ich will es Ihnen sagen, wen Sie meinen: für Isabel. Ihr fürchtet

Euch ja alle vor ihr, Papa an der Spitze. Mir ist es gleich. Ich weiß doch, daß sie bloß schön mit mir thut, damit sie den Menschen hier bei sich haben kann. Und deshalb soll ich mich von dem Menschen beleidigen, mich Ogreprinzen schimpfen lassen? Ich will ihm den Ogreprinzen eintränken!

Daran habe ich gar nicht gedacht, murmelte der Pädagog.

Er hatte wirklich nicht daran gedacht, daß der Ogreprinz des Märchens eine Beziehung auf Armand haben könne. Aber es leuchtete ihm ein, und dann —

Um Himmelswillen, sagte er, dann sollte wohl gar der alte Ogre —

Papa sein. Wer sonst? rief Armand höhniſch. Na, Papa wird ſich freuen, wenn er hört, daß er Tannenwipfel frißt!

Es ist entſetzlich! murmelte der Doktor.

Die Unwahrscheinlichkeit, daß Juſtus die Frechheit ſo weit getrieben haben ſollte, die Graſen Vater und Sohn in dieſer Weiſe zu verhöhnen, lag für ihn auf der Hand. Aber daß man die Sache ſo deuten konnte, war nicht minder klar. Armand that es bereits; für den Herrn Graſen mochte es immerhin zu einem willkommenen Vorwand ausreichen. Zum Glück für ſein Gewiſſen, daß denn doch gegen eine ſo grobe Ungerechtigkeit proteſtierte, brannte das Feuer bereits ſo hell, daß er es nicht mehr zu ſchüren brauchte, ja,

daß es nicht ausgehen würde, wenn er ein paar Tropfen billiger Humanitätsrückichten hineinspritzte.

Mein lieber Armand, hub er nach einer Weile an, während sein Zögling wieder in dem Zimmer auf- und abgerannt war, und er mit gefalteten Händen, gesenkten Hauptes dagestanden hatte: ich will von der sogenannten Dichtung des jungen Menschen nicht sprechen. Es war ein trauriges Nachwerk, ein kläglich mißlungener Versuch, das Gemüt des Hörers mit den süßen Schauern der Romantik eines Tieck oder Eichendorff zu erfüllen, für mich speciell ein völlig erbrachter Beweis der gänzlichen Talentlosigkeit des Autors. Aber das nebenbei. Die Frage ist, hat der junge Mensch neben seinen mißverstandenen poetischen Absichten auch noch zielbewußte satirische verfolgt, speciell Ihren Herrn Vater und Sie in den Gestalten des Orgrefürsten und des Orgreprinzen zeichnen wollen? Das ist eine Hypothese, für die vorläufig jeder Beweis fehlt. Aber angenommen, der Beweis wäre erbracht, so würde vor allem erst einmal das Wort in Kraft treten: bittet für die, so euch beleidigen! Ich werde es an dieser Bitte in meinem heutabendlichen Gebet nicht fehlen lassen, und ich hoffe zu Gott, daß Sie mir morgen sagen können: ich bin Ihrem Beispiele gefolgt. Dann wollen wir weiter über die Sache sprechen. Für heute lassen Sie es genug sein! Gute Nacht, lieber Armand! und: Gott behüte Sie!

— Er hatte Armand die Hand gereicht, die dieser

mechanisch nahm, ohne den salbungsvollen Druck irgend zu erwidern, die Lampe vom Tisch genommen und war in seinem Schlafzimmer verschwunden. Armand stand noch eine Weile, an der Unterlippe nagend, mit bösen, unsteten Blicken hin- und herstierend, einen Entschluß in seiner Seele wälzend. Was der langweilige Kerl da eben gesagt, er hatte kaum ein Wort davon gehört. Wozu auch? Unsinn war es jedenfalls gewesen. Überhaupt, was hatte er eigentlich hier gewollt? um die Erlaubniß fragen, ob er den elenden Menschen reitpeitschen dürfe? Den Bauerlümmel, der sich hier eingedrängt? es wagte, Isabel seine Fee zu nennen? ihn einen Dgreprinzen, den er, der Bauerlümmel, besiegen, totschlagen konnte — mit einem Schlüssel —

Da war der Entschluß in der Form, die ihm zusagte. Er wollte sich nicht mit dem Bauerlümmel prügeln; er wollte ihn züchtigen, wie er es verdiente.

Er nahm das Licht, das er mit hereingebracht hatte, öffnete die Thür zu seinem Zimmer und zog, sie leise hinter sich zudrückend, ebenso leise den Schlüssel ab. Das Licht setzte er auf den Tisch. Wenn Justus noch Licht hatte, brauchte er selbst es nicht. Den Schlüssel behielt er in der Hand, so sein Zimmer durchschreitend und die Thür zu Justus' Zimmer, ohne anzuklopfen, öffnend.

Justus stand an seinem Bett, neben dem auf einem Tischchen ein Licht brannte. Er war in Begriff sich zu entkleiden und hatte den Rock bereits abgelegt.

Jetzt wandte er sich nach dem Eingetretenen um, einigermaßen verwundert: Armand hatte die abendlichen Besuche, die im Anfang Regel gewesen waren, seit mehreren Tagen eingestellt.

Dein lateinisches Exercitium? fragte er, das hätte ja bis morgen Zeit. Du weißt, ich stehe früh auf.

Armand stierte ihn an.

Was hast Du? fragte Justus.

Der Blick in Justus' große, ahnungslose Augen hatte Armand aus der Stimmung gebracht. Sein Vorhaben erschien ihm auf einmal in dem Licht einer unritterlichen Feigheit. Unwillkürlich legte er den Schlüssel auf den runden Tisch neben sich.

Was hast Du mit dem Schlüssel? fragte Justus. Aber so sag doch, was Du willst!

Ich wollte Dir erstens sagen, daß ich mir von Dir das Du verbitte, erwiderte Armand. Wenn ich Dich Du nenne, so ist das mein gutes Recht. Du aber darfst mich nicht Du nennen, ohne daß ich es Dir erlaube, und ich werde es Dir von heute an nicht mehr erlauben.

Justus war bei diesen Worten, die in atemlosem Tone, kaum verständlich gesprochen waren, erst glühend rot und dann sehr blaß geworden. Die Blässe schwand auch nicht wieder aus seinem Gesicht. Wie plötzlich, ihm gänzlich unerwartet dies auch gekommen war — es war da, wie das Gewitter heute abend mit seinem jähen Blitze, der die Dunkelheit in der Kapelle so

schauerlich erhellt hatte. Hier hatte ihm der Blitz, der herabgefahren war, nur das eine klar gemacht: daß er zu Unrecht Isabels Wort: Du gehörst nicht hierher, niemals hatte vergessen können; daß das Wort jetzt zur Wahrheit wurde, und seines Bleibens auf dem Schlosse nicht mehr war. Er machte nur den Schluß dieser Gedankenreihe, als er jetzt mit leiser und doch fester Stimme sagte:

Ich werde morgen früh gehen, nachdem ich dem Herrn Doktor gesagt habe, warum ich gehen muß.

Er wird Dich nicht aufhalten, sagte Armand höhnisch.

Dann hätten wir uns ja wohl nichts weiter zu sagen.

Er hatte erwartet, daß Armand jetzt gehen würde, aber Armand hatte seinen Zweck erst halb erreicht: daß der Bursche das Schloß verlassen wollte, war ihm schon recht; nur wo blieb die Züchtigung, die er ihm zugeschworen?

Doch! sagte er, ich habe Dir noch etwas zu sagen: das dumme Zeug, das Du uns da heute Abend erzählst hast, das war eine Unverschämtheit.

Ah! sagte Justus.

Ein zweiter blendender Blitz war herabgefahren; er wußte jetzt, um was es sich handelte: um Isabel, oder doch darum, ob er die Freiheit haben solle, sie poetisch zu verherrlichen so gut er konnte. Dieses Recht durfte ihm keiner rauben. Eine innere Stimme hatte ihm gesagt, daß es besser sei, wenn er sein

Märchen nicht in diesem Kreise erzähle. Aber er hatte es nun einmal gethan und mußte dafür einstehen.

Du kannst mein Märchen nach Belieben gut oder schlecht finden, sagte er; es ist mir einerlei, ob Du es so oder so nennst. Sagst Du aber: es ist eine Unverschämtheit, so kann ich nur erwidern, daß dies Deinerseits eine ist, und eine bodenlose.

Das nimmst Du auf der Stelle zurück!

Sobald Du Deine Beleidigung zurücknimmst.

Das werde ich nie.

So bleibt es bei dem, was ich gesagt.

Dann werde ich Dich morgen mit Hunden vom Hofe hegen lassen.

Ich wüßte auch nicht, was Dir besser stünde als eine Hundepeitsche.

Vorläufig nimm einmal das!

Armand war auf Justus zugestürzt und hatte ihn in das Gesicht geschlagen. Dann rangen sie miteinander. Armand war der Ältere und glaubte der Stärkere zu sein. Er erschrak, als er spürte, daß Justus ihm mehr als gewachsen sei, und dessen Kraft, während er die seine bereits schwinden fühlte, nur zuzunehmen schien. Dann lag er auf dem Rücken und Justus kniete über ihm.

Ich könnte Dir jetzt Deinen Schlag wiedergeben so oft ich wollte; aber ich will Dir zeigen, daß ein Försterjunge ritterlicher ist als ein Dgreprinz.

Justus hatte Grafensohn sagen wollen; das andere Wort war ihm nur so herausgefahren. Es war ja auch jetzt gleichviel.

Er hatte Armand losgelassen. Armand war aufgesprungen, und stand da, an allen Gliedern bebend vor Wut über die ihm widerfahrene Schmach. Dicht neben ihm auf dem runden Tisch lag der Schlüssel, den er vorhin aus der Hand gethan.

Das für den Dgreprinzen!

Er hatte Justus mit dem Schlüssel aus aller Kraft auf den Kopf geschlagen, und sah nur noch, wie der Verhaßte zusammenbrach. Dann war er aus dem Zimmer in das seine zurückgestürzt, atemlos an der geschlossenen Thür lauschend. Hatte er ihn tot geschlagen?

Er brauchte nicht lange zu lauschen. Schon nach einer halben Minute hörte er, daß Justus wieder aufgestanden war. Dann klapperte es an den Wascheräten. Dann hörte er einen Stuhl rücken; dann bald darauf ein Fenster klirren. Dann blieb alles still.

War er fort?

Vorsichtig öffnete Armand die Thür; das Zimmer war leer; das Fenster stand auf. Auf dem runden Tisch neben dem im Zuge flackernden Licht und mit einem kleinen Tintenfasse beschwert, lag ein beschriebenes Blatt. Es waren nur wenige Worte:

Herrn Doktor Müller. Ich gehe zu meinen Eltern, um nicht wiederzukommen. Warum? wird Ihnen Armand morgen sagen. Justus Arnold.

Armand legte das Papier wieder unter das Tintenfaß. Sein Blick haftete an den dunklen Flecken auf dem Fußboden, die von dem Tisch nach dem Waschtisch führten, auf welchem das Becken mit blutigem Wasser angefüllt stand; blutige Handtücher lagen daneben. Ein Schauer überlief ihn; er schüttelte ihn ab.

Ach was! sagte er laut; er hat's reichlich verdient; und sterben wird er nicht daran.

Er war an das Fenster getreten und spähte mit scharfen Augen über die breite, weite Parkwiese, auf welche durch schwarze jagende Wolken der gelbe Mond für den Augenblick hell genug schien. Er konnte keinen erhöhten dunklen Punkt entdecken, der ein zu Boden gestürzter Mensch gewesen wäre.

Er ist schon über alle Berge, sagte er.

Er schloß das Fenster, blies das Licht aus und ging abermals in sein Zimmer; diesmal die Thür hinter sich verschließend, auch die nach dem Korridor; es würde während der Nacht keiner kommen und fragen, wo ist Justus? aber es war doch besser so.

Wie war es doch gewesen? Er hatte ihn auf den Kopf schlagen wollen; und Justus hatte eine Wendung gemacht, und der Schlag war von der Stirn an der Backe herabgeglitten bis auf die Schulter. Auch das war besser so.

Sollte er zu dem Doktor hineingehen und es ihm sagen? Der dumme Kerl war im stande, Lärm zu machen, hinter Justus herzuschicken. Und so erfuhr

sie es am Ende noch heute Nacht! Um keinen Preis! Sie durfte es auch morgen früh nicht erfahren. Die Wagen fuhren um acht Uhr von dem Schlosse weg — es würde sich schon machen lassen. Und war sie erst in Berlin — sie würde darum nicht zurückkommen. Und von Berlin aus konnte Papa dem Menschen ja ein paar hundert Mark schicken.

Unterdessen hatte Justus die Wiese unmittelbar am Schlosse bereits passiert, die großen Treibhäuser, die dann kamen, umschritten und war nun auf den Weg gelangt, der durch die weiteren Rasenflächen und Boskett's unmittelbar in den Wald führte. Jetzt, am Rande des Waldes, blieb er stehen; er konnte für den Moment nicht weiter. Nachdem er sich von dem Schlage so weit erholt und das Blut gestillt, hatte er kaum noch einen Schmerz gefühlt und gemeint, er könne in einem Lauf bis zu dem elterlichen Hause kommen. Nun merkte er zu seinem Schrecken, daß er seine Kraft überschätzt hatte. Es war ihm, als wären ihm plötzlich die Sehnen durchschnitten, das Mark aus den Knochen gewichen. Dann durchrieselte ihn ein Frost, der alle seine Glieder beben machte, und rasende Schmerzen zuckten durch seinen Kopf. Es wurde ihm schwarz vor den Augen, in den Ohren ein Summen und Sausen; er hatte nur noch die Empfindung, daß er sich hinlegen müsse; dann schwand ihm das Bewußtsein.

Als er wieder erwachte, mußte er sich besinnen,

wo er war, wie er hierher gekommen. Es währte eine geraume Weile, in seinem Kopfe war es so müßig. Endlich kam er doch damit zustande und erschrak, als er inne wurde, daß er noch immer so nahe an dem Schloß sei, aus dem er geflohen war, aus dem man ihn vertrieben hatte wie einen Hund. Er wollte aufspringen, aber konnte sich nur langsam, mit großer Mühe erheben. Als er endlich auf den Füßen stand, zitterte er am ganzen Leibe, und als er nun zu gehen versuchte, taumelte er wie ein Betrunkener. Jetzt kam ihm zum erstenmale die Furcht, es werde ihm überhaupt unmöglich sein, den weiten Weg bis nach Hause zurückzulegen, er mitten auf dem Wege im Forst liegen bleiben, wo keiner ihn suchen, keiner ihn finden würde. Nach dem Schlosse zurück, das war eine verhältnißmäßig kleine Strecke, zu der er wohl noch die Kraft gehabt hätte. — Nein, Nein! nicht nach dem Schlosse zurück! tausendmal lieber im Walde umkommen und von den Füchsen gefressen werden!

So taumelte er weiter, mit zusammengebißnen Zähnen sich gegen die Schmerzen wehrend, die jetzt, kaum für Momente ein wenig nachlassend, sein Gehirn zermarterten, gegen das Ohnmachtsgefühl kämpfend, das von Zeit zu Zeit zurückkehrte und ihn zwingen wollte, sich niederzulegen. Aber er wußte, daß, wenn er zum zweitenmale zum Liegen kam, er nicht die Kraft haben würde, sich wieder aufzurichten. Weshalb auch? War's nicht besser, wenn er liegen blieb,

und alles war zu Ende? Wer würde sich um ihn grämen? Seine liebe Mutter, ja! und auch der Vater, der zuletzt so gut zu ihm gewesen war! Aber dann waren sie doch von der Sorge um ihn erlöst, die jetzt doppelt schwer auf ihnen lasten würde. Der Pfarrer? Freilich! es würde ihm nahe gehen; er würde noch mehr trinken. — Wasser! Wasser! einen Tropfen Wasser!

Er hatte schon wiederholt heftigen Durst verspürt; jetzt war ihm, als ob in seinen Eingeweiden, in seiner Brust, seiner Kehle, seinem Munde ein Feuer brannte, vor dessen Qual alle anderen Qualen zu schwinden schienen. Wasser! Wasser! — Wo es finden? Es war fast völlige Dunkelheit um ihn her, kaum daß er hier und da einen Baumstamm an der Wegseite in den Umrissen erkennen konnte. Der Mond mußte längst untergegangen sein; kein Stern an dem Himmel, der eine einzige schwarze Decke schien, die über die Wipfel gespannt war, durch die der Sturm sauste und donnerte. Es hatte auch wieder angefangen zu regnen; er sog die Feuchtigkeit aus den nassen Kleidern; es löschte den Durst nicht: Wasser! Wasser!

Es wurde ein wenig heller um ihn her, ein großer unförmiger Gegenstand tauchte vor ihm aus dem Dunkel: die Jagdhütte der Lichtung, auf der die Wildschweine gefüttert wurden. Neben der Hütte, erinnerte er sich, war ein Brunnen, aus dem man die Pferde tränkte, wenn die Gesellschaft aus dem Schlosse hier

soupierte. Er fand ihn nach einigem Suchen, hatte aber nicht die Kraft, den schweren verrosteten Schwengel in Bewegung zu setzen. Nur ein paar Tropfen mochten gekommen sein, die ein Geräusch machten, als ob sie in Wasser fielen. Und jetzt stieß er an den steinernen Trog vor dem Brunnen. Als er die Hand hineinstreckte, tauchte sie in Wasser, Wasser! Es mochten vor ihm schon die Pferde, die Schweine davon getrunken haben — was war ihm das! Er schöpfte mit der Hand; es ging zu langsam, vermehrte nur seine Gier, die er erst stillen konnte, als er, an dem Troge niederkniend, trank und trank, bis er nicht mehr konnte. Dann richtete er sich mühsam wieder in die Höhe; im Kopf war es ihm nicht mehr ganz so wüst, er meinte jetzt so viel Kraft gewonnen zu haben, um den nicht mehr weiten Weg nach dem elterlichen Hause zurücklegen zu können. Auch hatte er hinreichend Überlegung, sich zu sagen, daß er den Weg noch bedeutend abkürzen würde, wenn er die Richtsteige quer durch den Wald einschlug, dieselben, die er an jenem Abend mit dem Vater gegangen, als sie von dem Fütterungsplatz heimkehrten und ihnen die Schmuggler begegneten unter der hohen Tanne, aus der der Schuhu brach, der den jungen Hasen in den Fängen trug. Der Schuhu, der die Hexe Uraka war, die er mit der Frau Direktor heute verbunden hatte. Wann war das gewesen? bevor Hubert Maienacht auf der Halde zum erstenmale sah! Natürlich!

hernach hatte er der Hexe ja den nackten Kopf abgehakt, der als Schlange in den Sumpf schlüpfte. Aber heute hatte sie doch wieder einen Kopf gehabt; der hatte so geblutet von dem goldenen Schlüssel, mit dem Hubert den Dgreprinzen tot geschlagen, als er Maien-
nacht aus dem ehernen Turm holte, wo sie in einem niedrigen Fauteuil saß, ganz blaß, mit großen dunklen Augen, die auf ihn gerichtet waren und so leuchteten, daß der dicke Stamm der hohen Tanne bis zur Mitte hinauf ganz hell davon war, und er am Fuße die Dgrefnechte sah, die den toten Dgrefönig auf eine Bahre aus Tannenwipfeln geladen hatten und ihm mit den Laternen in das Gesicht leuchteten, das gerade so aussah wie seines Vaters!

Vater! Vater!

Von dem gellen Ruf erschreckt, hatten die Männer, die ihn nicht hatten kommen sehen, die Bahre wieder niedergesetzt.

Ist er tot?

Die Männer antworteten nicht. Er hätte die Antwort auch nicht vernehmen können. Über der Leiche war er zusammengebrochen zum Entsetzen der Männer, welche das Blut aus den frischen Wunden des Sohnes auf die bereits verharzten des Vaters fließen sahen.

Ende des ersten Bandes.

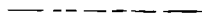
Sonntagskind.



Roman in sechs Büchern

von

Friedrich Spielhagen.



Zweiter Band.

Dritte Auflage.

Leipzig.

Verlag von L. Staackmann.

1893.

Drittes Buch.



Erstes Kapitel.

Das für Justus folgte, war eine lange, lange Fortsetzung des Deliriums, das ihn bereits auf der Flucht durch den Wald ergriffen und dessen Nacht der Schrecken beim Erblicken des toten Vaters nur für einen Moment fürchterlich hatte lichten können. Seine wahnwitzige Phantasie erging sich in Grauenbildern, die er so packend malte, daß dem guten Pfarrer Szonsalla die kurzen Haare unter dem Käppchen zu Berge standen, während der alte Doktor Malthus aus L. es natürlich minder tragisch nahm.

Das alles geht in der Region des Unbewußten vor, sagte er; das heißt da, wo der Mensch all' das Schreckliche, was er sich zusammenphantaßiert, nicht direkter auf sich bezieht, als wir im Theater den Mord und Totschlag auf uns beziehen, wenn wir auch sentimentale Thränen darüber vergießen. Er wird von all' dem tollen Krimskrams nichts mehr wissen, sobald er wieder bei Verstande ist. Dann wird erst das

wahre Elend für den armen Schelm beginnen. Sollte er sich auch wirklich erinnern, den Vater tot gesehen zu haben — und ich glaube es, denn er spricht von ihm nur immer als von einem Toten — so wird doch der Tod der Mutter für ihn ein fürchterlicher Schlag sein. Für die Ärmste selbst war es freilich ein Segen; ihr Herzleiden hatte solche Fortschritte gemacht, daß der Rest ihres Lebens nur eine grausame Qual gewesen wäre, die ihr nun ein einziger schrecklicher Augenblick erspart hat. Aber Justus dürfte es doch nicht von diesem Gesichtspunkt sehen, und Sie werden gut thun, Hochwürden, ihn so lange in Unwissenheit zu halten, bis er die Wahrheit ertragen kann. Und was ich fragen wollte, Hochwürden — es gehört ja eigentlich nicht zu meinem Ressort; aber man hat sich doch auch, alter Praktikus wie man ist, ein Stück vom Herzen bewahrt, und das Schicksal des armen Jungen geht mir nah — sein Verhältniß zu der gräßlichen Familie wird doch wohl durch diese ganze häßliche Geschichte nicht weiter alteriert werden?

Pfarrer Szonsalla fraute sich hinter dem Ohr und erwiderte:

Ja, ja, es ist eine häßliche Geschichte, und in der ich noch durchaus keineswegs klar sehe. Der junge Graf hat jetzt zugegeben, daß über eine Kleinigkeit ein Streit zwischen ihnen entstanden sei, der dann in eine Rauferei ausgeartet. Er giebt weiter zu, daß Justus aus der Nase geblutet habe, wie ja denn auch die

Flecken im Zimmer bezeugen, daß Blut geflossen ist; stellt aber durchaus in Abrede, daß Justus' Wunden von einem Schläge herrühren könnten, den er ihm mit einem scharfen Instrumente versetzt —

Das will ich vor Gericht auf meinen Sachverständigeneid nehmen, sagte der Doktor.

Irren ist menschlich, sagte der Pfarrer, und ich wollte, Sie irrten sich in diesem Falle, und Justus hätte sich seine Wunden im Walde an einem Baumstamm oder vertrockneten Aste geholt. Dunkel genug war es in der Nacht. Dann mag sich ja alles wieder zurechtziehen. Gräflicherseits, scheint mir ja, hat man den besten Willen. Es ist immerhin eine — in Anbetracht seiner bekannten Sparsamkeit, um es mit christlicher Milde zu bezeichnen, — erfreuliche Thatsache, daß der Herr Graf nicht nur die Begräbniskosten übernommen, sondern auch alle durch Justus' Krankheit erwachsenden Ausgaben zu decken versprochen hat. Auch weiß ich, daß der junge Graf hart angelassen ist, weil er nicht alsbald Lärm geschlagen; und Doktor Müller beinahe um seine Stelle gekommen wäre, weil er am anderen Morgen die Damen hat abreisen lassen, ohne sie von dem Vorgefallenen in Kenntniß zu setzen. Von einer Wiederaufnahme unseres lieben Jungen in sein früheres Verhältniß verlautet freilich in den Briefen des Herrn Grafen nichts. Vielleicht nimmt er das als selbstverständlich an; vielleicht hält man dafür, daß man

es Justus überlassen müsse, zu entscheiden, ob er nach der erfahrenen Mißhandlung zurückkehren wolle oder nicht. Ich glaube, er wird wollen, wenn sie will.

Wer?

Meine Fabel.

Nun, und sie?

Der Pfarrer fraute sich wieder hinter dem Ohre.

Es ist nicht immer leicht zu wissen, was sie will, oder nicht will; erwiderte er. Sie hat anfangs gesagt: Justus gehört nicht in das Schloß. Dann hat sie, ich weiß nicht warum, es doch durchgesetzt, daß man ihn aufforderte, und er die Aufforderung annahm. Gestern schreibt sie mir —

Der Pfarrer suchte in der Innentasche seines Schlafrockes nach dem Briefchen, das er herausnahm und mit zitternden Händen entfaltete:

Hier! „Sag' Base Anna, daß in meiner Kommode“ — nein, das ist es nicht — hier: „Sag' Justus, sobald er es verstehen wird, daß er hier, wenn er kommt, willkommen ist und ebenso, wenn er nicht kommt, willkommen bleibt; und daß ich glaube, es ist besser für ihn, wenn er willkommen bleibt, als wenn er willkommen ist.“ — Verstehen Sie das, Doktor?

Hm! sagte der Doktor, für eine junge Dame von vierzehn Jahren alles Mögliche an Spitzfindigkeit. Aber sie hat uns ja immer vollauf zu raten gegeben.

Das weiß der liebe Gott! sagte der Pfarrer seufzend.

Nun, ich will darüber nachdenken, sagte der Doktor, den Rest Tofaier langsam aus dem Glase schlürfend. In der Behandlung mit unserem Patienten bleibt es beim alten. Ich komme morgen wieder und hoffe, daß wir dann schon einige lichte Momente haben werden. Wir hatten heute nur noch achtunddreißig und fünf Strich. Nach den vierzig und mehr, die wir Wochenlang gehabt haben, eine Bagatelle. Übrigens hat Skapzed gestern dem Untersuchungsrichter Bertram gestanden, daß er dabei gewesen ist, woran allerdings auch kein vernünftiger Mensch gezweifelt hat; ebenso wenig wie daran, daß der intellektuelle Urheber des Verbrechens der Lööb ist, dem Arnold, seitdem er die Kerls nicht mehr ungehudelt durch sein Revier ließ, ein Dorn im Fleische war. Sie haben ihn übrigens gestern nach Skapzed's halbem Geständnis ebenfalls beim Aragen genommen. Seine Complicen zu nennen, verweigert der Kerl vorläufig. Ich denke, man wird ihn wohl mürbe kriegen. Bertram meint, es müssen mindestens ihrer sechs gewesen sein; unter dem hätte das Gefindel nicht gewagt, mit Arnold anzubinden; und dazu müßten sie ihn noch in einen Hinterhalt gelockt haben. Gut, daß er wenigstens noch einen Schuß hat abgeben können, der den Forstläufer, den er thörichterweise eben nach Hause geschickt hatte, wieder umkehren ließ. Er hätte sonst lange an der einsamen Stelle liegen können.

Der alte Arzt verabschiedete sich; der Pfarrer hatte

sich hinter die erst halb geleerte Flasche wieder in seine Sofaecke gesetzt. Der Kranke bedurfte eben seiner nicht, da Marthe Anders sich erboten hatte, während der Nachmittagsstunden, wo sie zu Hause abkommen konnte, bei ihm zu wachen. Und auf Marthe Anders durfte man sich verlassen.

Was mochte die wahre Meinung von Isabels sibyllinischen Worten sein? Es war eigentlich dumm von ihm, sich darüber den Kopf zu zerbrechen. Früher! o ja, auf dem Seminar, als er für den scharfsinnigsten Kopf galt, den keine schroffste theologische Antithese, kein verzwicktestes Dilemma verblüffen konnten! Aber jetzt half ihm das Nachdenken über die einfältigsten Dinge rein gar nichts mehr, nur daß ihm davon noch wüster im Gehirn wurde. Vielleicht meinte sie, daß Justus besser daran thäte, nicht zurückzukommen und statt dessen für seine paar Schuljahre und die Universitätszeit die Unterstützung anzunehmen, die ihm der Graf zugesagt hatte und anständigerweise nicht wieder entziehen konnte. Anständigerweise! der Graf war für seinen Anstand in Geldsachen nicht berühmt. Und würde der stolze Justus das annehmen? Schwerlich. Was aber dann? Der gute Gott wußte, wie gern er den lieben Jungen an Sohnesstatt genommen und gehalten hätte; aber er hatte ja nie einen Groschen in der Tasche; wie sollte er das Geld aufbringen? Und selbst, hätte er's, die Anna würde ja nicht dulden, daß er es dem Justus gab.

Ein Lärm aus der Küche unterbrach den guten Mann in seinen Meditationen: es war Anna, die sich dort mit der polnischen Aufwartefrau zankte. Er schüttelte den Kopf, that einen Schluck aus seinem Glase und sank mit einem tiefen Seufzer wieder in seine Ecke zurück.

Die entsetzliche Person, die an nichts dachte als an ihren Vorteil, in deren Herzen nie ein honettes Gefühl sich auch nur regte! Und hatte nie den Mut gehabt, sie fortzujagen, aus dummer Gutmütigkeit erst und dann aus feiger Furcht, sie möchte thun, was sie jedenfalls trotzdem gethan hatte: ihn an Isabel verraten. Ja, sie mußte ihn an Isabel verraten haben, und die Kleine wußte es — wußte, was sie niemals, niemals hätte wissen dürfen. Daß war's, weshalb sie ihn oft so sonderbar aus den großen Augen angesehen, und weshalb es dabei so eigen um ihren hübschen Mund gezuckt, und weshalb sie ihn so leichten Herzens verlassen hatte! Sein Juwel, sein Idol, sein Abgott, sein Alles!

Der unglückliche Mann drückte die Hände vor das Gesicht und stöhnte laut.

Dann fuhr er wieder in die Höhe und schlug mit der weißen zitternden Faust auf den Tisch, daß das Glas, welches er sich bis an den Rand gefüllt, überfloß.

Mag sie mich verlassen! ich bin es nicht besser wert, ich alter vertrunkener häßlicher Mensch; aber wenn sie Justus verläßt, der so gut und brav ist und

sie so liebt — das könnte ihr Gott im Himmel nicht verzeihen. Aber sie wird ihn verlassen, ich weiß es; sie hat es schon gethan, denn ihr Sinnen und Trachten steht nur nach Glanz und Prunk, und wer ihr die nicht bieten kann, gilt nichts in ihren Augen. Ach, und es war mein Wunsch und mein Gebet, daß sich die Kinder einmal lieben und heiraten möchten. Das sollte mich für alles entschädigen, wonach mein Herz einst verlangt und was ich gewiß erreicht hätte, nur daß ich die Gaben, die mir Gott verliehen, verzettelt und vergeudet: Ruhm und Ehre eines gelehrten, streitbaren Dieners unserer allerheiligsten Kirche und einen Kardinalshut und einen Palast in Rom mitten zwischen duftenden Orangenbäumen und Bosketts von blühendem Oleander und ragenden Pinien, in deren Schatten eine Fontaine plätschert in einem großen Marmorbassin, um das herum Faune und Nymphen gelagert sind. Ja, ja, sie hat den Schönheitsfönn, die Kleine, von mir! Und zu denken, daß ich nun hier sitze in dem zersehten Schlafrock, ungewaschen und ungefämmt, in diesem gräßlichen Zimmer, das von Schmutz starrt, vor diesem wackligen Tisch, auf dem die dicken häßlichen Fliegen sich an dem übergelaufenen Wein betrinken — willst du fort, du abscheuliches Tier!

Er schlug nach der grauen Maus, die durch die Fliegen gerannt war, ohne daß sich eine gerührt hätte.

Ein Schauder überlief ihn. Er starrte auf die Tischplatte, über die jetzt die erschreckten Fliegen

schwärmten, um sich alsbald wieder auf die flebrigen Weinreste zu stürzen.

Kommen sie schon am helllichten Tage, murmelte er; dann ist das Maß meiner Sünden voll.

Wieder drückte er die Hände in die Augen und weinte bitterlich um sein verkommenes Leben und um die, die er so sehr geliebt, und die ihn so grausam verlassen; und um Justus, der jetzt niemand hatte auf der weiten schlimmen Welt als ihn, den verlorenen Mann, zu dem am helllichten Tage die Schreckensgespenster seiner Nächte kamen.

Zweites Kapitel.

Der alte Arzt hatte recht gehabt: am nächsten Tage war die Temperatur seines Patienten abermals gesunken; wieder einen Tag später der Puls normal; aus den lichten Momenten waren lichte Stunden geworden; nur noch eine große Schwäche zurückgeblieben, die geschont sein wollte und von dem Konvaleszenten jede Aufregung fern zu halten gebot. Der gute Pfarrer ließ sich das gesagt sein. Ihn graute vor dem Augenblick, wo er mit der schrecklichen Wahrheit nicht länger würde zurückhalten können, die er vorläufig hinter allerlei Ausflüchten verbarg. Er hatte Justus gegenüber aus den Wochen, die dieser ohne Bewußtsein zugebracht, ebensoviel Tage gemacht; man hatte ihn hierher zu ihm gebracht, nachdem man ihn verwundet und ohnmächtig im Walde gefunden; die Mutter konnte den kranken Sohn nicht besuchen, weil sie selber augenblicklich krank sei; der Vater war in einem entfernten Revier, dort einen Kollegen zu vertreten, der von dem Grafen Urlaub zu einer Badereise bekommen habe.

Der gute Mann war nicht wenig stolz auf diese verzeihlichen Notlügen, die er für äußerst geschickt hielt, und äußerst erschrocken, als Marthe Anders, die noch immer in den Nachmittagsstunden kam, ihm eines Tages in ihrer geraden Weise sagte: Geben Sie sich weiter keine Mühe, Herr Pfarrer, er weiß alles.

Um aller Heiligen willen, rief der Pfarrer; hast Du es ihm gesagt?

Ich nicht; aber ich denke, Muhme Anna hat's gethan.

Der Pfarrer schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn: daran hatte er nicht gedacht.

Das entsetzliche Weib! rief er; sie hat ihn töten wollen.

Vielleicht hätte es ihn getötet, sagte Marthe; aber ich bin überzeugt, er wußte es auch schon vorher.

Die Vermutung des klugen Mädchens war völlig richtig.

Das erste, was Justus, als er wieder im Zusammenhang denken konnte, als Thatsache bei sich festgestellt hatte, war der Tod des Vaters. Jenes Bild des bleichen Mannes, den die Waldwärter auf eine Bahre aus Tannenzweigen luden, war keine Fieberphantasie, sondern Wirklichkeit gewesen. Er hatte keine Beweise dafür; er bedurfte auch keiner; er wußte es eben. Die Mutter hatte wiederholt geklagt, wie sehr sie fürchte, daß die Schmuggler, denen er jetzt das Leben so sauer machte, ihm ein Leid anthun könnten, und sie ihm doch nicht zureden dürfe, es mit seiner Pflicht,

wie ehemals, leicht zu nehmen. Nun hatten die Schmuggler den Vater erschlagen. Es war nicht der erste Forst- oder Steuerbeamte, der ihrer Rache zum Opfer gefallen war; Justus erinnerte sich aus früherer und späterer Zeit eines halben Duzend solcher Geschichten, wenn auch nicht stets mit gleich tragischem Ausgang.

War aber der Vater tot, so hatte die Mutter es nicht überlebt. Sicher hatten die einfältigen Menschen ihr den Toten so ins Haus getragen. Da war der schwache Faden, an dem ihr Leben hing, zerrissen. Sie mußte tot sein, oder sie hätte sich längst, selbst todkrank, zu ihrem kranken Justus geschleppt. Denn wenn man ihm einreden wollte, er habe nur ein paar Tage so bewußtlos gelegen, hätte man auch dem Wind verbieten sollen, die welken Blätter an dem Fenster, auf das er stundenlang den Blick gerichtet hielt, vorüberzuwirbeln. Und der Sonne, so spät auf und so früh unterzugehen, und den Gänsen auf der Dorfstraße so erbärmlich zu schreien, als wüßten sie, daß ihnen ihr Ende bevorstehe. Am zwanzigsten September war er zum letztenmale auf dem Schlosse gewesen; jetzt mußte es Ende Oktober sein. Vater und Mutter waren tot — das stand für ihn fest, noch bevor er Muhme Anna fragte, die es ihm denn auch nach einigem Zögern bestätigte mit dem Hinzufügen, er dürfe sie nicht verraten, denn es sei ihr streng verboten, ihm die Wahrheit zu sagen.

Seltsam! er hatte immer gemeint, er würde einen ungeheuren Schmerz empfinden, wenn die Mutter starb, und jetzt konnte er kaum eine Thräne vergießen. Noch seltsamer: der Tod des Vaters war ihm schmerzlicher als der der Mutter. Er hatte ihre Liebe so vollaufgenossen! und es fiel ihm ein, was er einst den alten Doktor zu dem Vater hatte sagen hören: „man kann Ihrer Frau kein langes Leben wünschen.“ Aber des Vaters Liebe hatte er erst in der allerletzten Zeit, ja, ihn selbst erst kennen gelernt, und wie er ihn früher wegen seiner Kraft und Kühnheit bewundert, so auch jetzt wegen seiner rauhen Güte geliebt und des offenkundigen guten Willens, an Sohn und Gattin wieder gut zu machen, was er früher an ihnen versehen und gesündigt. Diesen kraftvollen, kühnen Mann, der, wenn er auch immer selbst sein schlimmster Feind gewesen war, in günstigeren Verhältnissen gewiß Tüchtiges, vielleicht Großes geleistet haben würde, er hatte sein Leben lassen müssen — wofür? Nicht um des Staates Wohl — was ging den gräflichen Förster der Staat an? — nur damit in dem Walde auch zur Nachtzeit Ruhe und Ordnung herrsche, und die Schmuggler, wenn sie hindurchzogen, nicht gelegentlich auch einen Hasen totschlugen, oder ein junges Reh, oder Wildschwein zum Schaden des Herrn Grafen! zum Schaden des Dgre!

Ja, des Dgre! Er war der Dgre! ihn hatte er gemeint, als er den Dgre seines Märchens schuf, und es war feig von ihm gewesen, daß er es dem Armand

nicht ins Gesicht gesagt hatte, und daß er selbst der Dgreprinz sein solle: der herzlose, grausame, niederträchtige Dgreprinz! Wie wäre er wohl darauf gekommen, von dem Dgreprinzen zu sagen, daß er die armen Leute schinde und quäle, hätte er nicht so oft aus dem Munde des Burschen die frechen, schändlichen Reden über die armen Leute gehört, die dazu da seien, sich zu placken, und mit denen man kein Mitleiden zu haben brauche, weil sie es ja doch nicht besser wüßten! Und feig, jämmerlich feig war es von ihm gewesen, daß er das so mit angehört, ohne dem Burschen ins freche Gesicht zu sagen: du lügst! Und feig, erbärmlich feig, daß er es unter diesen Menschen so lange ausgehalten, es sich hatte wohl sein lassen an der üppigen Tafel, in den bequemen Betten, er, der Sohn seiner Mutter, die sich zu Tode gearbeitet hatte, um aus den harten Händen des Juden ein paar Groschen zu ringen! seines Vaters, der im Walde unter den Händen von Meuchelmördern sein Leben lassen mußte, wenn ihm der Herr Graf nicht den Dienst kündigen und aus dem elenden Hause jagen sollte, bevor es ihm über dem Kopfe zusammenfiel!

Warum hatte er den Dgreprinzen nicht totgeschlagen, anstatt sich von ihm halb tot schlagen und aus dem Schlosse jagen zu lassen, wie einen verlaufenen Hund? Der würde nun triumphieren und die Treppe zum Turm hinaufstürzen, die Fee in die Arme nehmen, Huberts Fee, seine Isabel —

Er hatte so laut gestöhnt, daß Marthe, die im letzten Abendschein an dem niederen Fenster über einer Näharbeit saß, ausblifte und fragte:

Was hast Du?

O, nichts! erwiderte er; ein bißchen Schmerz in der Schläfe — es ist schon wieder vorüber.

Ich muß fort, sagte das Mädchen, sich erhebend. Der Herr Pfarrer ist im Dorf, der alten Jadwiga Rósejka die heiligen Sakramente zu geben; sie liegt im Sterben. Soll ich die Muhme Anna schicken?

Nein, ich möchte schlafen.

Also bis auf morgen; ich wünsche Dir eine gute Nacht.

Sie war gegangen; Justus wollte nicht schlafen, nur allein sein. Es war ihm immer, als ob die klaren, flugen, grauen Augen Marthes ihm die Gedanken von der Stirn läsen, und diese Gedanken hätte er am liebsten vor sich selbst verborgen. Aber sie ließen sich nicht verbergen, nicht verbannen; sie hatten sich zugeedrängt, als er eben erst wieder zum Bewußtsein erwacht war; in alles hineingedrängt, was er sonst denken wollte, so daß er zuletzt nichts anderes mehr denken konnte: nur noch dies eine: du liebst sie und sie macht sich nichts aus dir.

Er hatte es früher nicht gewußt. Sie zu lieben war ihm so natürlich gewesen, wie zu atmen. Und daß sie oft ungnädig war und ihn mit ihren Launen quälte, es hatte ihm wohl manchmal recht weh gethan,

aber es war ihm eigentlich als etwas Selbstverständliches erschienen — man atmet ja auch die raube und scharfe Luft, wenn man gleich wünschte, sie wäre mild und weich. Es war ebenso gewiß nicht freundlich von ihr, daß sie sich, als sie ins Schloß gezogen war, wochenlang um ihn nicht gekümmert hatte; aber wie tapfer war sie dann wieder für ihn eingetreten an jenem Morgen in dem seidenen Zelt, als der Graf den lästigen Bittsteller ungnädig wegschicken wollte; und er wußte sehr gut, daß dann seine Berufung in das Schloß ihr Werk gewesen war. Auch sein Aufenthalt auf dem Schloß hatte in ihrem alten Verhältnis nichts wesentlich geändert; er fand es so in der Ordnung, daß alle Welt ihr huldigte, und sie war ja auch immer gut zu ihm gewesen, hatte ihn auf seine kleinen und großen Verstöße so freundlich und flug aufmerksam gemacht. Und wenn sie sich mit dem Baron Schönau auch länger und eifriger zu unterhalten pflegte, als ihm unbedingt nötig schien, war er selbst auf den Spaziergängen nicht stundenlang an der Seite der Komtesse gegangen und des Plauderns mit ihr nie müde geworden? Selbst an dem letzten Abend, als er sein Märchen erzählte, hatte er keine andere Empfindung gehabt, als früher, wenn er ihr einen Strauß Blumen, die er nicht ohne vieles Suchen und Wählen im Wald gepflückt, gebracht hatte, und nur der Umstand, daß er ihr den Strauß in Gegenwart von anderen Leuten überreichen mußte, hatte ihn im

Anfang ein wenig geniert. Daß der Strauß noch eine andere, tiefere Bedeutung habe, war ihm unbekannt geblieben, daß die anderen diese Bedeutung herausfinden könnten, daran hatte seine Seele nicht gedacht. Das war ihm erst bewußt geworden, daran hatte er erst gedacht, als Armand mit haßsprühenden Blicken vor ihn hingetreten war, Rechenschaft von ihm zu fordern wegen des unverschämten Märchens, unverschämt, nicht weil ein Dgrefönig und ein Dgreprinz darin vorkamen, sondern weil der junge Jägermann die Fee zu lieben wagte, die der Dgreprinz liebte. Das war der Gegenstand ihres Streites gewesen; darum hatten sie einander beinahe erwürgt und totgeschlagen. Selbst in jenem Augenblicke war es ihm nicht völlig klar gewesen; jetzt wußte er's; wußte, daß er Isabel geliebt hatte, so lange er denken konnte, und lieben würde, so lange er lebte, und daß es besser für ihn gewesen wäre, die Waldhüter hätten ihn tot mit dem toten Vater aus dem Forst tragen müssen. Wenn sie auch den Dgreprinzen nicht heiratete, oder den blonden Baron — eines war sicher, des armen Jägersohnes Weib würde sie nie werden! nie!

Ein trauriges Erwachen aus der Nacht seiner Schmerzen; aber was sie geboren, es war nun einmal da und stand vor ihm mit schreckhafter Klarheit, als ob er zum Leben nur wieder erwacht wäre, um es zu sehen, zu verstehen, sie zu verstehen, sich selbst und sein Märchen. Ach, sie mußte ja sterben, die Fee,

wenn sie den jungen Jäger heiratete, und sie wollte nicht sterben; sie wollte fröhlich leben und lachen und scherzen und tanzen nicht im schattigen Walde, wie einst in den Tagen, die nie wiederkehren würden, sondern da draußen in der Welt, wo die Sonne so hell schien in hohe Prunkgemäcker und über breite Terrassen mit farbenprächtigen Blumenkörben und weißen Marmorstatuen, und glatte Teiche, auf denen schwarze Schwäne und bunte Röhne schwammen, und weite Parkwiesen, auf denen Millionen von Blumen ihre zarten Häupter im Morgenwinde schaukelten. Da, und überall, wo es lustig und schön und glänzend war, und nichts sie erinnerte an das armselige Pfarrhaus und die schmutzige Dorfstraße und den dumpfen Wald und den armen Jungen, mit dem sie gespielt und getollt und den sie geküßt und ihren lieben Justus, ihren treuen Justus genannt hatte, und der sich nun um sie, die er auf immer verloren, zu Tode weinen mochte.

Und als der gute Pfarrer nach Hause kam, fand er die Stirn seines lieben Kranken wieder brennend heiß und das Kissen, auf dem die heiße Stirn lag, war naß, und der alte Arzt, nach dem am nächsten Morgen in aller Frühe geschickt war, sagte: Ich verstehe das nicht; es war alles in bester Ordnung und nun haben wir den schönsten Rückfall.

Drittes Kapitel.

Der Rückfall währte indessen nur wenige Tage, und jetzt drang Doktor Malthus selbst darauf, daß dem jungen Menschen die traurige Wirklichkeit der Dinge mitgeteilt werden müsse, die er offenbar mindestens bereits ahne. Der Jammer, dem er Luft machen könne, werde ihm nicht so schädlich sein, als der heimliche Gram.

Kein ärgster Sünder konnte je mit einem schwereren Herzen zu dem Pfarrer Szonsalla in die Beichte gegangen sein, als mit dem der gute Mann sich an Justus' Bett setzte, um das nun unvermeidlich Gewordene über sich ergehen zu lassen. Und er dankte aus inniger Seele Gott dem Schöpfer und Sanct Peter, seinem Schutzheiligen, ja sogar Muhme Anna, die ihm durch ihre höchst sündhafte und strafbare Plauderhaftigkeit die böse Aufgabe so leicht gemacht hatte. Er durfte das Schlimmste in wenigen Worten sagen, die ihm Justus noch dazu halb vom Munde nahm, weit gefasster als er selbst, dem die

mitleidigen Thränen dabei stromweis über die Wangen liefen. Es handelte sich, was die Eltern betraf, wirklich nur noch um Einzelheiten, deren Mitteilung, wie schmerzlich sie auch dem Erzähler und Hörer sein mochten, doch nichts Peinliches mehr hatten. Im Gegenteil, dachte der Pfarrer, es müsse dem Sohne tröstlich sein zu vernehmen, welche allgemeine Theilnahme nicht nur im Dorfe selbst, sondern sogar in den umliegenden Ortschaften der tragische Tod der Eltern erweckt, und daß der Kirchhof bei dem gemeinschaftlichen Begräbniß die Zahl der von allen Seiten Herzugeströmten nicht habe fassen können. In das verlassene Elternhaus, wenn man die Baracke ein Haus nennen könne, sei bereits der Nachfolger eingezogen, der, bis dahin Junggesell, sich auf die neue Stelle hin verheiraten wolle; und er, der Pfarrer, habe in Justus' Sinne zu handeln geglaubt, wenn er dem Manne die eigentlichen Wirtschaftsgegenstände die Möbel und so weiter verkauft habe mit Ausnahme einiger weniger Stücke, von denen er gemeint, daß sie Justus als Andenken wert sein möchten.

Hier ließ sich nun die Frage, wie Justus sich seine Zukunft denke, nicht länger vermeiden. Der Pfarrer hielt es für seine Pflicht, sich den Anschein zu geben, als ob er nicht daran zweifle, daß Justus nach seiner Wiederherstellung in sein früheres Verhältniß zur gräflichen Familie zurückkehren werde. Wünscht man denn das? fragte Justus. — Der Pfarrer mußte zu-

geben, der Herr Graf habe freilich in den wiederholten Briefen, die er in Justus' Angelegenheit an ihn geschrieben, oder doch von seinem Sekretär habe schreiben lassen, diesem Wunsche keinen besonderen Ausdruck verliehen, aber doch gewiß nur deshalb nicht, weil er die Sache für etwas Selbstverständliches halte.

Auch wenn Justus' Sinne nicht durch die lange Krankheit so verfeinert gewesen wären, würde er herausgehört haben, daß der Pfarrer das alles gegen seine Überzeugung sprach. Von dem Gesicht selbst konnte er es ihm ablesen. Weshalb den guten Mann sich so unnötigerweise abmühen lassen?

Hochwürden, unterbrach er ihn, Ihnen und Ihnen allein will ich sagen, wie es sich in Wahrheit zwischen dem jungen Grafen und mir zugetragen hat. Er hat gelogen, wenn er die Sache so darstellt, als habe es sich nur um einen Streit wegen einer unbedeutenden Veranlassung gehandelt und eine gewöhnliche Kauferei. Das alles wäre schon schlimm genug; aber es liegt viel schlimmer.

Und nun erzählte Justus den wirklichen Vorgang, währenddessen der Pfarrer einmal über das andere die Hände zusammenschlug und vor sich hinhinmurmelte: so hat der Doktor doch recht gehabt! — Dann fuhr er fort:

Sie sehen, Hochwürden, ein Mensch, der nur noch einen Funken von Ehre im Leibe hat, kann nicht in

ein Haus zurückkehren, in welchem er so behandelt wurde. Zwischen Armand und mir ist von jetzt an eine Feindschaft auf Tod und Leben. Das scheint mir für den Herrn Grafen Grund genug, meine Rückkehr nicht zu wünschen. Aber es ist ganz gleich, ob er es wünscht, oder nicht: keine Macht der Welt würde mich wieder in das Schloß bringen. Ich muß noch mehr sagen, Hochwürden. Daß der Herr Graf die Kosten für das Begräbniß meiner Eltern bezahlt hat, ist mir höchst peinlich, ist aber leider nicht mehr zu ändern. Was die Ausgaben betrifft, die meine Krankheit verursacht hat, und die er ebenfalls, wie Sie sagen, tragen will, denke ich, lassen wir das. Der Herr Doktor wird mich nicht drängen, und Sie, Hochwürden, würden ja doch für Ihre Gutthat keinen Pfennig von dem Herrn Grafen nehmen.

Nein, mein Sohn, rief der Pfarrer, Justus' beide Hände ergreifend, bei unseres Herrn Wunden, das würde ich nicht.

Ich mußte es, sagte Justus, und also weiter: ich werde ebensowenig in alle Zukunft von dem Herrn Grafen einen Pfennig nehmen, und sollte ich an der Landstraße verhungern.

Das sollst Du nicht, das wirst Du nicht, so lange ich lebe, rief der Pfarrer, der noch immer die bleichen Hände des Jünglings in seinen Händen hielt. Seitdem sie sie mir genommen haben und sie mich gern verlassen hat, habe ich niemand auf der Welt, an

dem mein Herz hängt, als Dich, den ich immer wie einen Sohn liebte und der von Stund' an mein Sohn sein muß. Du weißt, lieber Sohn, zum Sammeln von Schätzen, welche der Rost und die Motten fressen, hat mir der Herrgott kein Talent mit auf die Welt gegeben; ich bin ein armer Teufel — Gott verzeih' mir die Sünde! — und dazu ein schlechter Haushalter. Aber wir werden uns schon durchschlagen, mein Sohn Justus, besonders, wenn Du mir hilfst! Und was Muhme Anna betrifft, die allerdings —

Der geistliche Herr räusperte sich, fuhr aber dann mutig fort:

Sie wird schon Vernunft annehmen, wenn sie sieht, daß es diesmal mein blutiger Ernst ist. Wozu soll ich ihr die Rasse lassen, wenn sie behauptet, daß niemals etwas darin ist? Ich war von jeher nicht stark in der Mathematik, wie Du am besten weißt; aber die Rechnung kann ich selbst machen. Und dann wird schon genug übrig bleiben für Deine Pension in L., wo ja, Gott sei Dank, noch andere Leute wohnen, die ehrlicher sind, als der schändliche Löh, vor dem ich Deinen seligen Vater immer gewarnt habe. Ich sagte zu ihm: lieber Arnold, der Löh —

Der gute Mann sprach so fort und kam vom Hundertsten aufs Tausendste, um Justus keine Zeit zu lassen, die Einwände, welche er doch möglicherweise gegen das großherzige Projekt erheben könnte, in Worte zu bringen. Aber Justus lag mit halbgeschlossenen

Augen still da, bis er den sehr gegen seine Gewohnheit Redseligen mit der Frage unterbrach:

Hat Isabel nichts von sich hören lassen?

Der Pfarrer erschrak. Es war das erste Mal, daß Justus ihren Namen nannte; denn selbst vorhin, als er die Geschichte seines Streites mit Armand erzählte, hatte er ihrer mit keinem Worte Erwähnung gethan. Das war ihm schmerzlich aufgefallen; er war von früher gewohnt, daß Isabel Justus' drittes Wort war. Entschieden stand es zwischen ihnen nicht, wie es sollte; und that es das nicht, so brauchte er nur an sein eigenes Herz zu greifen, um zu wissen, wie schmerzlich es für Justus sein mußte. Und nun sollte er ihm das sonderbare Wort der Kleinen mittheilen, über das er und der Doktor sich den Kopf zerbrochen, und — Herr Gott, da war ja auch noch ihr Brief an Justus, der bereits vor fünf Tagen gekommen war, und den er in dem Schrecken über den Wiederausbruch der Krankheit des armen Jungen ganz vergessen hatte! Was mochte der enthalten? Wenn es etwas war, was einen abermaligen Rückfall heraufbeschwor, der dann wohl gar einen tödlichen Ausgang nahm?

Er saß in peinlichster Verlegenheit da, sich mit dem Baumwollsegen, den er sein Taschentuch nannte, die Stirn betupfend, auf der der Schweiß zu perlen begann.

Geben Sie mir ihren Brief, Hochwürden, sagte Justus. Ich verspreche Ihnen, daß ich nicht wieder krank werde.

Der Pfarrer starrte ihn an und hatte bereits die Hand erhoben, sich zu bekreuzen. Das war ja die offenbare Hellscherei! das ging nicht mit rechten Dingen zu! Aber freilich, ein Bündnis des Teufels mit dem guten Jungen, wenn er auch nicht zur allerheiligsten Kirche gehörte, — Unsinn! So viel war klar: der Brief mußte herbei.

Ohne ein Wort zu sagen, ging er aus dem Zimmer, kam nach einigen Minuten zurück, legte den Brief vor Justus auf die Bettdecke und verließ abermals das Zimmer, wieder ohne ein Wort zu sagen.

Viertes Kapitel.

Es war der erste eigentliche Brief, den er je von ihr erhalten. Er starrte auf die Adresse, als wäre es die Schrift über der Thür zu einem geheimnisvollen Tempel in einer ihm unverständlichen Sprache mit für ihn unlesbaren Lettern; und stand doch nichts da als sein Name und die Adresse in ihrer eigentümlich kräftigen, ihm so wohlbekannten Hand. Was barg das Heiligtum? Leben, oder Tod? Seligkeit, oder Verdammnis? Was enthielt der Brief? Würde er, wenn er ihn gelesen, ihr mit süßen Bonnethränen alles, alles abbitten? würde er in Bitternis sprechen: ich habe recht gehabt? Der Jüngling von Sais fiel ihm ein. „Ich will Wahrheit schauen,“ sagte er laut und erbrach den Brief.

Der Brief lautete:

„Wie geht es jetzt meinem lieben Sonntagskind? Onkel (warum hast Du eigentlich den in Deinem Märchen nicht angebracht? oder soll er der fromme alte Eremit sein? aus dem zweiten Schluß, weist

Du!) schreibt mir, die böse Hexe Urafa habe es arg zerzaust und sogar seine schönen braunen Haare halb ausgerissen, daß es möglicherweise noch ganz kahl würde. Das thut mir leid. Kahle Köpfe sind so häßlich. Nun, ich will, wenn ich des Abends mein Haar flechte — eine gräßliche Arbeit, nebenbei! — fleißig an mein armes kahles Sonntagskind denken. Da wird ihm wohl bald wieder sein hübscher brauner Schopf wachsen.

Weißt Du, Justus, das ist eigentlich eine recht dumme Geschichte, die Du da mit Armand gehabt hast. Man kann euch Jungen doch keinen Augenblick allein lassen! Und dabei behauptet er, er habe Dich gereitpeitscht! Ich habe ihm ins Gesicht gesagt: das ist gelogen. Hätten Sie ihm einen Schlag mit der Reitpeitsche gegeben, er hätte Sie erwürgt. Und nicht wahr, Justus, das hättest Du gethan? Weiter habe ich ihm gesagt: Seien Sie froh, daß Justus reinen Mund hält und nicht sagt, wie der dürre Baumast, an dem er sich gestoßen haben soll, wirklich ausgesehen hat. — Apropos! Deiner Fee könntest Du es eigentlich sagen: es ist ganz gut, wenn man gegen Dgreprinzen eine Waffe in der Hand hat; sie werden manchmal unverschämt.

Glücklicherweise kommt er in vier Wochen aus dem Hause, in eine Fährichspretse. Es ging auch nicht länger so: der alte Graf (wenn der wüßte, daß ich ihn alt nenne!) und er stehen sich gar zu schlecht.

Dadurch wird dann auch der liebenswürdige Herr Doktor Müller überflüssig. Er hat hier ein paarmal gepredigt für einen erkrankten Pfarrer, dessen Stelle ihm zugesichert ist, braucht also den Grafen nicht mehr, was er dadurch an den Tag legt, daß er über die Wize desselben kaum noch lächelt (Du erinnerst Dich: er verzog sonst jedesmal seinen greulichen Mund von einem Ohr bis zum anderen), und seine häßlichen Füße noch weiter auswärts setzt. Mademoiselle Adelaide schwimmt in gelben Locken und Seligkeit, die ich ihr arg trüben könnte, wenn ich ihr erzählte, daß ihr zukünftiger Herr und Gebieter neulich vor mir auf den Knien gelegen hat, freilich nur, um zu erklären, daß er jetzt seine sündige Liebe mit Gottes Hilfe besiegen zu können hoffe. Ich hoffe es auch. Ist es nicht spaßhaft, daß die Frau Gräfin, die früher ohne ihre Mademoiselle Adelaide nicht leben zu können erklärte, jetzt die Zeit nicht erwarten kann, bis sie aus dem Hause ist? Übrigens geht es ihr nicht gut, das heißt: es fehlt ihr natürlich gar nichts; aber sie liegt zu Bette, behauptet, nicht die Kraft zu haben, sich aufzurichten, den Tag sehen, essen und trinken zu können, enfin, ist verrückt, und ich habe meine liebe Not mit ihr, da sie niemand um sich dulden will als mich. Nun ist Krankenwarten gerade nicht meine Leidenschaft, aber was soll ich thun? Und dann ist es doch auch ganz hübsch, wenn die stolze Frau Gräfin sich von mir armen Aschenbrödel so kommandieren

läßt. Die Ärzte wollen sie sobald als möglich an die Riviera haben. Wir gehen natürlich alle mit. Vorläufig will sie nicht, und ich weiß nicht recht, ob ich abraten oder zureden soll. Ich denke mir das sehr schön an der Riviera mit den vielen Rosen und Beilchen im Januar und den blühenden Orangenbäumen und dem blauen Meer; aber hier in Berlin ist es auch sehr hübsch.

Du glaubst nicht, Sonntagskind, wie hübsch es ist. Die große Stadt mit den prächtigen Läden, in deren Schaufenstern die schönsten Sachen hängen, und den vielen Menschen auf der Straße, die es alle so eilig haben — das ist so amüsant. Und die Theater! Was man da zu sehen und zu hören bekommt! Ich war im Anfang ganz aufgeregt, wenn ich es mir auch nicht merken ließ; jetzt bin ich schon daran gewöhnt, und sie sagen, ich urteile immer richtig, ob die Leute gut, oder schlecht spielen. Manchmal frage ich mich, wie ich mich wohl ausnehmen würde, wenn ich da auf der Bühne stände — Du weißt, das ist so eine alte Idee von mir — und wer weiß, wenn ich mich einmal sehr langweile — aber freilich, daran ist jetzt nicht zu denken. — Ich langweile mich gar nicht — im Gegenteil! es kommen so viele Menschen ins Haus — vornehme Damen, die zur Frau Gräfin wollen, und die sie empfängt, wenn ich will, und die mich mit den größten Komplimenten überschütten, natürlich nur, weil sie merken, daß die Frau Gräfin es gern

hört. Überhaupt, Sonntagskind, Du glaubst gar nicht, was für ein Wesen die Menschen hier aus der kleinen armen Fee machen, besonders die Herren, die oft geradezu lächerlich sind. Die Offiziere gefallen mir am besten; ich meine, eigentlich sollten alle Herren in Uniform gehen, so ein Frackanzug sieht doch kläglich neben einer schönen Uniform aus. Selbst Baron Schönau, der doch gewiß ein hübscher Mann ist, ist in Uniform noch einmal so hübsch. Er ist hier als Reserveoffizier zur Dienstleistung kommandiert — zweites Garderegiment. Anfangs machte es mir Mühe, die verschiedenen Waffengattungen (Du weißt natürlich, was das ist, ich wußte es nicht) und die vielen Regimenter und die Abzeichen der Offiziere voneinander zu unterscheiden. Jetzt sehe ich es meistens schon auf den ersten Blick. Nur ob sie Sekond oder Premier, oder Hauptmann sind, setzt mich noch manchmal in Verlegenheit. Denn, um das zu wissen, muß man ihnen auf die Achselklappen sehen können, und da sie meistens sehr groß sind — fast alle so groß wie der Graf — und Feen bekanntlich nie sehr groß werden — hat das seine Schwierigkeit. Ich verdanke meine Kenntniß hauptsächlich einem eisgrauen General, der sehr oft ins Haus kommt und mich „anbetet“, wie er sagt. Er ist ein unglaublich drolliger alter Herr, und ich habe tausend Spaß mit ihm.

! Weißt Du übrigens, Sonntagskind, daß Du auch angebetet wirst? Du rätst es doch nicht, von wem,

und so will ich es Dir nur gleich sagen: von Sibylle. Ich glaube, Du hast es ihr mit Deinem Märchen angethan, von dem sie fortwährend spricht (und träumt, bin ich überzeugt), obgleich sie doch gar nicht darin vorkommt. Oder sollte sie die Fee sein? Das wäre dann freilich für mich eine illusion perdue. Miß Brown sagt, das Buch — von Balzac, ich fand es in ihrer eigenen kleinen Bibliothek und las es des Nachts im Bett — am Tage kommt man hier gar nicht zum lesen — also: das Buch wäre nichts für mich. Ich weiß nicht, warum: in den Zeitungen stehen noch viel sonderbarere Dinge, und was man in den Theatern zu hören und zu sehen bekommt — aber sie ist doch das beste Geschöpf von der Welt, die mich unendlich liebt und mir ihre ganze Lebensgeschichte erzählt hat — ich begriff zuerst nicht recht: warum? jetzt begreife ich es wohl. Aber damit will ich Dich nicht bescheligen, Sonntagskind; Du würdest es doch nicht verstehen. Ganz im Vertrauen will ich Dir mittheilen, daß sie mit unserem Doktor verlobt ist, der aber nicht mehr lange unser Doktor bleiben wird, da er eine sehr gute Stelle an einem großen Krankenhause hier bekommen hat. Zum Herbst, wo er seine Stelle antritt, wollen sie heiraten. Bis dahin muß alles ganz geheim bleiben, weil er sonst mit uns nicht an die Riviera dürfte, was sehr schade wäre, denn Du glaubst nicht, was einem so ein geheimes Liebespaar für Spaß macht.

Sonntagskind! ich habe gestern mit dem Herrn Grafen ausführlich über Dich gesprochen. Er wußte, daß ich heute an Dich schreiben wolle, und hat wohl gemeint, daß Du von mir am besten alles Nötige erführest. Ich sagte Dir schon: er ist sehr böß auf Armand, und — wenn er es auch nicht offen ausspricht, — überzeugt, daß er in eurem Streit eine miserable Rolle gespielt hat. Überdies kommt Armand ja jetzt aus dem Haus, und so würde er Dir nicht mehr im Wege stehen. Aber gerade weil Armand nicht mehr hier ist, „fällt der Grund fort, weshalb ich Justus damals zu uns nahm“ (Worte des Grafen). Er meint dann weiter, es würde Dir selbst angenehmer sein, und Du könntest auch besser arbeiten, wenn Du nicht bei uns im Hause in all dem Trubel lebstest, sondern in einer stillen Pension — etwa in Breslau, wohin er selbst öfter komme, und wo er viele Verbindungen habe und sich leicht eine gute Pension für Dich ausfindig machen ließe. Er werde es Dir an nichts fehlen lassen, und nannte auch die Summe, die er Dir jährlich geben wolle. Ich weiß nicht mehr, wie viel es war; aber es schien mir recht bedeutend. Wir schieden als die besten Freunde, und er küßte mir die Hand, was er jetzt immer thut, Notabene, wenn keiner sonst zugegen ist. Ich weiß nicht, was er sich dabei denkt. Mir kommt es sehr drollig vor.

Was ich sagen wollte: ich finde das alles recht vernünftig. Freilich, wie ich Dich kenne, wirst Du

nichts mehr von dem Grafen nehmen wollen, und der Onkel wird Dich darin womöglich bestärken. Aber der Onkel kennt die Welt nicht mehr als ein neugeborenes Kind, und mit Dir steht es in dieser Hinsicht nicht viel besser. Mein Rat ist also, Du schreibst, sobald Du so weit bist, einen Brief an den Herrn Grafen, in welchem Du ihm für seine Güte vorläufig dankst und ihn bittest, Dir, oder dem Onkel das Genauere über seine Absichten mitzuteilen, vielleicht wieder durch mich, schon deshalb, weil ich die Sache gern in meiner Hand behalten möchte.

Und nun, Sonntagskind, fangen meine Augen an zu brennen (denn es ist Nacht, während ich dies schreibe) und meine kleinen Hände müde zu werden, und ich muß aufhören, wenn ich nicht wie Maiennacht in ein Silberwölkchen zerfließen soll. Grüße den Onkel und schreibe bald an

Deine Isabel.

P. S. Da gerade kein Falk an meinem Turm-
fenster vorüberfliegt, muß ich diesen Brief leider der
Post anvertrauen.

Maiennacht."

Während Justus noch las, war Marthe Anders still in das Zimmer getreten und hatte sich an das Fenster gesetzt, an dem ein heulender Sturm die Schneeflocken in dichten Massen vorüberwirbelte.

Justus ließ das letzte Blatt aus der Hand auf die Bettdecke zu den anderen gleiten. Ich habe recht gehabt! murmelte er.

Ein unsagbares, aus Bitterkeit und Wehmut gemischtes Gefühl überkam ihn. Das war der Dank für all seine Liebe, daß sie ihn kaltblütig von sich verbannte auf Jahre, aus denen eine Ewigkeit werden mochte! Und so wenig kannte sie ihn, daß sie glaubte, er werde sich die Schmach, wie ein Hund aus dem Schlosse gejagt zu sein, mit Geld abkaufen lassen! Oder glaubte sie es auch nicht und that nur so, als ob sie es glaube, um, wenn er nun ins Elend geriet, sagen zu dürfen: Du hast ja nicht auf mich hören wollen; der Herr Graf, von dem ich mir die Hände küssen lasse, und ich, wir haben es ja so gut mit dir gemeint! — Das war ihr Dank!

Sein Blick fiel auf das Mädchen am Fenster, das er ganz vergessen hatte. Sie sah eben zu dem Schneehimmel auf, der ihr das bißchen Licht zu ihrer Arbeit vollends rauben wollte. Seit Wochen stahl sie sich Tag für Tag diese Stunden von ihrem mühseligen Tagewerk für ihn ab. Eine kleinste Gunstbezeigung von der anderen hatte ihn auf wer weiß wie lange selig gemacht; dieser hatte er für die Opfer, die sie ihm brachte, kaum gedankt. Ach, und wie recht, wie recht hatte sie gehabt, als sie an jenem Morgen im Walde zu ihm sagte: Geh nicht aufs Schloß!

Marthe! sagte er.

Sie wandte ihm das Gesicht zu. Es war nicht zauberhaft schön, wie das der anderen, und ihre Augen glänzten nicht, und ihr dunkles krauses Haar

daß der Sturm zerzaust hatte, starrte ihr wirr um die niedrige Stirn.

Was kann ich thun? fragte sie.

Mir einen großen Gefallen, erwiderte er. Die Nächte werden so lang, und ich habe gar nichts mehr zu lesen. Unter meinen Büchern auf dem Schlosse ist ein Roman von Scott: Quentin Durward heißt er. Den hätte ich so gern. Du würdest ihn leicht mit dem Kastellan finden.

Sie war sofort aufgestanden und knüpfte sich jetzt das nasse Kopftuch um, das sie vorhin neben sich auf das Fensterbrett gelegt. In diesem Augenblicke kam ein Windstoß, der das Haus erschütterte. Die Schneeflocken flogen so dicht, daß die dem Fenster gegenüberliegende Kirche hinter dem weißgrauen Schleier verschwand.

Ich komme bei dem Schnee nicht mehr durch den Wald, sagte sie, mit der Hand bereits auf dem Thürgriff, und Du weißt: auf der Chaussee ist es noch einmal so weit. Es wird wohl Nacht werden, bis ich wieder hier bin. Adieu so lange!

Marthe!

Sie blickte ihn fragend an.

Marthe, wie kannst Du denken, daß ich Dich bei solchem Wetter nach dem Schlosse jagen werde um eines dummen Buches willen! Es war etwas anderes: Dein Vater möchte mich gern einmal besuchen, und ich freue mich sehr darauf. Wenn Du ihm sag-

test, daß er jetzt kommen darf, am liebsten noch heute abend.

Er ist zu Hause, sagte Marthe; es ist in der Fabrik etwas entzwei. Soll ich ihn holen?

Wenn Du so gut sein wolltest!

Aber Du darfst nicht so viel sprechen.

Ich will auch nicht viel mit Deinem Vater sprechen. Ich will ihm nur sagen, daß ich einen neuen Schluß zu meinem Märchen gefunden habe, den ich ihm verdanke.

Justus hatte in seiner Krankheit so viel von einem Märchen phantasiert. Sollte er wieder irre reden? Aber seine Augen blickten, wenn auch traurig, doch völlig klar, und seine leise Stimme war ganz ruhig.

Ich will ihn holen gehen, sagte Marthe.

Fünftes Kapitel.

Was wollte denn Justus von Dir? fragte Marthe ihren Vater, als er, der ihr sonst alles mittheilte, nach ein paar Tagen noch immer schwieg.

Ach, es ist dummes Zeug, erwiderte der Alte verdrießlich.

Ich dachte es mir. Ich glaube, es ist in seinem Kopfe noch immer nicht ganz richtig. Er spricht manchmal so sonderbare Sachen.

Ja, ja, sagte der Alte; sonderbar war's; aber dumm — nein, eigentlich dumm ist es nicht. Er will das Studiren aufgeben und Arbeiter werden, wie wir.

Dann ist es doch dumm, sagte Marthe; das kann er gar nicht. Und wenn er es könnte — er ist zu was besserem auf der Welt.

Das bist Du auch, mein Kind.

Und Du, Vater. Aber Du bist verheiratet und hast vier Kinder und hast die Arme nicht frei. Und ich auch nicht, sonst ginge ich in die Stadt und würde Krankenpflegerin.

Du kannst ja jeden Tag heiraten. Der Stanik Stolarzed will Dich.

Aber ich will den Stanik nicht; sagte Marthe, die schweren Brauen zusammenziehend. Ich will überhaupt nicht heiraten und mich von meinem Mann prügeln lassen, wie Suska. Warum will Justus Arbeiter werden? Wenn seine Eltern nun auch tot sind und er von den schlechten Menschen da im Schlosse nichts nehmen will — was ich auch nicht thäte — da ist doch noch immer der Herr Pfarrer. Noch gestern hat er zu mir gesagt: ich werde Justus nie verlassen.

Der Alte schob sich die Mütze so weit aus dem Gesicht, daß er sich die Stirn nachdenklich reiben konnte, zog sie wieder herab und sagte:

Das weiß Justus so gut wie wir; aber wie lange kann denn der Pfarrer noch leben? Ich habe ihn mir darauf angesehen: kein Jahr mehr und vielleicht nicht einmal so lange, wenn er's so weiter treibt. Und bleibt er länger am Leben, und sie lassen ihn von Breslau aus ungehudelt — er hat selber nichts, der arme Mann, und um jeden Groschen, den er Justus geben wollte, müßte er mit Muhme Anna auf Tod und Leben kämpfen. Das hat sich Justus alles überlegt, und sobald er so weit ist, will er zum Direktor gehen und ihn um Arbeit bitten.

Und es ist doch dumm, sagte Marthe. Was will er in unserer Fabrik, wo jeder andere in seinem Alter mehr leisten kann, als er? Warum will er

nicht wenigstens in dem technischen Bureau unterzukommen suchen? oder in dem Schreiberbureau bei dem Oberdirektor? Der verschafft ihm gewiß eine Stelle, wenn er ihn darum bittet.

Das war und ist auch meine Meinung, sagte der Alte; aber er bleibt dabei.

Ich werde einmal mit ihm sprechen, sagte Marthe.

Es wird Dir nichts helfen. Und wenn er gerade in unsere Fabrik will, ich glaube, ich habe ihm das in den Kopf gesetzt, als er mir im Walde sein Märchen erzählte von dem Dgre, der den Wald auffrißt, und ich ihm sagte: der Dgre solle nur fressen. Je mehr er fräße, desto mehr Papier könnten wir machen, und je mehr Papier wir machten, desto mehr Bücher und Zeitungen würden gedruckt, und je mehr Bücher und Zeitungen gedruckt würden, desto flüger würden die Menschen, und je flüger die Menschen würden, desto weniger Raum hätten die Dgres, bis sie ganz heraus aus der Welt müßten, die dann eine glückliche Welt sein würde. Du weißt, Marthe, das ist mein Glaube und meine Überzeugung, und ich thue deshalb mein Tagewerk, ohne zu murren, so hart es auch manchmal ist, und denke mir immer dabei: ich thu's den armen Menschen zuliebe und den reichen Dgres zuleide und mehr und Besseres kann man nicht thun. Ja, keiner sollte etwas anderes thun und zu einem anderen Zwecke, jeder nach seinen Kräften, ob er nun an der Maschine steht oder im Bureau rech-

net. Wenn aber Justus lieber an der Maschine stehen oder noch niederere und schwerere Arbeit thun will, als im Bureau warm und trocken sitzen, so hat es damit noch seine besondere Bewandtniß. Er sagt, daß er im Schlosse so lange von dem Tische des Ogre gegessen habe, während er doch recht gut gewußt hätte, wie viele arme Menschen hungern müßten, damit auf dem Ogretische das Brot nicht fehle und der Wein nicht ausgehe; das sei eine große Sünde, die er erst abbüßen müsse, bevor er wieder einem ehrlichen Menschen in die Augen sehen könne.

Ja, Ehre hat er im Leibe, er! sagte Marthe mit Nachdruck.

Nicht wahr? rief der Alte erfreut. Und wenn es so kommt, wie er es sich denkt, und er, als Arbeiter, nicht mehr bei dem Herrn Pfarrer wohnen kann, ohne daß es ein Gerede giebt — in der Giebelkammer, die doch, seit Suska aus dem Hause ist, leer steht, könnte er ganz gut wohnen. Meinst Du nicht?

Marthe antwortete nicht gleich; sie hatte sich über das Feuer des Herdes gebeugt und rührte in einem Topfe, aber nur, um die Röthe zu verbergen, die ihr in die Wangen geschossen war. Justus bei ihnen im Hause! Justus mitten in dem Wirrwarr der elenden Wirtschafft! Justus zugegen, wenn sich Christoph und Boleslaw schreiend prügelten, oder schlimmer: die Stiefmutter sich einen Rausch getrunken hatte! Justus, der ihr so hoch stand! um dessen willen

sie aus dem Schmutz des Dorfes in die Stadt strebte, damit auch er nicht niedrig von ihr denke und sie nicht allzutief zu stehen kam, wenn er sie mit seiner Isabel verglich!

Gefällt Dir der Gedanke nicht? fragte der Vater, über ihr Schweigen verwundert.

Ja und nein, erwiderte Marthe kurz, den Topf vom Feuer nehmend und den Inhalt in die Schüssel schüttend, die sie in die Stube trug.

Sie behielt Zeit, reiflicher zu überlegen, ob sie sich, wenn der vorausgesehene Fall eintrete, für Ja oder Nein entscheiden solle. Justus' Genesung ging nur langsam von statten, wofür der alte Arzt dem wüsten Wetter die Schuld beimaß, das seinen Patienten verhinderte, ausreichend an die frische Luft zu kommen, ja, ihn auf halbe Wochen lang wieder an das Haus und in das Zimmer bannte. Denn inzwischen war ein selbst für diese Gegend harter Winter eingetreten: Schneestürme brausten durch das Land, Weg und Steg verschüttend, die Chausseen und die Eisenbahnen selbst auf Tage unpassierbar machend. Es war eine harte Zeit, außer für die Jungen, die sich Höhlen in die weißen Wälle gruben, mit denen die niedrigen Häuser umgürtet waren, und auf den zugefrorenen Lachen der Dorfstraße auf Topfscherben, die sie sich an die Füße gebunden hatten, Schlittschuh liefen.

Justus konnte, an seinem Fenster stehend, von dem man, vorüber an der Kirche, weit in die Dorfstraße

hineinsah, dem Spiel der Jungen stundenlang zusehen. Wie lange war es her, daß er auch ein Junge gewesen und mit Isabel, die ihn zu besuchen gekommen war, vor des Vaters Hause im Walde einen Schneemann gebaut hatte? Es kam ihm wie eine Ewigkeit vor; die Ereignisse der letzten Zeit und jetzt seine Krankheit hatten das Heute von dem Einst durch eine, wie ihm schien, unermessliche Kluft getrennt. Man hatte ihm mit seinen übrigen Sachen auch die Bücher gebracht, die er im Schlosse zurückgelassen, und er hatte zu arbeiten versucht. Was ihm früher so viel Freude gemacht — es wollte ihm kein Interesse mehr abgewinnen. Ob er noch ein paar lateinische oder griechische Wörter mehr lernte, ob er eine Stelle im Horaz, die selbst dem Doktor Müller Kopfzerbrechen bereitet hatte, mit Leichtigkeit konstruieren konnte — was lag daran? Und seine Poesie, die er ehemals so hoch und heilig gehalten, wie schal und nichtig erschien sie ihm jetzt? Ja, schlimmer: als ein Frevel, ein schnöder Diebstahl an der Zeit, die der Herrgott dem Menschen zu besseren Dingen gegeben. Sein großes Trauerspiel, das schon bis zu dem vierten Akt gediehen war, seine Gedichte, die bereits ein dickes Heft füllten, — er hatte sie in das Feuer des Ofens geworfen. Sein Märchen würde denselben Weg gewandert sein; aber er hatte es nie aufgeschrieben und aus der Erinnerung konnte er es nicht reißen.

So wenig wie ihr Bild. Es umschwebte ihn, wo

er ging und stand. Wenn er einschlief, war es das letzte, was er sah; wenn er erwachte, war es wieder da — das Bild der Treulosen, der Verräterin, für die er — er wußte es jetzt — alle diese letzten Jahre einzig und allein gelebt hatte und die, obgleich er sie jetzt zu hassen versuchte, sein Denken und Fühlen und seine Entschlüsse beherrschte, gerade wie vormalig. Wenigstens hatte er die dumpfe Empfindung, daß an seinem Entschluß, Arbeiter werden zu wollen, der Trotz gegen sie ein gemessenes Teil hatte. Sie wollte seine Sache „in der Hand behalten!“ Er wollte ihr zeigen, wie er seine Sache ansah, sie ihr aus der kleinen Hand winden, in der sie nur schon zu lange gelegen, und in die eigene nehmen.

An einem Tage, der etwas weniger unhold war, als die anderen, machte er sich auf den Weg zu dem Direktor der Fabrik. Es war ein Mann in bereits vorgerückten Jahren, dem seine Kränklichkeit um so größere Sorge bereitete, als er eine große Familie zu erhalten hatte, und der, weil er bei dem Grafen und auch bei dem Oberdirektor nicht besonders hoch angeschrieben stand, immer in der Furcht lebte, seine Stelle zu verlieren. Justus kannte ihn flüchtig von früher her, da der Komplex von Häusern, in welchem die Fabrikbeamten wohnten, nicht weit von seinem elterlichen Hause, zwischen diesem und der Fabrik am Rande des Waldes lag.

Er fand den kränklichen Herrn in besonders übler

Laune. Der Oberdirektor war am Morgen dagewesen und es hatte zwischen ihm und Herrn Wendelin eine heftige Scene stattgefunden, von der Justus, der im Vorzimmer wartete, sogar noch die letzten Worte gehört hatte.

So ließ ihn Herr Wendelin, als er dann vorge lassen wurde, sehr unfreundlich an. Eben erst habe der Herr Oberdirektor dekretiert, daß bei den schlechten Zeiten so und so viele Leute entlassen werden müßten, und wenn er — Justus — der, so viel ihm bekannt, aus dem gräflichen Schlosse auf eine für ihn wenig erfreuliche Weise ausgewiesen sei, in einer Fabrik des Herrn Grafen Arbeit suche, so komme ihm das doch mehr als sonderbar vor. Übrigens gehe ihn die Sache gar nichts an; Justus möge sich an den Herrn Inspektor wenden.

Damit war Justus entlassen. Der Herr Inspektor war in der Fabrik. Justus begab sich nun dahin und gelangte nach vielem Hin- und Herfragen endlich auch glücklich zu Herrn Fabian, dem er seine Angelegenheit vortrug. Herr Fabian fraute sich hinter dem Ohr und meinte, das sei eine kuriose Sache. Als ein guter Bekannter seines verstorbenen Vaters wolle er Justus gern behilflich sein; aber ob er denn nichts Besseres in der Welt anzufangen wisse? Mit seinen sechzehn — im Frühjahr siebzehn? — also siebzehn Jahren, auch wenn er wieder bei vollen Kräften sei, könne er ihn höchstens in einem der Backräume bei einer Arbeit

verwenden, die ganz ungebildete Menschen ebenso gut und, weil mit derselben längst vertraut, besser leisteten. Dabei sei der Lohn, wie er selbst sagen müsse, jammervoll. Justus solle sich doch die Sache noch einmal überlegen.

Justus sagte, er habe alles schon oft überlegt mit sich allein und mit Anders.

Ach was, sagte der Inspektor, Anders ist ein guter Arbeiter, sogar mein bester, aber ein hirnerkrankter Kopf; auf den sollten Sie nun schon gar nicht hören. Wenn Sie indessen durchaus wollen und sagen, daß Sie schlechterdings keine anderen Aussichten und Mittel haben, nun — ich bin auch von Haus aus nichts anderes als ein gemeiner Arbeiter gewesen, und wenn man fleißig und nicht auf den Kopf gefallen ist, kann man es auch als Arbeiter zu etwas bringen. Ich werde Sie also notieren und, wenn die Zeit kommt, an Sie denken. Ich sage Ihnen aber schon jetzt: vor dem Frühjahr ist so gut wie keine Aussicht.

Das letztere schien Justus, der in seinem großen Eifer am liebsten an demselben Tage mit der Arbeit begonnen hätte, besonders hart. Aber als er von der Unterredung mit dem kurz angebundenen Mann, dem doch das Wohlwollen aus den hellen blauen Augen geblickt hatte, nach dem Pfarrhaus zurückkehrte, mußte er sich sagen, daß er vorläufig auch einer leichten Arbeit wohl kaum gewachsen sei. Der erste lange Weg, den er heute gemacht, hatte ihn sehr angegriffen, von den

Gesprächen mit den beiden Herren fühlte er sich fieberhaft aufgeregt. Ja, als er endlich nicht ohne Mühe wieder auf sein Zimmer gelangt war, schüttelte ihn ein richtiger Fieberfrost, und er war wieder für ein paar Tage an das Bett gefesselt.

Doch das ging vorüber, und er fand endlich die Kraft, an Isabel zu schreiben. Sein Brief war eben so kurz, wie der ihre lang gewesen war: er danke ihr für ihre Bemühungen in seinem Interesse, aber er könne von den Anerbietungen des Herrn Grafen in keiner Weise Gebrauch machen. Im übrigen wünsche er ihr viel weiteres Vergnügen in Berlin und an der Riviera, wenn sie noch dahin gehen sollte. Er bitte Miß Brown und vor allem Komtesse Sibylle viele Male von ihm zu grüßen. — Von seinem Plane schrieb er nichts.

Isabel antwortete nach Verlauf einer Woche.

„Lieber Justus! Ich muß Dir sagen, daß Du sehr unverständlich bist. Das ist auch die Meinung des Herrn Grafen. Ob er Dir, was er Dir bietet, gern giebt, oder nicht, kann Dir ganz gleichgültig sein. Er hat es Dir einmal, als Du damals zu uns kamst, versprochen und muß sein Wort halten, schon deshalb, weil er es sonst mit mir gründlich verderben würde. Was willst Du denn nun eigentlich beginnen? Es scheint, Du verläßt Dich auf den Onkel. Als ob auf den jemals Verlaß gewesen wäre! Ich denke, Du besinnst Dich. Vielmehr: ich befehle Dir, daß Du an

den Herrn Grafen schreibst, wie ich Dir neulich gesagt habe. Ich wiederhole: alles andere überlaß mir; ich weiß hundertmal besser, was Dir gut ist als Du selbst.

Weiter schreibe ich Dir heute nichts, aus Strafe dafür, daß Du auf die tausend Dinge, über die ich in meinem Briefe an Dich geplaudert habe, mit keiner Silbe eingegangen bist.

Nur noch eines, auf die Gefahr, daß es Deine bekannte Eitelkeit — Dein schlimmster Fehler, Justus! — noch erhöht: Sibylle hat Dein Märchen aus dem Gedächtnis aufgeschrieben und Miß Brown und mir vorgelesen. Wir fanden beide, daß kaum ein Wort fehlt, oder anders ist. Nur hat sie den zweiten Schluß genommen. Sie läßt Hubert nicht sterben, sondern Eremit werden. Sie meint, seine Liebe für Maiennacht sei wohl begreiflich, aber doch eigentlich eine Sünde gewesen, die er abbüßen müsse! Eine Sünde, wenn ein junger Jägersmann eine wunderschöne Fee liebt! Die frommen Leute sind eben wunderbar.“ —

Hatte ihn ihr erster Brief tief geschmerzt, so erfüllte ihn dieser zweite mit hellem Zorn. Sie hatte ihn so oft gescholten, ohne daß er es ihr übel genommen, und würde es ebenso vielleicht noch heute gedurft haben, hätte sie für sich allein gesprochen. Aber dies: „daß ist auch die Meinung des Herrn Grafen“ brachte ihn außer sich. Es stand vor seinen Augen, wie der Herr Graf diese seine identische Meinung mit einem Russe auf ihre kleine Hand bestätigte. Und ihm

fiel ein, mit welchem Gefühl, wenn nicht von Ehrfurcht, so doch von Scheu, er immer zu dem stattlichen Herrn mit den buschigen Brauen und dem ergrauenden Vollbart aufgeblickt hatte; und der unermessliche Abstand, der ihn, den armen Jungen, den ein Beamter des Grafen so wegwerfend behandelt, von Isabel trennte, „mit der der Herr Graf es nicht verderben dürfe,“ lag vor ihm da wie eine Ode, durch die kein Weg führte, jemals führen würde. Ja, sie war keine Fee gewesen, aber nicht die herzige Fee des deutschen Waldes, die für ein geliebtes Menschenkind, wenn es sein muß, sterben kann, sondern die Fata Morgana der schattenlosen arabischen Wüste, die den lechzenden Wanderer nur anlockt, um ihn desto sicherer im heißen Sande verschnachen zu lassen.

Selbst was sie ihm von Sibylle geschrieben, wollte ihm keinen Trost bringen. Auch sie, wie gnädig sie sich ihm bezeigt, gehörte zu dem Dgrestamm, dem Erbfeind des armen Mannes, mit dem er in den Kampf ziehen wollte auf Tod und Leben. Das schwur er sich bei des Menschen Sohn, der da auf dem groben Holzschnitt an der Wand unter der Last des Kreuzes zusammenbrach. Mochte auch er unter dem Kreuz zusammenbrechen! Es haben es ja schon so viele gemußt und werden's noch müssen, bis die stolzen Dgres am Boden liegen und ihre stählerne Zwingburg in Flammen auflodert unter dem Jubelgeschrei der befreiten Knechte!

Das stand nun fest in seiner Seele, auch als nach ein paar Tagen die erste Gewalt des Zornessturmes ausgerast hatte und er wieder mit klarerem Auge um sich blicken konnte. Bis zum Frühjahr, hatte der Inspektor gesagt, habe er keine Aussicht, in der Fabrik anzukommen. Die Zeit mußte ausgefüllt werden. In einem Schuppen auf dem Pfarrhofe wurde Holz gesägt und gespalten; er gesellte sich zu den Leuten und schaffte mit aus Leibeskräften, der Schwielen in den Händen und der Schmerzen im Rücken und in den Schultern nicht achtend. Er ging des Abends zu dem alten Anders und ließ sich von ihm die Arbeit in der Fabrik wieder und wieder schildern; er bat einen jungen Mann, der in dem technischen Bureau als Chemiker fungierte, ihm Bücher zu leihen, aus denen er sich wissenschaftlich unterrichten könne. Der junge Mann gab sie ihm, aber sie halfen ihm nicht viel. Die Mathematik war immer seine schwächste Seite gewesen, und auch sonst fehlte es ihm überall an den nötigen Vorkenntnissen. Er tröstete sich, das alles würde besser werden, wenn er erst einmal dazu käme, das Ding praktisch anzufassen. Wäre doch nur erst die Zeit da!

Der gezwungene Aufenthalt in dem Pfarrhause wurde ihm von Tag zu Tag unheimlicher. Er hatte dem guten Pfarrer nichts von seinen Plänen gesagt, der auch nicht gefragt hatte, sondern in seiner Weise die Dinge gehen ließ, wie sie gingen. Von Unterrichtsstunden war nicht mehr die Rede, als ob Justus seine

Gymnasial-, womöglich seine Studienzeit bereits hinter sich habe, und nur so zufällig zum Besuch auf der Pfarre sei. Ein Besuch, den Muhme Anna, je mehr er sich in die Länge zog, mit um so scheeleren Augen ansah. Sie ließ keine Gelegenheit vorübergehen, darauf anzuspielen, wie unanständig es von einem jungen und nun wieder gesunden Menschen sei, dem armen Pfarrer sein kärgliches Brot wegzueßen. Daß Justus ihr die paar hundert Mark, die bei dem Verkauf der Sachen seiner Eltern herausgekommen waren, gleich nach seiner Krankheit als Kostgeld übergeben hatte, schien sie vergessen zu haben.

Ließ sie es ihm gegenüber bei Anspielungen, so ging sie dem Pfarrer gegenüber offenbar mit der Sprache sehr viel deutlicher heraus. Justus hörte schauernd durch die nicht eben dicken Wände ihr Gekesse und Gezeter. Wiederholt hatte er auf dem Punkte gestanden, das Anerbieten, das ihm der alte Anders gemacht, anzunehmen und zu diesem zu ziehen, hätte ihn nicht immer wieder das Mitleid mit dem guten Manne gehalten, der sich in seiner Hilflosigkeit dem bösen Weibe gegenüber an ihn flammerte wie ein Ertrinkender an den Balken, welcher ihn retten soll. Und hier war keine Rettung. Anders sagte es, der alte Arzt sagte es, er selbst sah es. Während Justus' Krankheit hatte der Unglückliche seiner Leidenschaft einigen Zügel angelegt, nachdem er ein paar mal im Rausch an dem Bett, an welchem er die Wache

halten wollte, eingeschlafen war und kaum wieder hatte geweckt werden können. Jetzt schien er sich heimlich für die ausgestandene Entbehrung schadlos zu halten. Seine blutunterlaufenen Augen, seine lallende Zunge bezeugten es. Wieviel der Gram um seine verlorene Isabel dazu beitrug und beigetragen hatte, den Ärmsten in diese Tiefe des Verderbens zu ziehen, wer mochte es ermessen? Justus allein wußte, welcher Liebe dies arme einfältige Herz fähig war, und konnte ahnen, was es um seine Liebe für das schöne undankbare Kind gelitten hatte. Nicht mehr litt. Er war zu stumpf geworden. Bereits hatte ihm ein Adjunkt beigegeben werden müssen, da er seine geistlichen Pflichten nicht mehr zu erfüllen vermochte, und, nachdem ein höherer Geistlicher zur Revision dagewesen, war von Breslau das Defret gekommen, daß der Pfarrer Szonsalla zu Ostern von seinem Amte suspendiert sei.

Ich habe es längst kommen sehen, sagte er in einem lichterem Augenblicke zu Justus; mich wundert nur, daß sie so lange gewartet haben. Gott sei gedankt, daß sie nicht mehr hier und Zeugin meiner Schande ist! Nur um dich armen Jungen thut es mir leid. Ich hatte es gut mit Dir im Sinne. Du glaubst mir es, und wirfst mir nicht über das Grab hinaus zürnen, daß ich mein Wort nicht habe halten können. Ach, mein lieber Sohn, der Geist ist ja wohl willig; aber das Fleisch! Das ist so schwach, so

schwach! Ach, Justus, und wie sehr habe ich das Kind geliebt! Und, Justus, wenn sie uns auch verlassen hat, verlasse Du sie nicht! Wer weiß, wie es noch einmal an ihr heimgesucht wird! Dann stehe Du zu ihr, und Gottes reichster Segen über Dich!

Dabei hatte er Justus umarmt und an seiner Brust geweint wie ein Kind.

Und wie eines Kindes war der Ausdruck seiner Züge, als man ihn am nächsten Morgen tot im Bett fand. Der Tod hatte die Verwüstung von seinem Antlitz weggewischt; es war schön und edel, wie es aus den Händen der Natur hervorgegangen war.

Ein Schlagfluß! sagte der alte Arzt. Und, fügte er hinzu, er selbst hätte sich nichts Besseres wünschen können.

Sechstes Kapitel.

Der gute Pfarrer Pietref Sjonsalla war mit allen kirchlichen Ehren begraben worden; die Weiber hatten geheult und die Männer die günstige Gelegenheit, sich einen Extrarausch anzutrinken, um so fleißiger benutzt, als die Feier an einem Sonntage stattgefunden und der celebrierende Geistliche, der zugleich des Pfarrers Nachfolger werden sollte, von der Kanzel herab fürchterlich gegen das entsetzliche Laster der Trunksucht gedonnert hatte. An dem frischen Grabe des Mannes, dessen verhängnisvolle Schwäche jedermann bekannt gewesen war, erschien das selbst den rohen Gemüthern als eine Grausamkeit, gegen die demonstriert werden mußte. Wenn man um dieser Schwäche willen in die Hölle kam, wie viele von den Weibern selbst waren dann vor der Verdammnis sicher, von den Männern schon gar nicht zu sprechen! Und seine übrigen Schwächen? Lieber Himmel, Priester sind am Ende doch auch Menschen, und die meisten noch lange nicht

so gut, wie der gute Pfarrer Szonsalla, der außer sich selbst keinem Menschen je etwas zuleide gethan, dafür aber geholfen hatte, wo er nur konnte; der mit nichts geknaufert hatte, außer mit der Auferlegung von Kirchenbußen, und zu dem schon deshalb, an den Beichtstuhl zu gehen, ordentlich ein Vergnügen gewesen war. Nein, der neue Herr Pfarrer mit der langen dünnen Gestalt, den hageren Zügen und den finsternen Augen, die keinem Menschen gerade ins Gesicht sehen konnten, mochte ein sehr heiliger Mann sein, aber bis er geliebt wurde, wie der gute selige Pfarrer Pietrek Szonsalla — da konnte er lange warten! Verübelte man ihm doch beinahe, daß er gleich am ersten Tage nach der Beerdigung Muhme Anna aus dem Hause gewiesen, andere sagten: mit Schimpf und Schande gejagt hatte, trotzdem die Dame nichts weniger als beliebt gewesen war. Niemand wußte, wohin sie mit ihren Koffern und Kisten, die sie wohl schon längst vorher für den eintretenden Fall gepackt hatte, sich gewandt. Sie hatte sich Justus gegenüber immer gerühmt, daß sie, sollte ihr lieber Pietrek sterben, zu ihrer Isabel eilen werde, die sie mit offenen Armen erwarte. Justus glaubte nicht an die offenen Arme, aber wenn er auch jetzt seine Leidenschaft für das schöne Kind überwunden zu haben glaubte, erfüllte ihn die bloße Möglichkeit, das entsetzliche Weib könne jemals wieder in ihre Nähe kommen, mit Schaudern. Darüber vergaß er beinahe,

daß sie mit dem gewiß nicht unbedeutenden Rest des Kostgeldes, welches er ihr anvertraut hatte, davon gegangen und seine Behauptung dem Inspektor gegenüber, er besitze nichts auf der Welt, zur buchstäblichen Wahrheit geworden war. Marthe selbst mußte jetzt zugeben, daß Justus, für den Augenblick wenigstens, keine andere Zuflucht habe, als ihres Vaters Haus.

Es war freilich eher eine Hütte als ein Haus, aber es gehörte dem alten Anders wirklich. Er hatte in einer Subhastation die Baracke, welche einzustürzen drohte, billig erstanden, zu einer menschenwürdigen Wohnung umgeschaffen, und allmählich die paar kleinen Hypotheken, welche noch darauf lagen, abbezahlt. Das Giebelzimmer, das Justus bezog, war zwar winzig klein und sein einziges niedriges Fenster ging auf den nachbarlichen Dunghof, den zur Zeit ein Schneegebirge gnädig bedeckte. Mit seinen weißgetünchten kahlen Wänden, dem armseligen Bett, dem viereckigen Tischchen und dem lehnelosen Sessel war es gewiß kein so behaglicher Aufenthaltsort, wie das schöne, helle, lustige, wohl möblierte Gemach mit seiner Aussicht auf die Wiesen und Boskets des Parks, das er im Schlosse bewohnt hatte. Dafür wurde es ihm nicht von trügerischer gräflicher Gnade geboten, sondern von der Freundschaft armer Menschen, auf deren Treue er sich verlassen konnte. Und er wollte es ja nicht geschenkt haben; wollte die Kosten, die sein

Aufenthalt in dem Hause der armen Menschen machte, redlich ersetzen, sobald er nur erst in der Fabrik arbeiten durfte.

Das kam nun doch früher, als er selbst zu hoffen gewagt. Eine günstigere Konjunktur in der Papp- und Papierbranche war Mitte Februar eingetreten; entlassene Arbeiter mußten wieder eingestellt, neue geworben werden. Unter den neuen hielt denn auch Justus seinen Einzug in die Fabrik.

Es war an einem Montagmorgen um sechs Uhr. Eine grimmige Kälte herrschte, die Sterne glitzerten noch an dem schwarzen Himmel, in der Dorfstraße wäre es völlig Nacht gewesen ohne die Lichter, die überall aus den kleinen Fenstern dämmerten. Anders watete an seiner Seite schweigend durch den Schnee, und schweigend bewegten sich die dunklen Gestalten, die aus den niederen Häusern kamen, desselben Weges. Justus war so feierlich zu Mute, wie damals, als er, ein kleiner gläubiger Knabe, neben der Mutter auf den Feldwegen durch die wogenden Kornfelder nach L. zur Kirche ging. Er erinnerte sich, wie es ihn stets im tiefsten Innern bewegt hatte, wenn, bereits in der Nähe der Stadt, das Geläut der Kirchenglocken sein Ohr traf. Und nun, von der Fabrik her, erhob das Nebelhorn seine rauhe, gewaltige Stimme. Das war denn freilich ein anderer Ruf, und der doch auch sein Herz erschütterte: der Ruf zur Arbeit, einer niederen, gemeinen Arbeit, die gethan sein mußte, da-

mit die Menschen besser und glücklicher würden, und die er thun wollte nach seinen besten Kräften.

Der Mann an seiner Seite störte ihn nicht in seinen Betrachtungen. Nur als sie mit noch einer ganzen Schar vor dem großen Eingangsthor standen, nahm er ihn bei der Hand und sagte mit einem kräftigen Druck, leise und nachdrücklich: Glück auf, Kamerad!

Dann führte er seinen Schüßling zwischen den Gebäuden hindurch, von deren Wänden herab spärliche Gaslaternen den Weg kaum erhellten, über schmale Höfe, endlich durch Fabrikräume, zu der Abteilung, welcher Justus zugewiesen war, empfahl ihn seinem dortigen Kollegen, dem Oberarbeiter, und ging seines Weges. Zehn Minuten später war Justus an der Arbeit.

Eine sehr mechanische, monotone und doch nicht leichte Arbeit, denn die Ballen des schon sortierten Papiereß, die es zu verwiegen und vorschriftsmäßig zu verpacken galt, hatten ein bedeutendes Gewicht und Justus kannte die Handgriffe nicht, mit denen sich die Geübten das Geschäft zu erleichtern wußten. Dazu stieg aus den gewaltigen Massen des frischen Papiereß ein widerlicher Dunst auf, der die so schon schlechte Luft des langen, niedrigen, halbkalten Raumes mit den trüben, nie geöffneter Fenstern für den Neuling kaum atembar machte und ihm den Angstschweiß auf die Stirn trieb. Doch hielt er mutig bis

zur Frühstückspause aus. Dann setzte er sich mit wie zerschlagenen Gliedern in eine Ecke, das Butterbrot zu verzehren, das ihm Marthe eingewickelt hatte. Ein junger Mensch, ein wenig älter als er, gesellte sich zu ihm: Julik Bjerek, aus einem entfernteren Dorfe frisch zugezogen, den er nicht kannte, wie jener nicht ihn. Der Bursch mit den schwarzen Schlißaugen, den breiten Backenknochen und den aufgeworfenen Lippen, durch die beständig die weißen Zähne glitzerten, gefiel Justus gar nicht; aber die anderen Arbeiter, die sehr wohl wußten, wer er war, hatten sich alle von ihm zurückgehalten, offenbar, weil sie ihm nicht trauten und die Anwesenheit des Förstersohnes und Zöglings des verstorbenen Pfarrers hier unter ihnen für einen schlechten Spaß hielten. Er aber wollte ihnen zeigen, daß es ihm heiliger Ernst sei.

Die angestrebte, ehrliche Kameradschaft sollte ihm alsbald teuer zu stehen kommen. Julik, der ihn frischweg für seinesgleichen nahm, erging sich, kaum daß sie ein paar erste Worte gewechselt hatten, in zweideutigen und bald einfach schmutzigen Reden, die sich um ein Abenteuer drehten, das er gleich in der ersten Nacht, welche er im Dorfe zubachte, mit einem Fabrikmädchen gehabt haben wollte. Justus hatte zu lange auf dem Dorfe gelebt, um mit den Gepflogenheiten dieser Leute nicht bekannt zu sein, aber so unmittelbar nahe war ihm die Gemeinheit doch nie getreten. Dennoch hielt er an sich und begnügte sich mit ein

paar mißbilligenden Worten, die der neue Kamerad mit cynischem Grinsen aufnahm: er sähe, sie müßten noch erst ein bißchen näher miteinander bekannt werden. Er für sein Teil sei ein ehrlicher Bursch, der aus seinem Herzen keine Mördergrube mache, und wenn Justus das Mädel haben wolle —

Hier war die Frühstückspause zu Ende und Justus dankte Gott, daß es wieder an die Arbeit ging, die ihm jetzt leichter wurde, als zuvor. Er hatte sich ein paar Handgriffe gemerkt und lernte ein paar andere aus der Unterweisung von ein paar älteren Leuten, die, als sie sahen, wie sauer er es sich werden ließ, allmählich Vertrauen zu ihm faßten. Das versetzte ihn ordentlich in eine gehobene Stimmung, die er zu der Mittagspause mitbrachte, in welcher er das frugale Mahl, das Marthe ihnen durch eines der jüngeren Kinder in die Fabrik geschickt hatte, zusammen mit Anders aus einem Topfe, wenn auch von zwei Tellern, verzehrte, deren einer bereits mehrfach gefittet war. Anders hörte seinen Reden mit freundlichem Ernst zu, sagte aber kaum ein Wort, sondern drückte ihm, als das Nebelhorn abermals ertönte, nur wiederum warm die Hand. Und wiederum Arbeit bis zum Abend.

So verging der erste Tag, dem ein zweiter folgte, der dem ersten zum Verwechseln ähnlich sah, dem ein dritter folgte, der dem zweiten aufs Haar, gleich und so in unendlicher Reihe, nur daß aus dem Winter

Frühling, aus dem Frühling Sommer, aus dem Sommer Herbst, aus dem Herbst wieder Winter wurde und Justus, fast in der Reihenfolge der Jahreszeiten, in andere, ihm neue Abteilungen der Fabrik kam und so nach und nach den ganzen Betrieb derselben kennen lernte.

Aber, ob es in dem Raume, in welchem er jetzt arbeitete, wie in dem Backraume verhältnismäßig still zuging, oder ob — wie in dem, in welchem die Maschine die aufgeschütteten Kloben zermalmte, — ein ohrenzerreißendes Getöse herrschte — es war immer dieselbe mechanische Arbeit. Das war schwer zu ertragen; aber schwerer, daß noch ein anderes dasselbe blieb: die Dumpfheit und Stumpfheit in den Physiognomien, den Herzen und Geistern der Arbeiter. Wie konnte es auch anders sein, wenn das bißchen von seelischer Kraft, das die Arbeit noch etwa unverfehrt gelassen hatte, von dem Laster vollends eingeschläfert und getötet wurde!

Ich habe es mir so schlimm nicht gedacht, sagte Justus traurig zu Anders.

Und es ist auch früher nicht so schlimm gewesen, erwiderte der alte Kamerad; erst durch unseren neuen Pastor ist es so schlimm geworden. Je mehr er den Männern mit Straspredigten und den Weibern mit Kirchenbußen zusetzt, desto toller wird die Wirtschaft. Früher war doch noch in einem oder dem anderen Hause leidlicher Friede; jetzt herrschen Streit und

Zank überall. Die Weiber reifen und zetern, die Männer schreien und toben und laufen schließlich in die Schenke, den häuslichen Jammer in Schnaps zu ersäufen, während die Weiber dasselbe Geschäft zu Hause selbst besorgen. Und, Justus, ich bleibe doch dabei: die Hauptschuld an all' dem Elend hat Dein Ogre. Er frißt nicht Tannenwipfel, wie in Deinem Märchen, aber Menschen, Justus, Menschen! Unser Graf ist vielleicht noch ein bißchen schlimmer als die anderen; nur ihn meine ich nicht und auch die anderen nicht; ich meine diese ganze kapitalistische Wirtschaft, die Millionen von Menschen vertiert, damit ein paar Tausende menschlich leben können. Das hat Lassalle ja klärlich bewiesen.

Lassalle war des braven Mannes Heiliger. Er hatte sich von den kleineren Schriften des großen Agitators mehrere zu verschaffen gewußt und las in denselben, bis er sie beinahe auswendig kannte. Mit dem inneren Verständnis stand es nicht ganz so gut. Er hatte dessen auch kein Gebl und schämte sich nicht, den Rat des jüngeren Kameraden einzuholen. Die rein philosophischen Stellen wußte dann Justus meistens genügend zu deuten; bei anderen ließ ihn seine Schulweisheit im Stich. Und doch waren dies gerade die wichtigsten: die eigentlich nationalökonomischen, in denen es sich um Kapital, Zins, Rente, Angebot, Nachfrage, Kurschwankungen, Kurstreibereien und um andere Notwendigkeiten und Vorkommnisse des Arbeitsmarktes

und der Börse handelte, ohne deren genaues Verständnis, meinte Justus, man von diesen Dingen doch eigentlich rede, wie der Blinde von der Farbe.

Als er wieder einmal auf ein schwieriges Kapitel der Art einen vollen Sonntagvormittag verwandt hatte und sich um nichts klüger, eher noch verworrener fühlte, als vorher, klagte er Anders seine Not.

Glaubst Du, daß Christus von allen diesen Dingen etwas gewußt hat? fragte Anders.

Sicher nicht, erwiderte Justus. Ich bin sogar überzeugt, daß er außer dem Zinsgrofchen, den ihm der Pharisäer vorhielt, nicht viel Geld in seinem Leben zu Gesicht bekommen haben wird. Aber die Zeiten waren eben andere und die Zustände einfachere, natürlichere, wenigstens in den ländlichen Kreisen der Ackerbauer, Hirten, Gärtner und Fischer, unter denen Christus ja zumeist gelebt hat, wenn es gewiß auch schon damals ganz anders ausgesehen haben und zugegangen sein mag in Jerusalem und nun gar in Rom.

Und doch hat seine Lehre dort Wurzel geschlagen und in Athen und Korinth — das steht ja alles in der Apostelgeschichte zu lesen; warf Anders ein.

Gewiß, fuhr Justus fort; nur daß ich eben hinzufügen wollte, daß seine einfache Lehre, sobald sie die Centren der Bildung berührte, sogleich eine andere werden und sich den so viel komplizierteren Verhältnissen anpassen mußte.

Und dahin wollte ich Dich eben haben, rief Anders triumphierend: eine andere, den komplizierten Verhältnissen angepaßte, das heißt: eine schlechtere, mit allerlei Weltlichkeiten durchsetzte, aus der kein Mensch mehr flug werden kann, die man nur begreifen kann, wenn man seinen gesunden Menschenverstand zu Hause gelassen hat, was alles schnurstracks gegen Christi Wunsch und Willen ist. Warum hätte er denn gesagt: Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich? Und: wenn ihr nicht werdet wie die Kinder? Für mich aber ist Christentum und Socialdemokratie rein eines und dasselbe. Und deshalb sage ich: das Christentum geht zu Grunde, wenn es nicht wieder so einfach wird, wie Christus selbst es gelehrt hat, und aus der Socialdemokratie wird im Leben nichts, solange ihre Lehren nicht bloß einem armen unwissenden Menschen, wie ich einer bin, Kopfschmerzen machen, sondern auch einem, der so viel gelernt hat, wie Du.

Viel gelernt! sagte Justus seufzend. Was denn? Lauter Dinge, von denen ich jetzt wohl sehe, daß man sie im Leben nicht brauchen kann. Und dann, Anders, wenn Sie unsere Lehre so einfach haben wollen, daß ein Kind sie begreifen kann, scheint mir doch Lassalle, auf den Sie so große Stücke halten, der rechte Lehrer auch nicht zu sein.

Anders schob sich die Mütze aus der Stirn und erwiderte nach einigem Nachdenken:

Sieh, Justus, ich denke mir das so. Da ist eine sehr zusammengesetzte Maschine, die mächtig viel Geld gekostet hat und immer noch kostet, weil sie alle Augenblicke repariert werden muß und dabei doch eigentlich wenig und schlechte Arbeit liefert. Und man — das heißt: unsereiner — sagt sich: daß das Ding doch viel einfacher und billiger hergestellt werden könnte und so, daß es besser arbeitete. Aber machen, Justus, nein, machen können wir es nicht. Bis dann einer kommt, der's kann, und die alte Maschine auseinander nimmt und zeigt, warum sie vor aller Zusammengesetztheit und Sinnreichigkeit so grausam schlecht ist, und wie man das Ding für den Viertel- oder Hundertel- oder meinetwegen Tausenderler Preis machen kann, und daß sie tausend und tausendmal mehr leistet. Und er macht das Ding, Justus; er macht es — das ist die Hauptsache.

Dann hat es Lassalle sicher nicht gemacht, sagte Justus.

Aber er hat gezeigt, warum die alte Maschine nicht arbeiten konnte — das ist schon sehr viel. Dann werden schon andere kommen, die die neue machen.

Daß wir die nicht sind, wir beide: Sie, Anders, und ich, dafür ist gesorgt.

Anders antwortete nicht; er hatte in Justus den Messias der Arbeit gesehen, der alles herrlich hinausführen würde, wozu seine, des armen unwissenden Teufels, Kraft freilich nicht reichte, und auch jetzt mochte er die schöne Hoffnung nicht aufgeben.

Siebentes Kapitel.

Eine hatte die Hoffnung nie geteilt; eine hatte alles nur geschehen lassen, weil sie es nicht hindern konnte: Marthe. Wäre es nach ihr gegangen, nie hätte er einen Schritt über die Schwelle der Fabrik gesetzt, nie hätte er die Giebelstube in ihrem Hause bezogen. Da er sich für beides nicht zu schämen schien, so that sie es für ihn. Für das heiße Streben heraus aus dem Buis der Gemeinheit, die sie umgab, war ihr bereits seit Jahren Justus' Existenz symbolisch erschienen. Eines simplen Försters Sohn und also nicht gar so hoch über dem Stande, aus dem sie selbst stammte, sprach er doch eine andere Sprache, hatte andere Manieren, einen anderen Blick, Ton der Stimme, wie sämtliche Knaben sonst, die sie kannte. Mit ihm an einem Sonntagnachmittag spielen zu dürfen, hatte ihr immer als die höchste Ehre gegolten, die ihr widerfahren könne; glücklich war sie nach Hause gekommen, und die Freude der Woche war die Hoffnung auf den nächsten Sonntag gewesen. Sie

hatte keine Ahnung davon gehabt, daß sie den alle Zeit freundlichen Knaben liebte, der so herrliche Geschichten so anmutig erzählte; sie hatte nur gewußt, daß sie Isabel haßte, nicht, weil die so viel schöner war, als sie, sondern weil das hoffärtige Ding Justus' Guldigungen entgegennahm, als ob sich das von selbst verstände, und ihm für all seine Liebe nicht den kleinsten Dank bot. An diesem Hassesgefühl gegen die Undankbare war ihr nach und nach klar geworden, daß sie Justus lieber hatte als alle anderen Menschen, ihren Vater selbst nicht ausgenommen, und daß sie, wenn es sein müßte, mit Freuden für ihn gestorben wäre.

So hatte es mit ihr gestanden, als Justus die Einladung auf das Schloß bekam. Sie hatte ihm in ihrer kurzen Weise gesagt: gehe nicht hin! Er war doch gegangen, und sie hatte sich an dem Abend in den Wald geschlichen an eine einsame Stelle und hatte geweint, wie sie in ihrem Leben nicht geweint, daß sie gemeint hatte, das Herz werde ihr brechen. Darüber war sie selbst erschrocken gewesen; sie weinte sonst nicht leicht, und worüber weinte sie denn? Als ein verständiges Mädchen mußte sie sich doch sagen, daß es ein großes Glück für Justus war, wenn er auf das Schloß kam, vorausgesetzt, daß er es da aushielt, woran sie zweifelte; aber das war schließlich seine Sache. Und als sie ihm sagte: gehe nicht hin! nun ja, sie hatte ihn der Isabel nicht gegönnt. Das war's!

Nicht, daß sie ihn für sich hätte haben wollen! Daran dachte sie nicht; aber Isabel sollte ihn auch nicht haben, die ihn nur unglücklich machen würde, ihn schon so oft unglücklich gemacht hatte. Daran war nun nichts zu ändern; er war weg und würde nicht wiederkommen. Arme, häßliche Mädchen, wie sie, haben eben kein Glück.

So war sie heimgekehrt, und niemand, auch der Vater nicht, hatte ihr angemerkt, daß ihr etwas Besonderes begegnet war und sie einen tiefen Schmerz weiter so tapfer nieder kämpfte.

Dann war er doch wiedergekommen, ihr halb zur Freude und halb zum Leide. Zur Freude, denn die andere hatte ihn nicht mehr, und sie durfte ihn pflegen; zum Leide, denn was sollte nun aus ihm werden?

Ein Arbeiter in der Fabrik und ihr Hausgenosse! Sie wußte nicht, was schlimmer war. Sie, die mit allen Kräften aus dem Elend, das sie umgab, herausstrebte, sollte ruhig zusehen, wie er, dem sie das glänzendste Los auf Erden wünschte und für den ihr das Höchste erreichbar schien, sich freiwillig in dasselbe Elend stürzte! Sie zürnte ihm, daß er einen Entschluß hatte fassen können, der ihr thöricht und feig zugleich dünkte; sie zürnte ihrem Vater, der ihn in diesem Entschluß mindestens bestärkt hatte. Zum erstenmal in ihrem Leben hatte sie jetzt darüber nachgedacht, wie es mit den Lehren des Vaters, die sie bis dahin gläubig aufgenommen, denn eigentlich be-

stellt sei, und zu ihrem Erstaunen gefunden, daß es damit nicht gut stehe. Helfen, wo Hilfe not that: sie hatte nichts dagegen, sie hatte es selbst ihr Leben lang geübt, es lag ihr im Fleisch und Blut; aber helfen, wo es nicht not that, wo die Menschen sich selber helfen könnten, helfen mußten, durch die unnötige Hilfe, die man ihnen leistet, nur fauler und schlechter werden — das war Unsinn. Und was der Vater da sagte von dem gleichen Anspruch aller auf Arbeit und gleichen Anspruch auf Lohn, die Arbeit mochte sein, wie sie wolle, das schien ihr doch, indem es die Klugen und die Dummen, die Faulen und die Fleißigen in einen Topf warf, auf denselben Unsinn hinauszulaufen. Justus nicht mehr und nichts Besseres als der stiernackige Stanis Stolarzed mit den runden, halb blödsinnigen Augen, der sie durchaus zur Frau haben wollte, oder der Julius Pjerel, der ihr immer, wenn er ihr begegnete, so frech zunichte und dabei seine weißen Wolfszähne zeigte — wenn das kein Unsinn war, so gab es keinen. Nein, wenn Justus behauptete, er habe nicht auf das Schloß gehört — in die Fabrik gehörte er noch viel weniger, und sie segnete im voraus den letzten Tag, den er da zubrachte.

Und auch den letzten in ihrem Hause.

Sein Aufenthalt im Hause war ihr zur Pein geworden. Anfangs hatte sie gemeint, sie würde sich daran gewöhnen; aber es ging nicht; es wurde nur

immer schlimmer. Sie spähte ihm auf Stirn und Augen, ob sie den Widerwillen, den Ekel nicht entdecken möchte über all das Häßliche, das er im Hause zu sehen bekam, oder wie er sich insgeheim über so viel Unschickliches, das er in den Kauf nehmen mußte, lustig machte. Sie konnte nichts entdecken: er schien nichts zu sehen, alles ruhig in den Kauf zu nehmen. Sie war überzeugt, daß seine Ruhe nur ein Spiel war, und daß er log, wenn er wieder und wieder versicherte, wie wohl er sich in ihrem Hause fühle und daß er sich nichts Besseres wünsche.

Und sie hätte alles ertragen: die Armseligkeit der Wirtschaft, die Unsauberkeit, die in dem kleinen Hause nicht immer zu vermeiden war, die Rohheiten von Christoph und Boleslaw, die mit jedem Monat wilder und unbändiger wurden, die Bequemlichkeit, die sich der Vater in seinem Hause erlauben zu dürfen glaubte, selbst daß sie sich nur zu oft in einem Anzuge vor ihm sehen lassen mußte, dessen sie sich in den Grund der Seele hinein schämte — alles und nur das eine nicht.

Sie hatte es jetzt vor einem Vierteljahr bemerkt, als ihre Stiefmutter von einer Taufe, die sie im Dorfe mitgemacht, berauscht nach Hause gekommen war, und Justus, der ihr auf dem Flur begegnete, um den Hals fiel und abküßte und kein Ende finden konnte. Daß Albinka, die im Dorf, wo es an schönen Mädchen nicht mangelte, als die schönste gegolten hatte und

jetzt mit ihren kaum dreißig Jahren noch immer als ein schönes Weib gelten konnte, sich gegen die Männer sehr frei betrug — das wußte sie, und es war ihr immer ein Argerniß gewesen, und sie hatte sich stets gewundert, daß der Vater es duldete. Doch war es schließlich seine Sache, und wenn Minka es auch oft toll genug trieb. Marthe hatte nicht das Gefühl gehabt, daß sie es eigentlich böß meinte, sondern nur in ihrem trunkenen Übermut die Grenze nicht finden konnte.

Diesmal war es anders gewesen etwas Besonderes, wie ihr Weinen im Walde, als Justus in das Schloß zog, eine Offenbarung, die wie eine Fackel in ihre bis dahin dunkle Seelengründe hinabgeleuchtet hatte, nur daß es diesmal nicht ihre eigene Seele, sondern die einer anderen war, und was sie da entdeckte, ihr abscheulich, ja unerträglich dünkte. Und das sie nun doch ertragen mußte, jetzt bereits monatelang ertragen hatte. Was sollte sie thun? Den Vater warnen? Sie konnte es nicht übers Herz bringen. Es würde auch nichts gefruchtet haben bei ihm, der aller Welt vertraute und sein junges schönes Weib mit allen ihren Untugenden anbetete bis zur Verblendung. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß seine Augen, die doch sonst scharf genug waren, von allem nichts sahen: die gierigen Blicke, mit denen sie Justus verschlingen zu wollen schien? die Geflossenheit, mit der sie sich an ihn drängte, in seinen Arm hing,

jede Gelegenheit benutzte, die ihr die Möglichkeit gewährte, ihn nur zu berühren? den Wechsel der Farbe auf ihren vollen Wangen, wenn er kam und ging? sich auf seinem Zimmerchen zu schaffen machte, wo es nichts für sie zu thun gab? es so einzurichten wußte, daß er ihr auf der schmalen Treppe begegnen mußte, auf der sich zwei Menschen nur eben aneinander vorüber drängen konnten?

Und Justus? war er so unschuldig, daß er, der doch der Gegenstand dieser aufdringlichen Leidenschaft war, von allem nichts merkte? Sie betete zu Gott, daß es so sein möge, und getröstete sich, daß Gott ihr Gebet erhört habe. Und dann kamen Stunden, Tage, wo ihr Glaube schwankte, ja ganz dahin war, und eine wütende Eifersucht ihr Herz zerfleischte, im Vergleich zu der ihr jene, welche sie gegen Isabel empfunden, die reine Kinderei erschien. Hier war eben niemand mehr ein Kind: nicht die Versucherin, nicht sie selbst und ganz gewiß auch nicht Justus, — jetzt ein junger Mann von neunzehn Jahren, der fast um einen Kopf gewachsen war, dem die Arbeit die Glieder mächtig gestählt hatte, und dem bereits ein dunkles Bärtchen die Oberlippe zu schmücken begann. Freilich, sie hatte nie gesehen, nie gehört, daß er mit einem der Weiber, oder Mädchen in der Fabrik schön gethan hätte; er begleitete die Stiefmutter nie auf den Tanzboden, auf den sie fast allsonntäglich ging, so sehr sie ihn auch darum quälte. Wenn aber alles

nur Verstellung und Heuchelei war? er nur den Ahnungslosen, Tugendhaften spielte, sie und den Vater sicher zu machen, und sich heimlich mit seiner Buhle über die beiden hinter's Licht Geführten ins Häustchen lachte?

Der Verdacht erschien ihr sündhaft, schamlos, ein Verbrechen, und doch konnte sie sich seiner nicht erwehren. Sie legte sich auf die Lauer; sie grübelte darüber, wie sie den beiden eine Falle stellen könne, in der sie sich fangen müßten, und war außer sich, daß es ihr nicht gelingen wollte. Sie fühlte sich dem Wahnsinn nahe, ja, sie fragte sich manchmal, ob sie nicht schon wahnsinnig sei. Dann meinte sie, sie müsse, ohne von ihm Abschied zu nehmen, fortlaufen in die weite Welt, oder besser: in den kleinen See hinter dem Dorfe, oder in der Fabrik sich zwischen die Räder der Maschine werfen, oder den stiernackigen Stanik heiraten, — irgend etwas thun, das sie von dieser unerträglichen Qual erlöste.

Achtes Kapitel.

Es war an einem Abend im Sommer. Die Sonne war bereits hinter dem Walde untergegangen, aber die Schwüle nach einem glühend heißen Tage lag noch brütend in der Luft. Auf der Dorfgasse in dem Staub, der unter den eifertigen nackten Füßen aufwirbelte, spielten und balgten sich schreiende Jungen; vor den Thüren der Hütten, auf den zermürbten, eingesunkenen Bretterzäunen der Gärtchen saßen und hockten alte Männer und Weiber mit den kleinen Kindern in den Armen, auf dem Schoße; aus den beiden Schenken kamen die Brummtöne des Basses, das Quinquilieren der Geigen und wüster Lärm und Gejohle.

Abinka sah das alles, hörte das alles, aber nur auf Momente; dann kam wieder eine Blutwelle und sie hörte nur noch das dumpfe Klopfen ihres Herzens und starrte aus dem offenen Fenster, an dem sie saß, in das Gärtchen, ohne etwas zu sehen, ohne etwas zu denken, als das eine, daß sie ihn endlich einmal haben wolle, haben müsse; daß die Gelegenheit so günstig

sei, wie möglich, und daß, wenn sie die Gelegenheit nicht benutzte, sie nicht die fluge unwiderstehliche Albinfa, sondern eine dumme Gans sei, die nichts Besseres verdiene als einen alten, schon halb kindischen Mann, der ihr lächerlich und verächtlich war. Der alte Mann war in die Stadt gegangen, sich wieder einmal eines der dummen Bücher zu kaufen, für die er das Geld aus dem Fenster warf; Marthe, die Verhaftete, war bei einer kranken Freundin — beide würden vor Nacht nicht wieder kommen. Christoph und Boleslaw konnten noch lange auf der Gasse spielen; es war niemand im Hause, nur sie und er. Sollte sie hinausgehen? Unter welchem Vorwande? Unter irgend einem. Und was bedurfte es eines Vorwandes? War sie nicht die schöne Albinfa? und hatte ihren besten Sonntagsstaat an, in dem sie hatte zum Tanz gehen wollen, bei welchem ein Duzend Liebhaber sie erwarteten? Und nun doch nicht gegangen war — um seinethalben! Seinethalben, der es ihr angethan hatte mit seinen großen blauen Augen, seinen frischen Lippen, die so freundlich lächelten, und den Händen, welchen die Arbeit ihre Feinheit nicht hatte rauben können. Was waren neben ihm die anderen Männer — Grzegorz Sosniza, Boleslaw Dupzed und wie sie hießen, von denen sie jeden haben konnte, jeden — und nur diesen einen nicht! Und war's auch nur für einmal! einmal sollte er ihr gehört haben.

Sie war von dem niedrigen Sitz am Fenster aufgesprungen und hatte ein paar Schritte nach der Thür hin gemacht; da hörte sie seinen Schritt oben, dann die Treppe herab. Das Herz schlug ihr bis in die Kehle. Ging er aus dem Haus, so war alles verloren.

Aber da hörte sie, wie er durch den Flur an die Thür kam, in der Dunkelheit, die da schon herrschte, nach der Klinke tastete; und jetzt stand er in der geöffneten Thür, verwundert über die Gestalt mitten im Zimmer, die er nicht sofort erkannte. Dann hatte er sie erkannt und trat herein, die Thür offen lassend.

Wie denn? sagte er; Sie noch hier?

Sie antwortete nicht, konnte nicht antworten.

Ich wollte mir ein paar Zündhölzchen holen, fuhr er fort; ich habe keine mehr.

Und er wollte nach einer Ecke gehen, wo er auf einem Tisch neben der Blechlampe das Kästchen zu finden hoffte, blieb aber stehen, erstaunt darüber, daß die sonst so Redselige kein Wort sprach und sich noch immer nicht regte. Unwillkürlich trat er an sie heran.

Was ist Ihnen? fragte er.

Wieder kam keine Antwort; er hörte nur, daß ihr Atem schwer ging.

Mein Gott! sagte er, sind Sie krank?

Ja! sagte sie.

Es war röchelnd, unartikuliert herausgekommen:

er hatte es eben nur verstehen können. Er griff nach ihrer Hand, die mit kaltem Schweiß bedeckt war.

Mein Gott, rief er erschrocken, was ist das? was fehlt Ihnen?

Nichts, nichts! murmelte sie. Du, nur Du!

Mit einem unheimlichen Laut, der halb ein Schluchzen und halb ein Stöhnen war, hatte sie die Arme um seinen Hals geschlungen und ihr glühendes Gesicht gegen das seine gepreßt. Mit einem Ruck hatte er sich von ihr losgemacht.

Sie sind toll, Albin! rief er heftig.

Er hatte längst gefürchtet, daß es einmal so kommen werde, daß die Unbefangenheit, die er zur Schau getragen, ihn nicht davor bewahren würde; ja, er hatte zuletzt den Augenblick herbeigewünscht in der Überzeugung, daß um der Frau, um Marthes, um seiner selbst willen eine Entscheidung stattfinden müsse. Dennoch bebte er an allen Gliedern; es hatte ihn eben trotz aller Vorbereitung doch unvorbereitet getroffen. Und eines hatte er ganz aus der Rechnung gelassen: das Mitleid mit der Frau, die sonst der Übermut selber war und jetzt wimmernd und stöhnend zu seinen Füßen lag, seine Knie umflammernd.

Stehen Sie auf! sagte er in milderem Tone. Wenn jemand Sie so sähe!

Mir ist alles eins! schluchzte die Frau.

Er hatte sie mit Mühe aufgerichtet; sie zitterte am ganzen Leibe und schwankte so, daß er fürchten mußte,

sie werde zusammenstürzen. Wäre sie betrunken gewesen, wie schon oft, es hätte ihn nur geekelt; er wußte, daß sie nicht betrunken, daß die Leidenschaft, die sie durchwühlte, echt war. Er faßte die Lebende um den Leib und führte, schleppte sie halb nach dem kleinen harten Sofa an der Längswand des Zimmers, wo er sie niederlegte. Dabei war er an den runden Tisch vor dem Sofa gestoßen, hatte das Gleichgewicht verloren und war auf dem Rande des Sofas neben ihr zu sitzen gekommen. Er wollte sich alsbald wieder erheben; es war unmöglich, sie hatte ihn plötzlich mit beiden Armen umflammt, die er vergeblich zu lösen versuchte und dabei seltsamerweise verspürte, wie ihm in jedem Momente mit der Kraft sich loszumachen auch der Wille schwand, während sie erst mit zitternden Lippen seinen Mund suchte, um dann Kuß auf Kuß darauf zu drücken — immer längere, heißere, glühendere; und ihr üppiger Busen an seiner Brust flogte, und aus dem Gärtchen durch das offene Fenster der Duft der Levkojen in süßen schwülen Wolken in das dunkle Zimmerchen hereinwogte, daß er nicht mehr wußte, war es Blumenduft, war es der Atem des schönen Weibes?

Arme Albinka, murmelte er, es kann ja nicht sein.

Und es soll sein, es muß sein — einmal, einmal! hauchte sie zurück.

Im nächsten Moment war er, das Weib von sich

schleudernd, den schweren Tisch mit solcher Gewalt zurückstoßend, daß er krachend umfiel, aufgesprungen, in Entsetzen über den Anblick einer dunklen weiblichen Gestalt, die auf der Schwelle in der offenen Thür stand, vielleicht schon länger da gestanden hatte. Es konnte nur Marthe sein. Vor ihren Augen, vor den Augen der Reinen, Braven, Guten, der er dies hatte ersparen wollen, ersparen zu können so sicher gehofft hatte! Scham und Wut erfüllten seine Seele; er schleuderte Albinka, die dem Fliehenden nachgestürzt war und ihn wieder umflammern wollte, mit einem wilden Wort von sich, und jetzt hatte auch sie die dunkle Gestalt in der Thür gesehen. Ein Schrei, der nichts Menschliches mehr hatte, brach aus ihrer Kehle. In dem Augenblick, wo sie ihrer süßen Beute ganz sicher zu sein glaubte, war sie ihr entrisen von ihr, die sie haßte, verachtete; war sie verschmäht, gedemütigt worden vor der Dirne, die zweifellos ihre Nebenbuhlerin war!

Und wieder stieß sie einen Schrei aus, und Justus meinte, sie sei abermals wie vorhin zusammengesunken aber sie hatte sich nur gebückt nach etwas, das mit anderen Dingen, die auf dem Tisch gelegen hatten, zu Boden gefallen war; und, wieder emporschnellend, stürzte sie auf Marthe zu, in der hoherhobenen Rechten das Messer, dessen Klinge Justus in dem Schein des Lichtes, das aus einer gegenüberliegenden Hütte in das Zimmer streifte, blinken sah. Mit einem Sage

war er neben ihr und hatte ihren Arm gepackt; sie rangen miteinander; er hielt sie mit der Rechten, mit der Linken versuchend, ihr das Messer zu entwenden, wobei ihm Marthe im Wege war, die sich zwischen sie geworfen hatte und sie auseinander zu reißen suchte. Jetzt hatte er das Messer und mußte es sofort wieder fallen lassen vor einem scharfen Schmerz, der durch seine Hand zuckte, die plötzlich wie gelähmt und von einer warmen Flüssigkeit überrieselt war. Nun sumnte, sauste und brauste es vor seinen Ohren; das Licht von drüben aus der Hütte tanzte hin und her und erlosch plötzlich in finsterner Nacht.

Als er wieder erwachte, brannte wiederum Licht, aber in der Hand von Marthe, die dem alten Doktor Malthus leuchtete, der eben mit dem Verband zustande gekommen war und sich in die Höhe richtete. Er blickte verwundert auf den Doktor, auf Marthe, die das Licht auf das Tischchen hinter ihm gestellt hatte, ohne zu wissen, wie er hierher in sein Zimmer, in sein Bett gekommen war, bis ein wilder Schmerz, der wieder durch seine Hand fuhr, mit einem Schlage alles, was da unten geschehen war, ihm in die Erinnerung zurückrief.

Doktor Malthus, der mit Marthe leise gesprochen, hatte sich wieder zu ihm gewandt und ihm die Hand auf die Stirn gelegt.

Na, sagte er, da wären wir ja mal wieder beisammen. Ich denke, wir werden mit einer Woche,

oder so davon kommen, wenn wir uns hübsch ruhig halten und hier unserer braven Marthe folgsam sind. Ich bin morgen früh wieder hier, und Marthe —

Er war zu Marthe getreten und sagte ihr etwas leise. Dann mußte er das Zimmer verlassen haben, ohne daß Justus es bemerkt. Als er die Augen abermals aufschlug, saß Marthe an seinem Bett.

Weiß er es? fragte Justus.

Nein, erwiderte Marthe; er ist noch immer nicht zu Haus. Er soll es nicht erfahren. Laß mich nur machen!

Sie —

Sitzt unten und heult. Der Herr Doktor wird sie jetzt wohl zu Bett schicken. Er hält reinen Mund, weißt Du.

Wie kam es, daß er gerade —

Das kam so. Ich sage Dir das alles morgen.

Was ist es mit meiner Hand?

Morgen, Justus! Jetzt darfst Du kein Wort mehr sprechen.

Er konnte es auch nicht; der Blutverlust aus der zerschnittenen Hand war zu stark gewesen.

Neuntes Kapitel.

Zwei Wochen später, an einem schönen Vormittage, saß Justus auf dem Bänfchen in dem kleinen Garten unter dem Fenster des Zimmers, in welchem sich an jenem Abend die schlimme Scene abgespielt hatte. Schon seit einigen Tagen hatte er hier des Vormittags ein paar Stunden zubringen können, und soweit hatte Doktor Malthus mit seiner Prognose ungefähr recht behalten. Aber geheilt war freilich die Hand noch nicht und würde niemals wieder eine gesunde Hand werden.

Sie müssen es doch früher oder später erfahren, hatte der ärztliche Freund gestern zu ihm gesagt, und ich meine, Sie erfahren es lieber schon jetzt, damit Sie sich überlegen können, wie es nun weiter mit Ihnen werden soll. Ihre Arbeiterepisode ist zu Ende. Sie müßten denn eine Arbeit finden, die mit der rechten Hand allein gethan werden kann; ihre Linke kann Ihnen kein Bergmann in Berlin und kein Billroth in Wien wider arbeitsfähig machen. Also, Justus, denken Sie auf etwas anderes! und Kopf in die Höhe!

Wir werden schon irgend etwas finden und das für den Sohn Ihrer Eltern und den Schüler unseres guten lieben Sznfalla besser sich schickt, als Papierballen schnüren.

Justus betrachtete wehmütig das unförmliche Leinwandpaket, das mit einem Stück der Schiene aus der Binde hervorragte, und das seine Hand sein sollte. Gott sei Dank, daß seine süße Mutter das nicht mehr erlebt hatte! der stolze Vater sich des zum Krüppel gewordenen Sohnes nicht zu schämen brauchte! Etwas, das sich besser für euren Sohn schickt! das ist leicht gesagt, aber was? was? Daumen und Zeigefinger würden gerettet werden. Vielleicht konnte man mit dem Rest noch das Pappel- oder Lindenholz halten, Löffel und Teller für die armen Leute daraus zu schnitzen! Die Burg des Dgre würde darüber nicht in Feuer aufgehen; aber Papierballenschnüren hätte es wohl auch nicht gethan. Ja, wenn Geistesflammen aus jedem Ballen schlugen, und er der Mann wäre, diese Flammen zu entzünden! Aber, war ihm die Hand jetzt gelähmt, der Kopf war es schon längst! Die Arbeit hatte ihn gelähmt. Er hatte es kommen sehen, ganz allmählich: wie ihm das Denken schwerer und schwerer und zu einer unerträglichen Last wurde, die er froh war, abwerfen zu können, um so, ohne Kopfzerbrechen, weiter zu leben durch die öden, gleichförmigen Tage; wie die Phantasien, die ihn sonst im Wachen und im Traume umspielten, von ihm ge-

wichen waren, gleich den Feen vor den Ogerknechten. Den Kopf hoch! den verwüsteten, leeren Kopf! Vielleicht vor zwei Jahren noch, aber jetzt war es zu spät, zu spät!

Er blickte gesenkten Hauptes mit müden Augen um sich. Der Tag war wundersam schön, die Luft nach einer Gewitternacht kühl und labend. Drüben auf der anderen Seite der Straße lag der Sonnenschein so mild, daß die elenden Hütten ordentlich poetisch erschienen. Die Straße selbst war völlig leer: die Männer und Frauen in der Fabrik, oder auf dem Felde, die Kinder in der Schule. Die Levkojen und Nelken in dem Gärtchen dufteten wie an jenem Unglücksabend —

Die arme Frau! Wie die sonst so Redde, Übermütige jetzt bleich und still in dem Hause herumschlich, kaum wagend, die schönen, verweinten Augen aufzuschlagen! Und war er selbst denn ganz unschuldig? oder wäre er es geblieben in den Armen des schönen Weibes? Gott sei Dank, daß er es mit seinem Gewissen abzumachen hatte! Der gute Doktor Malthus war nicht neugierig, und die stolze Marthe würde nicht gefragt haben, auch wenn Albinke in ihrer Zerknirschung, oder aus Furcht, Marthe möchte sie dem Vater verraten, dem Mädchen nicht gebeichtet und die Schuld auf sich genommen hätte. Auf jeden Fall waren nur die beiden in das Geheimnis eingeweiht. Der Alte mußte es nicht anders, als daß Justus beim

Suchen nach den Schwefelhölzern den Tisch umgeworfen und, indem er denselben halten wollte, sich an dem mit dem Tisch fallenden Messer so grausam verletzt habe. Marthe hatte das alles in beste Ordnung gebracht; Marthe war wieder einmal sein guter Engel gewesen.

Ja, wahrlich, wieder einmal! Wie viel verdankte er nicht schon der Treuen, Guten, Klugen! Nun war sie bereits zum zweitenmal seine Pflegerin in schwerer Krankheit gewesen; und wie viel Leid hätte er sich ersparen können, wäre er immer ihrem Rate gefolgt! Sie hatte nicht gewollt, daß er in das Grafenschloß ging, und gegen ihren Willen war er hier in ihres Vaters Haus gezogen. Als ob sie alles, wie es kommen würde, vorhergesehen mit ihren klugen grauen Augen! So immerdar von diesen Augen überwacht und behütet zu werden! Und warum nicht für immer? Wenn ihre verständige Seele auch von Liebe nichts wußte und schwerlich jemals wissen würde — sie hatte ihn gern. Daß sie anderthalb Jahr älter war als er, was kam darauf an! Irgend eine Arbeit mußte sich doch für ihn finden, würde sie schon für ihn finden; und unter ihren Händen, die ja gewiß nicht müßig blieben, würde viel aus Wenigem. Und auch darin traf es sich: sie wollte fort aus ihres Vaters Hause; er mußte fort. So mochten sie denn beide den Wanderstab ergreifen, vorläufig als Bruder und Schwester, und wenn sie einen Ort gefunden, wo es

gut war und sich eine bescheidene Hütte bauen ließ, als Mann und Frau. Das würde kein Märchenleben sein, wie er es sich einst geträumt mit ihr — mit ihr —

Er seufzte tief und starrte vor sich hin auf die Lebkuchen und Äpfel, um die geschäftige Bienen summt. Vielleicht die Nachkommen derer, welche die Mutter groß gezogen in den beiden Körben im Garten hinter dem Hause, wo er so oft gegessen hatte unter dem Fliederbaum auf dem Bänkehen, das er selbst gezimmert, — Hand in Hand mit ihr!

Und wie im Traum zogen vor seines wachen Geistes Aug' und Ohr vorüber all' die holden Szenen, die er in Haus und Garten, in Wiese und Wald mit ihr durchlebt hatte. Wieder strahlten ihm aus der grünen Dämmerung unter den hohen Tannen ihre braunen Augen; wieder glänzte ihm im Sonnenschein der Halde ihr goldenes Haar; wieder tönte ihm durch die Waldesstille ihr silbernes Lachen.

Mein Gott, mein Gott, so bin ich doch einmal in meinem Leben glücklich gewesen!

Und habe es nicht festhalten können, das unaussprechliche Glück, weil ich ein Träumer war, ein blöder Junge, der sich immer scheu im Winkel hielt und sich von jedem den Rang ablaufen ließ. Das war denn freilich nichts für sie, die mit ihrem klugen Kopfe immer so genau wußte, was sie wollte, die mit ihren kleinen Händen so fest zu greifen verstand und nicht wieder losließ, was sie einmal ergriffen!

Da hatte sie denn wohl ein Recht zu dem spöttischen Lächeln, das um ihren süßen Mund zuckte, wenn Hans der Träumer einmal wieder verlegen in der Ecke stand, oder etwas gesagt oder gethan hatte, was sich in der vornehmen Gesellschaft nicht schickte —

Und konnte doch auch wieder so gut sein — so gut: an dem Morgen im seidenen Zelt im Park, als der Graf mich wegzagen wollte — am Abend bei Frau Körner, als ich das Märchen erzählt hatte und sie mir hernach die Hand reichte, die eiskalt war, und mit den leuchtenden Augen zu mir auf sah und leise sagte: Du hast einen Kuß verdient, Sonntagskind, und ich würde Dir einen geben, wären nicht so viel dumme Leute zugegen —

Es wäre ja nicht der erste gewesen!

Und nun vergessen, als hätte ich nie gelebt!

Er fuhr jäh empor aus seinem Traum: eine Stimme von der Straße hatte seinen Namen genannt. Es war der alte Postbote, der jetzt durch die knarrende Gartenthür kam und ihm einen Brief reichte.

Es ist doch richtig?

Justus konnte nur nicken. Der Schrecken hatte ihn der Sprache beraubt: ein Brief von ihr! seit zwei Jahren wieder der erste Brief!

Der Postbote war gegangen. Er starrte noch immer auf die Adresse in den klaren festen Schriftzügen. Also doch nicht ganz vergessen! Aber er selbst hatte sie ja vergessen wollen! Was drängte sie sich wieder

in sein Leben? Wenn er den Brief ungelesen vernichtete!

Und nun hatte er doch das Couvert, das nur leicht verklebt gewesen war, mit der zitternden Rechten geöffnet: die Blätter, die es enthielt, herausgezogen und las:

Berlin, 12. August 188*.

„Mein liebes Sonntagskind!

Ich weiß nicht, ist es ein oder zwei Jahre her, daß ich nicht an Dich geschrieben habe. In jedem Falle ist es nicht meine Schuld, wenn unsere Korrespondenz, die sich anfänglich so gut anließ, ins Stocken geraten ist. Wie soll man mit einem brummigen Sonntagskind korrespondieren, das entweder gar nicht antwortet, oder so kühl, daß die arme kleine Maiennacht sich statt ihrer lustigen Gewänder einen Zobelpelz wünscht! Schade, jammerschade! Wir hätten uns so viel lustige Briefe schreiben können! Denn, weißt Du, Sonntagskind — vielmehr, Du weißt es nicht — daß Du von Zeit zu Zeit Anflüge von einem köstlichen Humor hast, ja, sogar wichtig sein kannst. Wie oft bist Du es nicht auf Kosten der armen Maiennacht gewesen, wenn sie, als eine richtige Fee, die sie ist, — mit ihren Aufsätzen nicht zu stande kam oder die verwünschten Exempel nicht ausrechnen konnte! Freilich, im Rechnen warst du auch gerade kein Held, womit es vielleicht zusammenhängt, daß du selber un-

berechenbar bist. Muß ich doch diesen Brief auf gut Glück nach Eisenhammer schicken, während Du vielleicht schon längst, Gott weiß wo anders bist. Aber ich hörte Excellenz Stephan neulich in einer Gesellschaft bei uns sagen: in Deutschland (oder war es im Gebiet des Weltpostvereins?) käme jeder Brief richtig an, und wenn er keine Adresse hätte. Das beruhigt mich einigermaßen über das Schicksal dieses. Und wenn er verloren geht, ist das Unglück so groß nicht. Weiß ich doch nicht einmal, ob Du von der kleinen Jsabel überhaupt noch etwas hören willst!

Ja, Sonntagskind, ich bin noch immer die kleine Jsabel, wenn ich auch einen halben oder ganzen Zoll gewachsen sein mag; und die Sterne auf den Epau-letten der Offiziere stehen mir noch immer zu hoch, nur daß es mich jetzt nicht mehr in Verlegenheit setzt, weil ich jedem auf zehn Schritt ansehe, ob er Second, Premier oder Hauptmann ist. So etwas lernt sich in der Gesellschaft. Du glaubst nicht, Kind, wieviel ich davon in diesen zwei Jahren durchgemacht habe! Es ist endlos. Und da, wie es scheint, jeder Herr, den man mir vorstellt, zum Courmacher wird, die Reihe meiner Courmacher und Anbeter ebenso endlos. Nur mein Sonntagskind fehlt. Und das thut mir leid, denn ich habe es wahrhaftig immer sehr lieb gehabt, wenn es nun auch nichts mehr von mir wissen will.

Warum? weiß ich eigentlich nicht. Es hat doch die kleine Jsabel gefannt, als sie sogar noch kleiner

war und trotzdem die Hände nach allem ausstreckte, was glänzt. Nun, dahinter bin ich mittlerweile auch schon gekommen: es ist noch lange nicht alles Gold, was glänzt — wahrhaftig nicht! und man hat seine liebe Not mit den dummen Menschen und mit sich selbst. So habe ich gerade eben eine böse Zeit mit mir selbst durchgemacht und ich weiß nicht, ob der Entschluß, den ich gefaßt habe und von dem dir Mitteilung zu machen ich eigentlich an Dich schreibe, sehr gescheit oder sehr dumm ist. Doch vorher mußt Du noch ein wenig mehr von mir hören, sonst begreifst Du am Ende gar nicht, wie die kleine Isabel zu dem Entschlusse gekommen ist.

Herzensjustus, was habe ich für ein buntes Leben in diesen zwei Jahren geführt! Ich bin in Italien gewesen von der Riviera bis Capri — Monate lang. Dann beinahe ebensolange in Paris, ein paar Wochen wenigstens in London, — ich weiß nicht, wo ich überall gewesen bin. In London hätte ich mich beinahe verlobt; aber da ich das in Rom und Paris beinahe auch gethan hätte — und sogar mehrmals — habe ich es gelassen. In Paris hat es mir am besten gefallen. Die Stadt, die Umgebung, die Luft, die Leute — es ist alles so heiter, so anmutig, leicht und leichtlebig — ich meine, es ist nur ein Versehen, daß ich nicht da geboren bin. Wie man mir denn auch wieder und wieder versichert hat, daß ich französisch spreche wie eine geborene Pariserin. Aber wer hört darauf?

In Rom und London haben sie mich — mit der nötigen Veränderung — dasselbe versichert. Meine polnische Abkunft verleugnet sich eben nicht, was mir sehr zu statten kommt, selbst hier in Berlin, wo — wenigstens in unseren Kreisen — alle Sprachen durcheinander gesprochen werden.

Wir werden übrigens nicht lange hier bleiben — nur ein paar Wochen. Mitte August wollen wir nach Ostende, das ich noch nicht kenne, und worauf ich mich sehr freue.

Wenn ich sage: wir, so ist das die Gräfin, Sibylle, eine neue Gesellschafterin, Mademoiselle Clementine Meunier — die holde Adelaide hat ihren süßen Pastor vor einem halben Jahr geheiratet — der Graf (wenigstens für die erste Zeit) und Baron Schönau.

Du mußt nämlich wissen, daß ich mich mit Baron Schönau verlobt habe.

So, Sonntagskind, nun ist es heraus und ich fühle mich ordentlich leichter. Es mag ja Eitelkeit und Einbildung sein; aber ich hatte das Gefühl, daß Du es nicht gern hören würdest. Und, Sonntagskind, — Du magst es mir nun glauben oder nicht — eigentlich heiratete ich lieber Dich; aber es geht nicht, es geht wirklich nicht. Erstens bist Du noch so sehr jung, und bis Du alt genug bist, kann ich nicht warten — ich werde Dir hernach sagen: warum. Zweitens: ich habe nichts und Du hast auch nichts, nicht einmal

etwas „für die Unsterblichkeit gethan“. Du solltest die Worte von Joseph Rainz hören! Das ist nämlich der erste Held auf dem eben errichteten Deutschen Theater und der beste Schauspieler, den ich je gesehen habe. Alle Welt schwärmt hier für ihn, wenigstens alle Damen — mich ausgenommen. Es ist mein Grundsatz, niemals für etwas mit aller Welt zu schwärmen. Ich finde das so vulgär. (NB! Nur wenn alle Welt für mich schwärmt, finde ich es nicht vulgär, sondern in der Ordnung.) Bei Rainz fällt mir ein Morgen im Walde ein, wo ich Dir erklärte, ich würde Schauspielerin werden. Gott, Sonntagskind, wie dumm muß ich da noch gewesen sein! Schauspielerin! Lieber Himmel, das kann man bequemer haben! Man spielt ja in der Gesellschaft fortwährend Komödie! Und dann, weißt Du, wenn ich keine Dame sein könnte, möchte ich lieber nicht leben; und ich glaube, es ist sehr schwer, eine Schauspielerin und eine Dame zu sein — was ich darunter verstehe. Also mit uns beiden — das „wär' zu schön gewesen“ und hat wohl deshalb nicht sein sollen. Und weshalb ich so lange nicht warten konnte, bis Du unsterblich warst? Liebes Kind, es ist sehr schwer, Dir das klar zu machen, wenigstens in einigen Punkten. Daß ich in diesen zwei und ein halb Jahren die Gräfin — trotzdem sie mich noch immer anbetet — herzlich satt bekommen habe, wirst Du mir aufs Wort glauben. Ich halte sie — unter uns —

für mehr als halb verrückt, und sie sollte, wenn nicht in einer Irrenanstalt, so doch mindestens in einer Anstalt für Nervenfranke sein, wo sie nur die Ärzte und die Wärterinnen mit ihren unglaublichen Schrullen quälen kann. Wäre es nur wenigstens leicht mit Sibylle zu leben! Sie ist ja, wie Du weißt, die Güte und die Liebe selbst und hat noch immer ihr freundliches Lächeln für meine Thorheiten und meinen Übermut; aber sie kränfelt fortwährend, bringt die Hälfte der Zeit im Bett, oder doch auf dem Sofa zu und darüber ist sie so fromm geworden! — Du erinnerst Dich, daß sie dazu immer eine grandiose Anlage hatte. Nicht, daß sie einem ihre Frömmigkeit aufdrängte! aber wenn man selber so gar kein Talent zur Gottseligkeit hat, weiß man wirklich manchmal nicht, ob man lachen, oder sich ärgern soll. So z. B.: wir sprechen über Dich — was nebenbei nicht selten geschieht — und ich finde — mit Deiner Erlaubniß — daß Du mit Deiner Donquixoterie, Arbeiter sein zu wollen, eine Sünde an Dir selbst begehst. Sie schlägt die schönen Augen zur Zimmerdecke auf, faltet die weißen Hände über dem Busen und sagt: er ist auf dem rechten Wege: Selig sind, die arm sind, denn sie werden Gottes Kinder heißen. — Ich wollte erwidern: ja, Gott weiß, daß er ein Kind ist; aber ich schwieg, was in solchem Falle immer das beste ist. Wozu sich streiten? It does n't pay.

Indessen, mit Mutter und Tochter hätte ich es wohl noch ein paar Jahre ausgehalten; mit Vater und Sohn ist es nicht auszuhalten. Und hier ist der dunkle Punkt, den ich versuchen würde, Dir zu erklären, wären wir unter vier Augen und dürften uns einmal ordentlich ausschwägen, wie in den guten alten Zeiten. Schriftlich ist es unmöglich. Mit einem Worte: es geht nicht, geht so nicht länger. Wenn die beiden miteinander durchaus schlecht stehen müssen, will ich wenigstens nicht die Veranlassung oder doch die hauptsächlichste Veranlassung sein — das bin ich der Familie, die mich bei sich aufgenommen hat — das bin ich mir selber schuldig. Ich muß also das einzige thun, was einer Dame unter solchen Umständen übrig bleibt: meinen Rückzug antreten, d. h. heiraten.

Du fragst, warum gerade Schönau? Einmal weil, wer die Wahl hat, die Qual hat und ich die Qual der Wahl übersatt habe. Sodann behauptet er, ich habe ihm schon damals versprochen, daß ich ihn heiraten wolle, wenn ich sechzehn Jahr sei. Ich erinnere mich nicht, es versprochen zu haben, was man so wirklich versprechen nennt. Irgend etwas der Art mag ich ja gesagt haben — was sagt man nicht alles, wenn man vierzehn Jahr ist! Jedenfalls würde ich mich dadurch nicht gebunden erachten, wenn er nicht wirklich — in seiner Art — ein lieber Mensch wäre und der mich — glaube ich — aufrichtig lieb

hat. Nicht daß er von „Sich auf Ehre das Leben nehmen müssen“ 2c. spräche, wenn ich ihn verschmähte — Gott sei Dank! Ich habe davon genug gehört. Aber Du weißt, Schatz, mit meinem Geburtschein und was in das Kapitel gehört, steht es ein wenig mißlich. Ein anderer würde sich doch vielleicht daran stoßen — er nicht. Er erklärt, mich heiraten zu wollen, und wenn ich von einem Stern auf die Erde herabgestiegen wäre (NB! das erste poetische Bild, das ich je aus seinem Munde gehört habe und wahrscheinlich das letzte, das ich hören werde). Ich rechne ihm das hoch an, und so werden wir denn wohl in England getraut werden, wo man, wie man mir sagt, mit diesen Dingen weniger Umstände macht als bei uns. Er besitzt noch andere Vorzüge, die in meinen Augen schwer wiegen. Ich finde, daß es auf Erden nichts Lästigeres giebt als Verwandte. Er hat keine, oder so gut wie keine; und so passen wir darin vortrefflich zu einander. Wir ergänzen uns auch sonst in erfreulicher Weise: ich bin arm, er ist passabel reich; ich bin ein bißchen eigensinnig, er ist die Gutmütigkeit selbst; ich habe eine capriciöse Phantasie, er hat gar keine; ich habe wenig Verstand, er hat noch weniger. Enfin: es wäre alles gut, wenn er nur nicht Axel hieße. Ich finde den Namen schrecklich — ich bin immer geneigt, statt dessen Darel zu sagen. Und er hat nur den einen, sodaß ich ihn nicht einmal umtauschen kann. What is there to be done? Wir wollen

im Herbst heiraten. Ich würde Dich nicht zur Hochzeit laden, auch wenn sie nicht in England stattfände. Aufrichtig gestanden: dazu habe ich Dich zu lieb, Du mein liebes Sonntagskind.

Und nun muß ich schließen. Weiß ich doch nicht, ob Du auch nur bis hierher gelesen hast! Bitte, beantworte diesen Brief und mache dadurch das schwere Herz ein wenig leichter

Deiner armen Maiennacht.

P. S. Soeben kommt Edith zu mir — Miß Brown, weißt Du, die schon seit einem Jahre Frau Dr. Eberhard ist — ganz aufgeregt — über Dich! Sie korrespondiert von Zeit zu Zeit mit unserer Frau Oberdirektor, und die hat ihr geschrieben, daß Du wirklich noch immer in Eisenhammer in der Fabrik arbeitest und Dich kürzlich ein Unfall getroffen habe — eine schwere Verletzung der Hand — an einer Maschine, vermute ich. Armer Junge! Nun auch das noch! Vielleicht hat es das Gute, daß Du Dich jetzt, wenn Du mit den Händen nicht weiter arbeiten kannst, auf Deinen Kopf besinnst, in dem so viele prächtige Gedanken wohnen. Du mußt es schon deshalb, Justus, weil sonst sehr wenig Aussicht ist, daß wir uns im Leben wieder begegnen. Das wäre jammerschade. Wir sind uns in unseren jungen Jahren schon so viel gewesen und müssen uns in der Zukunft noch viel mehr sein. Leb' wohl, Sonntagskind!"

Justus hatte das letzte der Blätter, — es war ihrer eine ganze Anzahl gewesen — auf den Schoß sinken lassen und starrte mit brennenden Augen vor sich hin. Jetzt erst mußte er, daß er sie wirklich verloren hatte. Ein unsägliches Wehgefühl stieg in seiner Brust auf. Er wollte nicht weinen, und die Thränen, die ihm in die Augen traten und von den Wimpern auf seine Wangen tropften — das war ja nur Schwäche von der Krankheit her. Und dann war es doch stärker als er, und, Stirn und Augen in die gesunde Hand drückend und sich seitwärts in die Ecke der Bank lehrend, brach er in wildes Weinen aus, nur eines wünschend, es möchte ihm das Herz darüber brechen.

Eine leichte Berührung seiner Schulter machte ihn in die Höhe fahren. Es war Marthe. Er mußte, daß sie im Hause war, hatte sie auch in der Küche schafften hören, aber sie über dem Briefe vergessen, so daß ihr plötzliches Erscheinen ihn erschreckte. Sie war sehr bleich und ein seltsamer Ausdruck lag in ihren grauen, forschenden Augen.

Ich wollte nur nicht, daß Dich die Leute so sähen, sagte sie. Du hast einen Brief von ihr?

Ja, erwiderte Justus; sie hat mir schreiben wollen, daß sie sich verlobt hat.

Ich mußte es, sagte Marthe, indem sie sich bückte, einige Blätter, die auf den Boden gefallen waren, aufzuheben, um sie zu falten und mit den anderen wieder in das Couvert zu thun.

Wie ist das möglich? fragte er verwundert. Ihr schreibt einander doch nicht?

Nein, sagte Marthe ruhig; ich glaube, meine Briefe würden ihr nicht viel Freude machen und ihre mir auch nicht. Ich weiß es nicht von ihr —

Sie schwieg ein paar Augenblicke, während eine lebhafteste Röte über ihre blassen Wangen huschte, und fuhr dann mit etwas unsicherer Stimme fort:

Ich wollte anfänglich nichts davon sagen; aber Frau Oberdirektor meint, man brauche sich dessen nicht zu schämen, was man in guter Absicht für einen Freund thue; und ich muß es schon sagen, damit Du etwas vorbereitet bist und sie nicht heute etwa gar vergeblich kommt —

Die Frau Oberdirektor? rief Justus verwundert; aber um Himmelswillen, warum denn?

Von Marthes Wangen war die Röte längst wieder gewichen, ja, sie war womöglich noch blässer als vorher und ihr Atem ging rasch. Sie hatte sich zu ihm auf die Bank gesetzt und einen Moment ihre Hand auf seinen rechten Arm gelegt.

Höre mich ruhig an, Justus! sagte sie. Du kannst hier nicht bleiben — das ist ausgemacht; weder im Dorf, wo es nichts für Dich zu thun giebt, noch bei uns im Hause. Aber wohin Du von hier gehen und was Du nun beginnen sollst, weißt Du nicht. Ich mußte es auch nicht, so viel ich auch darüber nachgedacht habe. Da ist mir eingefallen, daß Du, während Du auf dem Schlosse warst, mit der Frau Oberdirektor bekannt

geworden bist und sie Dir so gut gefallen hat. Ich meinte, da habest Du ihr wohl auch gefallen und — und — ich bin vor einigen Tagen — am Sonnabend — bei ihr gewesen und habe sie gefragt, ob sie vielleicht guten Rat wüßte.

Ja, kanntest Du sie denn? fragte Justus erregt. Marthe schüttelte den Kopf.

Wozu? sagte sie; es handelte sich nicht um mich, sondern um Dich. Und das weiß hier bei uns jeder, daß sie eine gute Frau ist. Da war es doch nicht so schwer. Aber nun mußt Du es mir auch nicht so schwer machen und mich so starr und zornig ansehen. Ich habe nicht für Dich gebettelt; ich habe sie ja nur gefragt, ob sie nicht einmal über Dich mit dem Herrn Oberdirektor sprechen wolle. Sie hat sich nicht lange bitten lassen, sondern gleich ja gesagt, und sie wolle selbst an einem der nächsten Vormittage — wahrscheinlich am Dienstag — das ist heute — herüberkommen und sich nach Dir umsehen. Da kann sie jeden Augenblick hier sein —

Und von ihr hast Du erfahren, daß Isabel —

Ein Schatten flog über des Mädchens Gesicht. Es war ja augenscheinlich, daß ihm im Vergleich zu der wichtigen Nachricht sein eigenes Schicksal gleichgültig war.

Ja, sagte sie; sie nannte mir auch den Namen der Dame, die es ihr geschrieben hat; ich habe ihn aber vergessen. Justus, nicht wahr, Du wirst nun recht verständig sein? Versprich es mir!

Sie hatte ihm wieder die Hand auf den Arm gelegt und sah ihn an mit einem Blick, der ihn durchschauerte. So voll Sorge und Angst hatte wohl manchmal seiner Mutter Blick auf ihm geruht; aber es lag noch etwas anderes darin, das er sich nicht zu deuten mußte.

Auch blieb ihm keine Zeit zur Antwort. Aus der Seitengasse schräg gegenüber, welche auf die mit dem Dorfe parallel laufende Chaussee mündete, bog ein offener Wagen im schnellen Trab der beiden kräftigen Schimmel in die Hauptgasse und hielt alsbald vor dem Hause.

In dem Wagen saß eine einzelne Dame, die den beiden jungen Leuten vor der Thür einen freundlichen Gruß zunickte und, ehe noch Marthe durch das kleine Vorgärtchen zu ihr eilen konnte, bereits auf dem Boden stand.

Justus hatte die Dame nur einmal bei Lampenlicht und in Haustoilette gesehen, aber er würde, auch ohne daß Marthe sie ihm angekündigt, gewußt haben, daß es Frau Körner war. Wie ein Blitz schoß die Erinnerung an jenen Abend durch seine Seele, und zum erstenmal während dieser zwei Jahre wollte ein Gefühl der Beschämung über die Arbeiterbluse, die er auch heute trug, in ihm aufsteigen. Aber er kämpfte es wacker nieder und trat mit leidlicher Haltung der Dame entgegen.

Sehtes Kapitel.

Marthe war, nachdem Frau Körner auf dem kurzen Wege vom Wagen bis zur Hausthür ein paar leise Worte mit ihr gewechselt hatte, ins Haus gegangen. Nun reichte Frau Körner Justus, wie vorhin Marthe, freundlich die Hand und sagte:

Sie haben sich so sehr verändert; ich hätte Sie schwerlich wiedererkannt — oder doch: an den Augen. Marthe hat Ihnen gesagt, daß ich den Wunsch habe, mit Ihnen zu sprechen. Ich erlaube mir anzunehmen, daß ich Ihnen nicht unwillkommen bin. Wollen wir uns hier auf die Bank setzen, wo wir ungestört plaudern können? So! Und nun zuerst mein herzliches Bedauern, daß Sie ein so schwerer Unfall getroffen hat. Marthe sagt mir, Sie haben viel Schmerzen auszustehen gehabt und sind auch noch nicht frei davon. Wenn Sie sich zu einer längeren Unterhaltung zu angegriffen fühlen, sagen Sie es offen; ich komme dann ein andermal.

Frau Körner hatte ihre Absicht, Justus die Befangenheit wegzusprechen, unter der er augenscheinlich litt, vollkommen erreicht. Wieder überkam ihn das Gefühl wie bei der ersten Begegnung, daß diese Frau anders sei, wie die andern, daß man zu ihr unbedingtes Zutrauen haben dürfe, ja müsse, wie zu einem alten Freunde, oder einem bewährten Arzte. Und dabei sah die nach seiner Rechnung höchstens Dreißigjährige mit ihrem fleidsamen, ja eleganten Promenadenkostüm, in dem milden Vormittagslicht so jung und frisch aus und viel hübscher, als sie in seiner Erinnerung stand, daß es auch mit der Verschiedenheit der Jahre nicht mehr so viel auf sich hatte. An die Arbeiterbluse, in der er steckte, dachte er schon gar nicht mehr. So dankte er ihr denn mit freiem Mut für ihre teilnehmende Güte, die durch nichts in der Welt verdient zu haben, er sich völlig bewußt sei.

Ich glaube, Sie irren sich, sagte Frau Körner mit freundlichem Lächeln, und sogar doppelt. Nach meiner Auffassung verdienen alle Menschen unserer Teilnahme, die in Sorge und Not sind, deshalb, weil sie es sind, auch wenn sie zu uns in keiner persönlichen Beziehung stehen und sich vielleicht durch eigene Fahrlässigkeit, Unverstand, meinetwegen Schlechtigkeit in diese Sorge und Not gebracht haben. Bei Ihnen trifft von dem allen nur das eine zu, daß es Ihnen mißlich, sehr mißlich ergeht. Daß es Ihnen so ergeht, daran tragen Sie keine Schuld, man müßte denn es dem

Menschen zur Schuld anrechnen, wenn er nach seinem besten Wissen und Gewissen handelt. Schließlich, stehen wir denn zu einander nicht schon in persönlicher Beziehung? Sind Sie nicht mein Gast gewesen? Haben wir nicht gemeinschaftliche Samariterdienste an der alten Frau geleistet? Und wenn die Gesellschaft aus dem Schloß sich an jenem Abend bei mir nicht zu Tode gelangweilt hat, so verdanke ich es Ihnen, der Sie uns allen durch die Erzählung Ihres Märchens eine so schöne Stunde bereitet haben.

Frau Körner unterbrach sich selbst durch ein kurzes herzliches Lachen.

Wenn ich sagte: uns allen, so habe ich den Mund wohl etwas zu voll genommen. Es waren ihrer einige da, die aussahen, als würde ihnen ein Capitulo aus Dantes grauser Hölle vorgelesen — oder etwas noch Schlimmeres; aber Sie hatten doch die Majorität für sich: die hübsche englische Miß, die beiden jungen Damen und wahrhaftig nicht in letzter Linie mich. Ich kann Ihnen sagen, daß ich noch oft und oft an Ihre Dichtung gedacht habe und sie Ihnen, glaube ich, wenn nicht Wort für Wort, so doch ziemlich getreu wiedererzählen könnte. Haben Sie in der Zwischenzeit etwas Neues gedichtet?

Ein wehmütiges Lächeln zuckte über Justus' bleiches Gesicht.

Ich hatte keine Zeit dazu, gnädige Frau; erwiderte er, unwillkürlich einen Blick auf seine gesunde

Hand werfend, welche die Spuren harter Arbeit so deutlich zeigte.

Verzeihen Sie, sagte Frau Körner; die Frage war dumm, hat aber doch das Gute, daß sie uns sogleich medias in res führt. Wenn man einen Litteraturprofessor zum Vater hat, bleiben so ein paar Phrasen aus den alten Sprachen an einem hängen und, Gott sei Dank, auch die Freude an der Litteratur und allen denen, welche etwas Tüchtiges in derselben geleistet haben, oder zu leisten berufen sind. Ich habe die feste Überzeugung, daß Sie es sind. Ich gebe zu, daß auch einem, der es nicht ist, ausnahmsweise etwas poetisch Schönes, wie Ihr Märchen, gelingen kann — obgleich es selten vorkommt, und man bei genauerem Zusehen finden würde, daß das für poetisch schön Gehaltene im Grunde doch nur Anempfindung und — immerhin unbewußte — Kopie ist. Aber für mich spricht zu Ihren Gunsten noch anderes. Ich glaube nicht, daß jemand ein Dichter — überhaupt Künstler — sein kann, der sich nicht zu begeistern vermag — ich meine: für eine Idee. Ob es eine wahre oder falsche — das ist Sache des Verstandes, des Bildungsgrades, vielleicht nur des Glücks, des Zufalls. Auf die Begeisterungsfähigkeit kommt es an. Die haben Sie. Die Begeisterung für eine himmlische Schönheit, die auf Erden keine bleibende Stätte hat und haben kann, hat Ihnen Ihr Märchen diktiert; und wenn Sie, der Sie goldene Geschmeide

kunstvoll formen können, sich in eine Arbeit stürzten, die jeder zu leisten im stande ist, der nur gesunde Arme hat, so haben Sie sich wieder von einer Idee begeistern lassen, die ich die letzte wäre, eine falsche zu nennen: von der Überzeugung der Heiligkeit der Arbeit in jeder Gestalt. Ich habe Ihnen mit dem allen nur sagen wollen, aus welchen Quellen meine Teilnahme für Sie und Ihr Schicksal fließt, im voraus überzeugt, und jetzt — nach dem Ausdruck Ihres Gesichtes — darauf gefaßt, daß Sie aus falscher Bescheidenheit meine schönen Argumente nicht werden gelten lassen.

Nicht aus falscher Bescheidenheit, erwiderte Justus, sondern aus inniger Überzeugung. Was Sie die Idee meines Märchen nennen, das hat mir doch wohl nur sehr dunkel vorgeschwebt, und es war viel weniger die Huldigung einer Idee, als —

Die eines Individuums — sagte Frau Körner lächelnd, als Justus errötend schwieg. Das thut nichts. Die Begeisterung, wenn sie sich aufschwingen soll, muß immer ein reales Sprungbrett haben.

Dann, fuhr Justus fort, hatte die zweite Idee, von der ich nach Ansicht der gnädigen Frau begeistert gewesen sein soll, ein sehr reales: ich mußte zu der ersten besten Arbeit greifen, wenn ich nicht verhungern wollte.

Und der Hunger thut weh, sagte Frau Körner, keiner aber weher als der ungestillte nach unseren

Idealen. Ich lasse es mir nun einmal nicht ausreden — auch von Ihnen nicht — Ihr eigentliches Ideal ist das Schöne, und nie im Leben werden Sie ein Gefühl der Befriedigung haben, wenn es Ihnen nicht gelingt, oder Sie durch äußere Umstände verhindert sind, der Idee des Schönen, die in Ihnen lebt und von der Sie leben, in Werken der Kunst zum Ausdruck zu bringen — soweit das eben in Ihrer Kraft steht. Und nun hören Sie geduldig zu, wie nach meiner Ansicht die Hindernisse, welche Sie von der Verfolgung Ihres wahren Zieles abhalten, zu überwinden sind. Von der geisttötenden Arbeit, die Sie getrieben haben, kann ja nach Ihrem Unfall nicht mehr die Rede sein. Aber freilich arbeiten müssen Sie, denn: *il faut vivre*; und wenn sich auch jemand fände, der Ihnen die Mittel böte, Ihren Studien ungehindert obzuliegen, so würden Sie das Anerbieten zurückweisen, wie ich weiß, daß Sie es bereits gethan haben. Jene Arbeit, von der ich spreche, muß leider wieder eine mechanische oder doch halb mechanische sein, denn nur solche gewährt Ihnen in Ihrer jetzigen Lage den nötigen Vorteil unmittelbaren, sofortigen Verdienstes. Wiederum darf die Arbeit keine erdrückende sein, sondern eine, die Ihre physischen und geistigen Kräfte schon und Ihnen hinreichend viel freie Stunden läßt, in denen Sie sich selbst, will sagen: Ihrem Talente leben dürfen. Geben Sie mir wenigstens darin recht?

Ganz gewiß, gnädige Frau, sagte Justus, und ich bewundere den Scharfsinn, mit dem Sie meine Lage beurteilen.

Daß nebenbei, erwiderte Frau Körner. Es handelt sich jetzt um die Ausführung meines Programms. Die denke ich mir nun so: Sie treten in eines der Büreaus meines Mannes — meinetwegen zuerst als einfacher Schreiber, damit Sie sich in die Atmosphäre eingewöhnen, bis sich denn bald herausgestellt hat, was Sie in dieser Branche sonst noch etwa leisten können. Offen gestanden: ich vermute, das wird nicht eben viel sein; aber darauf kommt es auch gar nicht an. Sondern darauf, daß Sie Ihren Lebensunterhalt mit einer Arbeit gewinnen, die immerhin herzlich monoton und sicher wenig nach Ihrem Geschmacke, aber ehrlich ist und vor allem Sie nicht aufreißt. Und ganz und gar nutzlos für Ihre Zwecke wird auch dieses prosaische Bureauleben nicht sein. Es giebt dabei immerhin Menschen zu beobachten, intime Blicke in mannigfache Verhältnisse zu werfen. Genaue Kenntniß der Menschen und Verhältnisse ist zu jeder Zeit Wehr und Waffe des Poeten gewesen, und ist es heute, wo die Poesie kaum noch etwas anderes als Schleppenträgerin der Wissenschaft zu sein beansprucht, mehr als je, womit ich gewiß nicht gesagt haben will, daß auch Sie sich zu dieser Schleppenträgerei hergeben sollen. Mit anderen Worten: ich meine, hier ist eine Möglichkeit für Sie, sich weiter für Ihren wahren Beruf, den ich

in der Dichtkunst sehe, vorzubereiten, indem Sie in Ihren Mußestunden die durch Ihre mißlichen Verhältnisse unterbrochenen Studien wieder aufnehmen, wobei dann sicherlich Ihre dichterischen Pläne in aller Stille weiter reifen werden, bis sie die Hülle sprengen und sich an das Licht des Tages wagen dürfen. Darüber mögen immerhin noch ein paar Jahre vergehen. Sie haben ja noch so viele vor sich! Um Bücher und andere gelehrte und ungelehrte Hilfsmittel brauchen Sie nicht zu sorgen: mein Vater hat eine reiche Bibliothek, die für mich immer offen ist. Fehlt etwas, so verschaffen wir es uns von wo andersher.

Frau Körner hatte sich so in Eifer hineingeredet, daß ihre Wangen gerötet waren und ihre blaugrauen Augen glänzten. Dabei hatte sie immer schneller und schneller gesprochen, ohne daß sie trotzdem je nach einem Worte zu suchen brauchte. Justus hatte so gut noch nie sprechen hören, und war in das eigenartige Wesen der jungen Frau so versunken gewesen, daß er für den Augenblick selbst den Brief, den er in die Brusttasche seiner Bluse gesteckt hatte, vergaß und, als sie jetzt einen Moment schwieg, wie aus einem Traume erwachend, tief aufatmete.

Gefällt Ihnen mein Vorschlag nicht? fragte Frau Körner.

Ich weiß nur nicht, wie ich Ihnen danken soll, murmelte Justus.

Damit hat es ja Zeit, fuhr sie munter fort. Übrigens bin ich auch noch nicht zu Ende. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, daß mein Mann von meinem Plane unterrichtet und mit ihm einverstanden ist. Ich thue überhaupt nichts ohne ihn und in unserem Falle ist er selbstverständlich der ausschlaggebende Faktor. Sie kennen meinen Mann nicht?

Ich habe den Herrn Oberdirektor ein paarmal gesehen, wenn er hierher kam, die Fabrik zu inspizieren; erwiderte Justus.

Ebenso, wie er Sie.

Justus blickte erstaunt auf.

Zum erstenmal während der Unterredung kam in das Gesicht der jungen Frau ein Ausdruck von Verlegenheit; aber nur für einen Moment; dann fuhr sie mit ihrer heiteren Sicherstelligkeit fort:

Ich muß und will ganz offen gegen Sie sein. Es ist weder für meinen Mann, noch mich ein Geheimnis gewesen, daß Sie hier in der Fabrik arbeiteten. Ich hätte Sie schon deshalb nicht aus den Augen verlieren können, weil ich durch meine Freundin, Miß Brown, die jetzt Frau Eberhard ist, und mit der ich, wenigstens gelegentlich, korrespondiere, von den Vorkommnissen in der gräflichen Familie hinreichend au courant gehalten werde. Von dem tragischen Geschick, das Ihnen die Eltern auf einmal raubte, hat ja die ganze Gegend gesprochen, ebenso von dem Tode des

guten Pfarrers, Ihres väterlichen Freundes und Lehrers. Daß Sie dann in die Fabrik eintraten, ist wiederum mehr kommentiert worden, als Sie vermuten mögen. Auf alle Fälle wußte es mein Mann und ich durch ihn. Ich hätte Ihnen schon damals gern meine Hilfe angeboten, fügte mich aber der Ansicht meines Mannes. Er ist, wie, glaube ich, alle self-made men, der Meinung, daß jeder Mensch nicht nur seines Glückes Schmied sei, sondern sein solle und müsse. Gewisse Nachrichten aus dem gräflichen Lager überzeugten mich, daß Sie es noch ganz speciell sein wollten, und so sah ich mich zu einer Unthätigkeit und scheinbaren Theilnahmlosigkeit gezwungen, die mir peinlich genug waren. Nun, da Sie sich nach menschlichem Ermessen mit eigenen Kräften nicht weiter helfen können, kann der famose Grundsatz des help-yourself — an dessen durchgängiger Richtigkeit ich, so wie so, meine starken Zweifel habe, — nicht länger in Frage kommen. Über die geschäftlichen Details werden Sie von meinem Mann das Nötige erfahren. Was Ihre Einrichtung betrifft, so müssen Sie mir schon erlauben, was da hingehört, in meine Hand zu nehmen. Es macht sich alles viel leichter, als Sie denken mögen. Aber, wie gesagt, diese nachträglichen Kleinigkeiten überlassen Sie, bitte, mir. Nur noch eines: ich weiß durch Marthe, die es wieder von Doktor Malthus hat, daß Ihnen Ihr Zustand in wenigen Tagen die Übersiedlung erlauben wird. Bis dahin kann ich mit den

wenigen zu treffenden Vorbereitungen bequem fertig sein und Sie haben Zeit, von hier Abschied zu nehmen — von den Orten, an denen Ihre teuersten und auch traurigsten Erinnerungen für immer haften; von den Menschen, die sich durch ihre Liebe und Treue ebenso einen Ehrenplatz in Ihrem Herzen verdient haben: dem wackeren Anders, der guten Marthe. Den braven Mann kenne ich noch nicht; daß ich Marthe jetzt kennen gelernt habe, ist mir eine Freude — und mehr als das gewesen. Großer Gott, wenn wir von solchen Menschen nur ein paar immer in unserer Nähe hätten, welch unermesslicher Gewinn wäre das! Aber nun muß ich wieder fort. Himmel, bereits halb elf! und um elf erwartet mich mein Mann, der um zwölf verreisen will, zum Frühstück! Nun, die Schimmel werden es schon leisten. Johann!

Der Kutscher, der während dessen die Dorfstraße langsam auf- und abgefahren war, hatte gerade wieder einmal das Haus erreicht und hielt auf den Ruf der Herrin. Marthe, die den Ruf gehört hatte, trat aus dem Hause. Frau Körner hatte es so eilig, daß sie Justus und Marthe nur eben die Hand reichen und zu der letzteren, während sie bereits mit ihr durch das Gärtchen schritt, sagen konnte: Wir sind völlig im Reinen, und ich danke Ihnen noch vielmals.

Dann saß sie im Wagen; die Pferde zogen an;

sie winkte mit der Hand zurück, bevor das Gefährt in die Nebengasse bog.

Justus war gesenkten Hauptes zu der Bank zurückgeschritten und saß nun da, vor sich niederstarrend, gerade wie Marthe ihn gesehen hatte, als sie das erstemal aus der Thür trat. Sie stand ein paar Schritte von ihm entfernt, ihn traurigen Blickes betrachtend. Sie wußte, daß er ihre Nähe vergessen hatte; sie las in seiner Seele, als ob es ein offenes Buch gewesen wäre. Was war ihm die Gegenwart, was die Zukunft, nachdem er unwiederbringlich sie verloren, die er sein Leben lang geliebt und lieben würde, so lange er lebte! Und nun überkam es sie wie grimmer Zorn.

Justus! sagte sie in dumpfem Ton.

Er blickte auf; sie hatte diesen leeren, weltfremden Blick erwartet.

Justus, sagte sie noch einmal, an die Bank tretend, aber ohne sich zu setzen; besonders dankbar brauchst Du mir nicht zu sein. Ich habe, als ich zu der Frau Oberdirektor ging, mehr an mich gedacht als an Dich.

Du wolltest mich aus dem Hause haben, sagte er. Ich weiß es, und es versteht sich auch jetzt ganz von selbst.

Freilich, sagte Marthe. Das war das eine; und dann wollte ich doch wissen, wo Du bleibst, wenn Du von hier gingst, weil ich jetzt selbst von hier muß.

Du? rief Justus erstaunt.

Oder will, fuhr sie fort; Du kennst meinen alten Wunsch. Ich habe ihn der Frau Oberdirektor gesagt und ob sie mir vielleicht behilflich sein könne. Sie hat sogleich nach Berlin geschrieben und heute schon — sie hat es mir vorhin gesagt, als sie aus dem Wagen stieg — die Antwort, daß ich jeden Augenblick komme könne — zu Doktor Eberhard, weißt Du, der jetzt erster Assistenzarzt an dem Augusta-Hospital ist, wo ich zur Krankenpflegerin ausgebildet werden soll.

Ich wünsche Dir viel Glück, sagte Justus.

Es klingt nicht so, sagte Marthe.

Gewiß, sagte er: von Herzen, von ganzem Herzen.

Ich wünschte nur —

Was —

Ich könnte mit Dir in die weite Welt!

In ihrem Herzen schrie es: komm mit! mit mir! Du sollst es nicht bereuen; aber ihre Lippe schwieg.

Was soll denn hier aus der Wirtschaft werden? fing Justus nach einer Weile wieder an.

Dafür ist gesorgt, erwiderte Marthe. Vater soll zum Werkmeister aufrücken und ein gutes Gehalt haben, sodaß sie nicht mehr in der Fabrik mitzuarbeiten braucht und für die Wirtschaft sorgen kann.

Weiß der Vater es schon?

Er wird es wohl heute vom Inspektor erfahren.

Er wird Dich sehr vermissen, Marthe.

Ich kann ihm nicht helfen. Man darf nicht immer nur an andere denken. Dabei kommt nichts heraus.

Ein solches Wort aus Marthes Munde würde Justus noch vor einer Stunde stußig gemacht haben. Jetzt ging es spurlos an ihm vorüber. Er dachte nicht an andere, auch nicht an sich selbst, versunken in ein namenloses Wehgefühl, das beinahe zum physischen Schmerz wurde, als sei der leichte Brief da an seiner Brust ein Centnergewicht und drücke auf sein Herz schwerer und immer schwerer, daß er ersticken zu müssen meinte. Mit einem dumpfen Stöhnen sprang er auf und eilte an Marthe vorbei in das Haus.

Marthe war an der Thür stehen geblieben. Ihre dunklen Brauen bildeten nur noch eine Linie; ihre Lippen waren zusammengepreßt.

Die Schule, welche ein paar Häuser weiter die Straße hinauf lag, war zu Ende; die Kinder drängten heraus; ein Rudel barfüßiger Jungen kam schreiend die Straße herabgejagt. Von der Fabrik her ertönte das Nebelhorn, die Mittagspause verkündend.

Christoph und Boleslaw stürmten durch das Gärtchen herein. Sie hatten — sehr gegen ihre Gewohnheit — jeder ein Lob aufzuweisen.

Das ist brav, sagte Marthe, ihnen die blonden Köpfe streichelnd. Ich habe Euch auch was Gutes zu Mittag gekocht. Geht nur immer hinein! Ich komme gleich.

Wieder wollte sie in das dumpfe Brüten verfallen, aber mit einem heftigen Ruck richtete sie sich auf. Ihre Lippen krümmten sich zu einem bitteren, verächtlichen Lächeln.

Wenn sie seiner noch wert wäre, murmelte sie; aber so!

Das untere Ende der Straße fing an, sich von den heimwärts eilenden Fabrikarbeitern zu beleben.

Marthe trat in das Haus.

Viertes Buch.



Aus dem Tagebuch eines Einsamen.

Der Titel ist nicht neu; aber ich habe zwei Gründe, ihn für diese Aufzeichnungen zu wählen. Erstens fällt mir kein besserer ein, und zweitens scheint er in der That die passende Flagge, um die Ware zu decken.

Ich vermute nämlich stark, daß die Ware etwas bunt sein wird, wie es sich für ein richtiges Buch nicht schickt, aber in einem, das keinen Anspruch darauf macht, von fremden Augen gelesen zu werden, sondern nur meinem eigenen Nutzen und Frommen dienen soll, verzeihlich, ja, selbstverständlich ist.

Meinem Nutzen und Frommen. Ganz gewiß, wenn sie mit dem Worte, das sie mir heute Nachmittag im Garten sagte, recht hat — und wann hätte sie das noch nicht gehabt? — „Es kommt jetzt gar nicht so sehr auf das an, was Sie schreiben, sondern darauf, daß Sie schreiben. Mein Vater pflegt zu sagen: er denke überhaupt nur, wenn er schreibe. Das ist eines der Paradoxen, in denen er sich gefällt. Aber ein gut Teil Wahrheit steckt doch darin.“

Sie citiert ihren Vater so gern und behauptet, sie verdanke ihm alles, womit sie mir nur beweist, daß sie seine Neigung zu Paradoxen allerdings von ihm geerbt hat. Und ihre erstaunliche Belesenheit, ihre intime Kenntniß der modernen Sprachen, und daß sie ihren Horaz und ihren Tacitus mindestens so fließend liest wie ein guter Primaner — das alles und so noch vieles mag sie ihm wohl zu verdanken haben. Aber wenn jemand fest in seinen eigenen Schuhen steht, so ist sie es. Ich meine, wenn sie von ihrem Gatten sagt, daß er ein self-made-man sei, so darf man sie — die Sache vom praktischen Gebiet auf das moralische und rein geistige übertragen — mit allem Jug ein self-made-woman nennen.

Heute Nachmittag die zwei Stunden im Garten! Ich habe mir schon beinahe ein Anrecht auf diese Sonntagnachmittagstunden erworben, das nun leider das Spätherbstwetter nicht mehr voll gelten lassen will. Aber heute war es wunderlieblich. Der mildeste Sonnenschein fiel durch die schon halb kahlen Bäume, von denen manchmal ein todmüdes Blatt lautlos zu den anderen auf den Boden herabschwebte. Aus den hohen Fichten, die als Grenzwächter zwischen dem Direktorgarten und dem gräßlichen Park stehen, sang eine Schwarzdrossel. Die süßen, langgezogenen Töne störten unser Gespräch nicht; aber auch nicht der gelegentliche Jubel der auf dem Rasen spielenden Kinder: des sechsjährigen braunäugigen Wolfgang und der

fünfjährigen Erna, die ihrer Mutter geistvolle grau-blaue Augen hat und mein Liebling ist. Auch Baby that es nicht, die in ihrem Wiegewagen den beneidenswert tiefsten Schlaf schlief; auch Hanka nicht, das hübsche polnische Kindermädchen, das keine hundert Wörter deutsch versteht und von dem, was wir sprachen, kaum eines verstanden hätte.

Von dem, was wir sprachen! Was war es doch nur? Nun ja, daß ich schreiben soll — was ich hiermit gehorhamst thue — und — es ist sträflich, wie wenig ich eigentlich von dem behalte, was sie sagt. Der Grund, glaube ich, ist, weil sie es so gut, so sehr gut sagt. Es ist bewundernswert; und in der Bewunderung der schönen Form achte ich nicht, wie ich sollte, auf den tiefen Gehalt. Es kommt gar nicht vor, daß sie, wie wir anderen Menschen, nach einem Worte suchte; und so klingt, vielmehr ist denn alles so ungesucht, erscheint so selbstverständlich, als ob es gar nicht anders sein könnte. Wenn sie vielleicht ein wenig weniger schnell spräche! Es wird mir manchmal schwer zu folgen. Aber dann ist wieder der Klang ihrer Stimme so sympathisch! Seltsam! Und sie schreibt eine so schwere, ungefüge, fast kindische Hand, ganz das Gegenteil von den klaren, sicheren, wie hingezauberten Schriftzügen einer anderen Hand, die —

Liebes, sogenanntes Tagebuch, so vertraut bin ich mit dir in dieser kurzen Stunde noch nicht geworden, daß ich dir alles sagen könnte. Später vielleicht, wenn

wir erst besser miteinander bekannt sind, und mir nicht, wie jetzt, in dem Moment, wo ich an sie denke, das Herz in der Brust bleiern schwer wird —

Da fällt mir doch noch eines ihrer Worte ein. Wir sprachen — vielmehr sie sprach über unsere moderne Litteratur. Es ist seltsam, sagte sie, früher rühmten sich die Dichter, von der Muse auserwählt zu sein, und nannten sich Bewohner des Parnass. Heute schlagen unsere jungen Leute vor dem bloßen Verdacht, sie möchten sich so himmlischer Gnade rühmen, drei große Kreuze; sagen, — leider nicht im Sinne des Béranger'schen Chanson, der auch der meine ist: — Je suis vilain et très-vilain, und sind stolz, wenn die Wissenschaft sie als bescheidene Helfershelfer gelten läßt. Wollen sie denn lieber dienen als herrschen, ist das ihre Sache. Aber sägen die Herren so eifrig an dem Ast, auf dem sie sitzen, dürfen sie sich freilich nicht wundern, wenn der Ast bricht und sie, in den Augen aller Verständigen wenigstens, tiefer fallen, als ihre Philosophie sich träumen läßt. (NB. Ich habe noch nichts von Béranger gelesen und muß sie gelegentlich um die „Chansons“ bitten.) —

Nein, in der Gesellschaft der besten der Frauen bin ich wirklich nicht einsam; aber, als ich später bis zum Einbruch der Nacht durch die Umgegend streifte — ja, da ist mir der Titel zu meinem Tagebuch gekommen. Außer den Rehen, die auf den Stoppelfeldern standen und aus sicherer Entfernung den

Wanderer ruhig betrachteten, ein paar Hasen, die ich gelegentlich aus der Ackerfurche aufstieß, den Krähen, die um die Ruine des Burgbergs krächzten und flatterten — kein lebendes Wesen weit und breit. Der Burgberg ist derselbe, den wir an dem Nachmittage ihres Namensfestes zu Wagen besuchten, und den ich, weil ich ihn nicht gut vermeiden kann, in den Bereich meiner Spaziergänge gezogen habe. In den Park, trotzdem er unmittelbar hinter unserem „alten Schloß“ beginnt, habe ich noch keinen Fuß gesetzt. Neulich habe ich zum erstenmale das „neue Schloß“ wieder gesehen. Ich kam aus einer Richtung, wo ich die Wege noch nicht kannte, und da lag es plötzlich über die Wiesen weg von der Terrassenseite im vollen Abendschein. Mir war, als wenn die Wunde an meiner Schläfe wieder aufbräche, im Herzen fühlte ich wie einen Stich und ich wandte schnell die Augen weg. Wenn die Bäume erst völlig kahl sind, werde ich den Anblick auch von uns aus nicht mehr ganz vermeiden können. Vielleicht bin ich bis dahin zur Vernunft gekommen.

Auch den Wald betrete ich freiwillig nicht. Er soll als eine breite Mauer zwischen meiner Gegenwart und der Vergangenheit liegen. Freilich dem guten Anders werde ich doch die zwei Besuche, die er mir im Laufe der Zeit hier bereits gemacht hat, erwidern müssen; aber dann soll es auf der Chaussee geschehen, die ich sonst verabscheue. „Q'y a-t-il de plus beau

qu'un chemin?" sagt George Sand in „Consuelo". Dabei hat sie sicher nicht an eine Chaussee gedacht; und wenn sie unsere gefannt hätte mit den traurigen Pappeln und der noch traurigeren Staffage der Einspänner, an deren überlanger Deichsel der abgetriebene Gaul trottet, während der Bauer betrunken auf seinem Sisse nickt; und der armen Männer, Burschen und Weiber, die zur Arbeit gehen, oder von der Arbeit kommen und ihr Schuhzeug — wenn sie welches haben — um es zu schonen, in der Hand tragen — beim Himmel, sie hätte gesagt: Q'y a-t-il de plus laid!

Ja, ich habe niemand drüben als den alten Freund, der die Trennung von seinem geliebten Kinde mit dem Stoicismus eines Cato trägt. Und wen hätte ich hier? Sie freilich, die einzige Frau, und die süßen Kinder. Aber sonst? Menschen freilich genug. Und mein oberster Chef — doch das ist ein langes, schwieriges Kapitel, dem ich mich heute Nacht nicht mehr gewachsen fühle. Da will ich lieber — es kommt ja nicht darauf an, was ich schreibe, sagt sie! — das Gedicht endlich zu Papier bringen, das in dem schrecklichen Augenblick geboren wurde, als sie mir mit so kühlen Worten ihre Verlobung meldete:

Da stehst du nun an deiner Liebe Grabe!
O Gott, was ist da alles mitgebettet!
Von deines Herzens übergroßer Habe
Für deine Zukunft hast du nichts gerettet.

Sie starrt dich an mit grassen, hohlen Blicken:
Was suchst du weiter noch auf dieser Erden?
Für ihn, der einst so reich, will sich's nicht scheiden,
So kläglich arm, so bettelarm zu werden.

Ja, hättest du ein Königreich verloren,
Dir blieben doch der Wahlstatt Schranken offen;
Hätt'st Schwert und Lanze, Roß und gold'ne Sporen,
Und wer noch kämpfen kann, der darf noch hoffen.

Wie aber willst du dir zürückerjagen
Das Herz, das sich von deinem hat gewendet?
Hier gilt's nicht mehr zu wetten und zu wagen;
Der Vorhang fiel; das Stück, es ist beendet.

So schleich' denn still hinweg in deine Kammer;
Da rinn' dir von der Wange Thrän' um Thräne.
Doch besser tausendmal: erwürg' den Jammer
Und klemm' zusammen deine starken Zähne.

O, glaube dies mir: der hat überwunden,
Der gänzlich Schiffbruch litt mit seinem Herzen;
Ihn äßen nicht mehr liebesel'ge Stunden,
Ihn foltern nicht mehr todesbitt're Schmerzen.

Noch gestern Sklav', heut' ist er Herr geworden,
Und hoch darf er das Haupt, das stolze, tragen,
Der Ärmsten spottend, die im Narrenorden
Als Schächer an das Kreuz sich lassen schlagen.

Der Wächter pfeift die Mitternachtsstunde ab. Es
klingt genau so wie das Geschrei eines großen Raub.
Im Anfang hielt ich es auch dafür: warum sollten
um das graue Gemäuer nicht die Räuze schreien?
Man sagte mir, es sei der Wächter. Ich glaubte es

nicht, bis ich ihn selber sah. Da war die Sache denn freilich klar: er sieht einem alten, vermauserten Schuhu zum Verwechseln ähnlich.

Ist das ein Wetter heute Nacht! Um meinen Turm heult der Sturm wie ein hungriges Raubtier; die mächtigen Fichten vor dem Fenster stöhnen und knarren, als sei ihre letzte Stunde gekommen. Mit den schönen Sonntagnachmittagstunden ist es definitiv zu Ende. Wie lieb von ihr, mich dafür heute zum Kaffee einzuladen! Es war in demselben behaglichen Raum, in welchem ich an jenem Abend mein Märchen erzählte. Sie hat es wirklich halb auswendig behalten, während ich es aus dem Gedächtnis nicht mehr reproduzieren könnte. Ich sagte ihr, daß Komtesse Sibylle den „praktischen“ Schluß vorzöge, wo Hubert, als Maiennacht ihm entschwunden ist, zum Eremiten geht, selber Eremit wird und noch viele, viele Jahre im Dienst der Armen und Elenden verbringt. „Das ist gewiß auch ein schöner Gedanke und ganz im Geiste der frommen jungen Dame;“ sagte sie, „aber so poetisch wie der andere, wo dem jungen Jäger nach dem Tode der Geliebten das Herz bricht, ist er nicht. Die Poesie soll eben logischer sein als das Leben, und was in der Wirklichkeit sich zerfasert, zu einem straffen Knoten zusammenschürzen. Die Wirklichkeit kann nicht konsequent sein, wenn sie sich erhalten soll; die Poesie muß es sein und erhält sich nur dadurch.“

Dann kamen wir auf Béranger zu sprechen, in dessen „Chansons“ ich seitdem fleißig gelesen hatte, und natürlich auch auf das Gedicht, dessen Refrain ist: „Je suis vilain, vilain, vilain.“ Es ist die Antwort des Dichters auf die hämische Bemerkung seiner Feinde, daß er, der liberale Sänger, doch ein ,de‘ vor seinem Namen habe:

Eh quoi! j'apprends que l'on critique

Le ,de‘ qui précède mon nom.

Etes-vous de noblesse antique?

Moi, noble? oh, vraiment, messieurs, non —“

Er will nichts mit dieser Sorte Noblesse zu schaffen haben: „J'honore une race commune —“

Ich sagte, ich möchte nur deshalb ein Bon vor meinem Namen haben, um es ironisieren zu können, wie Béranger hier sein de, und möchte dabei wohl etwas eifrig geworden sein. Denn sie lächelte ein paarmal und sagte endlich: alles ganz schön und gut und schließt doch nicht aus, daß Sie, wie alle Dichter, ein geborener Aristokrat sind. — Ich wollte erwidern, es würde darauf ankommen, was sie unter Aristokrat verstehe, kam aber nicht mehr dazu. Der Chef trat herein und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Ich empfahl mich auch bald. Ich muß im Gebrauch der Freiheit, die man mir gewährt, vorsichtig sein.

Nein! Dies Wetter! Nun flatscht auch noch der Regen gegen die Scheiben, jedenfalls nur, um mir das Gefühl der Sicherheit und Wohligkeit hier in meinem Turmgemach zu erhöhen.

Und das alles verdanke ich ihr! Sie ist so gut wie sie klug ist, und das will wahrhaftig etwas sagen. Wie hat sie es verstanden, mir hier eine Position zu schaffen, die ganz meinen Wünschen entspricht. Es ging mir doch sehr gegen den Strich — ich fürchte, die Phrase zeichnet sich nicht durch Eleganz aus — wie könnte man es sonst ausdrücken? Es wurmte mich doch? — Das ist häßlich! — Es wollte mir doch gar nicht gefallen? — Das ist matt! — Lassen wir es also — daß ich, wenn ich in eines der Bureaus kam, in den Dienst des Grafen trat. Aber ich sagte nichts; wie hätte ich auch in meiner Lage Bedingungen stellen dürfen! Sie hat es ohne dies herausgeföhlt, und ich bin nicht Schreiber in einem gräßlichen Bureau, sondern Privatsekretär des Oberdirektors; arbeite auf seinem Privatbureau, werde aus seiner Tasche bezahlt, habe ein Zimmer in seiner Wohnung, über deren Räume er, wenn es auch eine Dienstwohnung ist, selbstverständlich frei verfügen kann. Meine Mahlzeiten nehme ich in dem Wirtshaus, und das ist wiederum weise von ihr geordnet. Es wird so wenigstens der Schein einer gewissen Unabhängigkeit gewahrt, der verloren ginge, wenn sie mich, wie ihre Dienerschaft, im Hause verköstigte. Unter Marthes Regime war das anders. Da war ich Gleicher unter Gleichen und konnte mit der Familie an demselben Tisch aus derselben Schüssel essen —

Wie mir bei jeder Gelegenheit der Vergleich zwischen

Frau Eva — ich darf sie ja wohl in der Verschwiegenheit meines Tagebuches so nennen? — und Marthe kommt! Es ist freilich nicht zum Verwundern. Gleichen sie sich doch in einer Beziehung völlig: in der selbstlosen Güte, mit der sie sich des von aller Welt Verlassenen angenommen haben, daß die liebevollste, treueste Schwester es nicht besser vermöchte. Und wie ähneln sie sich in so vielem anderen! nur daß bei Frau Eva, wie es ja nicht anders sein kann, alles um ein paar Töne höher und feiner gestimmt ist, ungefähr so, wie die beiden Kinder verschieden sind auf dem Stahlstiche nach einem niederländischen Bilde, den ich neulich in einem ihrer Albums sah, und der ein kleines Prinzeßchen, oder dergleichen, und ihr Milchschwesterchen vorstellt. Auch spricht sie von Marthe, die, wie es scheint, ihr von Zeit zu Zeit schreibt, mit unbedingter Achtung. Mir hat Marthe noch kein einziges Mal geschrieben. Ich weiß nicht, warum nicht.

Nun aber wird's doch fast zu toll. Das Wasser bleibt schon nicht mehr draußen; es hat, wie es scheint auf dem breiten Fensterbrett einen stattlichen See gebildet, aus dem jetzt eine Kaskade plätschernd auf die Dielen fällt. Wenn es noch der Trockenheit meines Tagebuches Abhilfe schafft!

Ob ich wohl dem Chef eine persona grata bin, oder er mich nur duldet, weil sie es wünscht? Eine hohe Meinung hat er von mir nicht — das ist sicher,

und ich wäre der letzte, ihm das zu verübeln. So viel Mühe ich mir auch gebe, meine Sache gut zu machen: wie sorgfältig ich auch seine Konzepte mundiere, seine Brouillons ausarbeite, wie schnell und sicher ich auch nach seinem Diktat schreibe — es sind das, lieber Oktavio, erstens keine Heldenstücke, und zweitens hat der Mann längst heraus, daß er trotzdem mit mir schon bis an die Grenze meiner Leistungsfähigkeit gekommen ist, oder, es anders auszudrücken, daß ich ein Dummkopf bin. Ich muß es in seinen Augen sein, der offenbar ein praktisches Talent allerersten Ranges, meinetwegen ein Genie ist. Wenn ich sehe, was der Mann alles in seinem Kopfe hat, befällt mich ein Schwindel. Ich glaube, da ist kein abgelegenstes Gebiet menschlicher technischer Thätigkeit, das er nicht nach allen Richtungen durchmessen hat. Handelt es sich um Kohle, Stahl, Eisen, Cellulose, Gold, Kupfer, Zinnen, Baumwolle, — er kennt jede Industrie, jede Methode der Herstellung, Gewinnung, als hätte er sein Leben lang in der betreffenden Branche und nur in ihr gearbeitet. Als Frau Eve mir sagte, daß er mich in unserer Fabrik gesehen, schien mir das verwunderlich, jetzt nicht mehr. Er sieht eben einfach alles. Ich weiß es, seitdem ich bereits mehrmals das etwas ängstliche Vergnügen gehabt, ihn auf seinen Inspektionsfahrten begleiten zu dürfen. Der Himmel weiß, welche Mühe ich mir in diesen zwei Jahren gegeben, hinter die Geheimnisse der Cellulose- und Papier-

fabrikation zu kommen, um am letzten Tage von den sieben Siegeln des verschlossenen Buches kaum den einen ein wenig gelöst zu haben. Was da in den Stahlhämmern, den Kohlenwerken u. s. w. vorgeht, ist wahrlich nicht minder kraus — er liest es herunter wie ein A-B-C-Buch. Er kennt jede Maschine, als habe er sie selbst gemacht. Chemie, Statik, Physik und wie die unheimlichen Wissenschaften sonst heißen — er ist in ihre schwärzesten Tiefen eingedrungen und steckt den Herren vom Fach, welche die Sache doch eigentlich besser wissen müßten, oft Lichter auf, die ihnen in die Augen beißen. So ist er denn auch von seinen Beamten wohl mehr gefürchtet, als geliebt, obgleich ich ihn nie heftig, kaum unfreundlich gesehen habe, und überzeugt bin, daß er einer Ungerechtigkeit völlig unfähig ist. Es kommt ihm überall nur auf die Sache an; aber, sagt Frau Eve, gerade das ist in den Augen so vieler Menschen eine Todsünde.

Da wäre ich denn glücklich wieder bei ihr angelangt: der Lieben, Guten, Klugen, die ich wohl auch die Schöne nennen würde, wenn mein Schönheitsideal nicht ein für allemal fest stände. Ja, ein für allemal, obgleich sein irdisches Abbild, zu dem ich so lange anbetend aufgeblickt, von dem Piedestal herabgestürzt ist und in Trümmern auf dem Boden liegt.

Die Lampe findet, daß sie für heute Abend ihren Dienst gethan hat. Gute Nacht denn! Wem? Wer fragt danach, ob ihm der Einsame gute Nacht wünscht!

Ich habe ihr das Gedicht vorgelesen; ich war in der rechten Stimmung: den Tag vorher war ihre Vermählungsanzeige eingetroffen, adressiert an den Chef, mit dem Baron Schönau in geschäftlicher Verbindung gestanden hat, oder noch steht. Da sie weiß, wo ich jetzt bin — ich hatte es ihr geschrieben, als ich ihr im Herbst in ein paar Zeilen zu ihrer Verlobung gratulierte — galt die Adresse vielleicht auch mir. Jedenfalls habe ich keine Anzeige bekommen. Das verlohnte sich nicht der Mühe!

Die Vermählung hat wirklich in England stattgefunden, wo das junge Paar auch einen Teil des Winters bei nahen Verwandten des Barons auf dem Lande zubringen will. Im ersten Frühjahr gehen sie nach Italien. So hat mir Frau Eve aus einem Briefe der Frau Dr. Eberhard vorgelesen. — Sie ist jetzt beinahe siebzehn. Wie schön sie gewesen sein mag — —

Als ich das Gedicht vorlas, zitterte meine Stimme, und ich kam mir mit einemmale recht albern vor, als ich dann aufblickte und ihre klugen Augen mit einem so ernsten Ausdruck auf mir ruhen sah. Ich hatte das Gefühl, daß diese Augen mir bis auf den tiefsten Grund der Seele blickten. Auch hat mich dies Gefühl gewiß nicht betrogen, wenngleich die herrliche Frau alles, was sie dann sagte, in Ausdrücken und Wendungen vorbrachte, die in keinem Worte persönlich waren und deren tieferen Sinn ich doch, wenn ich Ohren zu hören hatte, wohl verstehen konnte.

Zuerst fand sie das Gedicht, obgleich einzelnes zu loben sei, im ganzen nicht gut: die Empfindung, die der Dichter schildern wolle, sei noch nicht hinreichend abgeklärt, habe einen Stich ins Pathologische, der den feineren Hörer verlege. Der Dichter, und besonders der Lyrische, müsse immer Schillers Wort im Auge behalten, daß die Hand, die von Leidenschaft zittert, die Leidenschaft nicht schildern solle, weil künstlerisch nicht schildern könne; und in jungen Dichterseelen nehme die Wärme, mit der sie ihr — ihnen sonst gemüthlich gleichgültiges — Thema erfaßten, oft einen Hitzeegrad an, der der wirklich gefühlten Leidenschaft gleich zu erachten sei und dieselben poetisch üblen Folgen habe. Ich dachte, wie das zu Franzens Wort im Götz stimme: jetzt wisse er, was den Dichter mache: „ein ganz von einer Empfindung volles Herz“ — war aber klug genug, zu schweigen. Sie aber wußte sicher, wovon mein Herz voll war, und, wenn mein Mund auch davon nicht übergehen durfte, es mir eine Wohlthat sei, von ihr reden zu hören. So redete sie denn von ihr — ach, so süß! — ich hätte jauchzen und weinen mögen zu gleicher Zeit! Sie habe nie ein anmutigeres Geschöpf gesehen und würde den Mann, der so vielem Zauber widerstehen könne, kaum für einen Mann halten. Da sei es denn freilich begreiflich, daß der jungen Schönheit die ganze Männerwelt zu Füßen gelegen habe und vermutlich weiter liegen werde. Und sie habe wohl daran gethan, so früh zu

heiraten, um der Gefahr zu entgehen, in dem Huldigungstaumel, der sie umschwärmt, ihre Empfindungen zu zersplittern und ihr Herz abzustumpfen. Auch müsse sie aus gewissen Andeutungen in den Briefen der Frau Dr. Eberhard schließen, daß sie, indem sie das gräfliche Haus verließ, einen Beweis ihres Tactes und ihrer Ehrlichkeit geliefert habe. Sie hätte, wie es scheint, nicht länger bleiben können, ohne die Zwietracht, die so schon in der Familie herrsche, noch höher zu schüren, vielleicht eine Katastrophe heraufzubeschwören. Möge der Himmel geben, daß diese Bedenken und Rücksichten nicht für sie allein maßgebend gewesen seien! Wenn sie bedächte, wie tief Baron Schönau in intellektueller Beziehung unter ihr stehe, so könne es fast den Anschein gewinnen. Dann dürfe man aber auch wieder nicht vergessen, wie capriciös die Neigungen gerade hochbegabter Frauen seien, und es wäre ungerecht, Baron Schönau nicht eine Reihe löblicher Eigenschaften zuzubilligen. Er sei, trotzdem er ein Lebemann gewesen, wie andere seines Standes, eines ehrlichen Attachement wohl fähig, wirklich harmlos, im hohen Grade gutmütig — mit einem Worte zum Gatten eines schönen, mit Recht anspruchsvollen und — wie denn das zu sein pflege — etwas selbstherrlichen, nicht leicht traitablen Wesens ganz geeignet. Sie habe nur eine Sorge: er wisse nicht mit Geld umzugehen, daß er nach dem frühen Tode seiner Eltern unter der Leitung, vielmehr Mißleitung eines

mehr als nachsichtigen Vormundes immer vollauf gehabt habe. Hoffentlich werde die junge Frau da ein Einsehen haben, das jedenfalls not thue. Die drei Schönauschen Güter repräsentierten ein stattliches Vermögen, aber seien bereits mit einigen schweren Hypotheken belastet, und dergleichen Lasten hätten die leidige Natur der Schwämme im Wasser. Sie brauche mir wohl nicht zu sagen, daß sie ihre Wissenschaft, wie alles, was den Weltlauf angehe, ihrem Gatten verdanke.

Wie mich diese Mittheilungen aufgeregt hatten! Ich bin hernach durch die abendlichen Felder geschweift, ohne einen Gedanken festhalten zu können, ziellos, bis ich mich endlich auf dem Burgberg fand. Da — im Licht der Sterne, die aus dem schwarzen Himmel machtvoll herabfunkelten — habe ich mich auf die Knie geworfen und dem Mund, der mir heilig ist, aus tiefster Seele gedankt, daß er sie so brav, wie schön genannt hat; und zu den Mächten, die Gewalt über uns haben, gefleht, sie möchten an ihr das bittere Herzeleid, das sie mir angethan, nicht heimsuchen und sie glücklich machen, glücklich — glücklich —

Freilich, als ich dann wieder hier in meinem engen Zimmer war und die hohen Sterne mir nicht mehr leuchteten, der Nachtwind nicht mehr auf feierlichen Schwingen über die weiten Flächen herangerauscht kam — da wurde es wieder dunkel in mir und mein

Herz krampfte sich zusammen in bitterem Groll. Was hat der Mann vor mir voraus? seine paar Lebensjahre, und daß er Baron ist und drei Rittergüter sein nennt — Dinge, die des Zufalls sinnlose Hand austreut, wie der Wind den Tannensamen. In jeder anderen Eigenschaft, in der Herz und Geist mitsprechen — und meinetwegen auch die Sehnen und Muskeln — will ich es mit ihm wagen. Und ich habe sie geliebt seit meiner frühesten Knabenzeit; ich habe Jahre und jahrelang nur für sie, nur ihr zu Gefallen gelebt; für sie Leiden erduldet, die meine Jugend und Jugendlust versehrt haben, wie Mehltau die frischen Blüten! Und sie wird mit dem Manne nicht glücklich werden — es ist unmöglich, wenn es auch kein böser Dgreprinz ist, sondern ein gutherziger Dugendkavalier. Kind dieser Welt, wie sie scheint, sie kann wohl ihre Feennatur verleugnen, nicht sich von ihr lösen. Und der Tag wird kommen, wo sie sie nicht länger wird verleugnen wollen und dann — armer gutherziger Dugendkavalier! Dann wirst du heulend wünschen, du hättest dir dein Weib gesucht unter den Töchtern deinesgleichen, denen nicht im Traum danach verlangt, tanzen zu wollen in den Lüften mit ihren Gespielinnen beim Schein des Mondes in der Maien-
nacht.

Ich fange an zu fühlen, daß die Hand, die von Leidenschaft zittert, nicht nur keine guten Verse schreiben kann, sondern auch keine gute Prosa. Und

am Ende kommt es doch auch ein wenig darauf an, wie wir schreiben. Auf jeden Fall ist es für heute Nacht genug.

Vergangenen Sonntag brachte mich ein glücklicherweise schnell vergangenes Unwohlsein Babys um meine Nachmittagsstunde bei ihr. Ich benutzte die frei gewordene Zeit, meinem lieben Anders den längst schuldigen Besuch abzustatten. Die Wahl des einzuschlagenden Weges war nicht länger von meiner Empfindung abhängig; ich mußte die Chaussee nehmen; im Walde lag der Schnee zu tief. Auch die Chaussee war kaum gangbar, trotzdem hier und da ein Duzend Leute thaten, als ob sie die Passage frei machen wollten, und ein kupfernasiger Landgendarm auf einem mageren Klepper sich eine besonders böse Stelle nachdenklich betrachtete. — Mein altes Dorf sah in dem trüben Nachmittagslicht mit seinen halb im Schnee begrabenen Hütten unsäglich traurig aus, und der Aufenthalt in des alten Freundes freudlosem Hause war wahrhaftig nicht geeignet, mich heiterer zu stimmen. Sie hatten mich erwartet, und wir tranken zusammen Kaffee: Anders, Albinke und ich, während die Jungen in der Kammer neben der Wohnstube ein etwas geräuschvolles Wesen trieben. Anders rauchte seine Pfeife; Albinke strickte an einem Strumpf — jedenfalls mir zu beweisen, daß sie jetzt

ein häusliches Weib sei. Die Unterhaltung schlich mühsam dahin. Ich konnte es nicht verhindern, daß die Rede auf den bösen Zufall kam, der mich um den freien Gebrauch meiner Hand brachte, die ich vorzeigen mußte: ob keine Aussicht sei, daß die beiden zusammengekrümmten Finger wieder gebrauchsfähig würden? ob ich noch manchmal Schmerzen verspüre? u. s. w. Die arme Albinka that mir leid; sie wurde abwechselnd blaß und rot. Endlich konnte sie es nicht mehr aushalten und verließ unter irgend einem gemurmelten Vorwande das Zimmer. Ich weiß nicht, was mit ihr ist, sagte Anders. Sie hat sich ganz verändert, will nicht mehr tanzen, kaum, daß sie einmal aus dem Hause geht. — Albinka kam wieder herein; ich fragte nach Marthe. Sie ist mit Dr. Eberhard aus dem kleineren Hospital, in welchem sie anfänglich war, nach der Charité übergesiedelt, es geht ihr gut; aber sie schreibt selten und immer ganz kurz: sie habe keine Zeit zum Schreiben.

Endlich durfte ich wieder aufbrechen; Anders begleitete mich noch ein Stück des Weges in den dunkelnden Abend hinein. Natürlich wurden unsere alten Themata wieder durchsprochen. Es ist rührend, wie fest der Mann in seinem Glauben an die allein seligmachende Kraft der socialdemokratischen Lehre steht. Und in dem einen hat er ja zweifellos recht: unsere herrschende Wirtschaft ist ohnmächtig gegenüber dem immer massenhafter auftretenden Elend der breiten

unteren und untersten Schichten des Volkes. Ihre Anhänger bekennen sich ja auch zu dieser Ohnmacht, wenn sie einräumen, daß dieses Elend ein für allemal eine gesellschaftliche Nothwendigkeit und nicht auszurotten, im besten Falle abzuschwächen und abzulindern sei. — Und die wenigstens diese Konzession machten, seien noch die besten, meinte Anders; die anderen lebten gedankenlos in den Tag hinein und ließen den lieben Gott sorgen; und dann gäbe es ganz schlechte, die ordentlich ihre Freude daran zu haben schienen, wenn sie den Armen noch tiefer in sein Elend stießen. Zu denen gehöre unser Graf. Bis vor kurzer Zeit hätten von alters her die notorisch Armen die Vergünstigung gehabt, die Bretter zu den Särgen ihrer Verstorbenen von den Förstereien unentgeltlich geliefert zu erhalten; jetzt habe der Graf dekretiert, daß davon in Zukunft Abstand genommen werden solle. — Ich konnte Anders sagen, daß der Oberdirektor auf das energischste gegen diese barbarische Knickerei, leider vergeblich, remonstrirt habe. Ich hätte das betreffende Schreiben selbst mündigt. — Ich glaube es schon, sagte Anders; aber siehst Du, das ist es eben: auch die Besseren, zu denen der Oberdirektor gewiß gehört, sie haben keine Macht und können keine haben, so lange sie sich nicht entschließen, das Übel an der Wurzel anzufassen, das heißt: ihre ganze Gesellschafts- und Wirtschafts-Theorie und -Praxis über Bord zu werfen. Und davon ist der Herr Ober-

direktor schließlich so weit entfernt, wie der Herr Graf selbst.

Wollte Gott, ich hätte dem guten Anders unrecht geben können. Ich konnte es nicht.

Ich kam sehr traurig nach Hause.

Ich kann die Erinnerung an den Nachmittag bei Anders nicht aus dem Gedächtnis bringen. Wie grenzenlos häßlich war das fahle Zimmer! wie dumpfig die Luft! Es war nur eine Stunde, die ich da zubachte, und ich habe zwei Jahre und darüber dort verlebt! Wenn ich daran denke, komme ich mir vor wie der Reiter über den Bodensee. Sollte sie doch recht haben, wenn sie mich einen Kryptoaristokraten nennt? Nun ja, ich habe einen instinktiven Abscheu gegen alles Häßliche. Aber ist das Aristokraticismus? In einem gewissen Sinne vielleicht, in dem höheren und höchsten gewiß nicht. In höherem und höchsten Sinne ist Vater Anders ein tausendmal besserer Aristokrat als unser Graf, obgleich er gelassen durch eine Pfütze geht, wenn er sich damit einen Umweg erspart, und es mit dem Wechsel seiner Leibwäsche nicht allzu genau nimmt. Es giebt eben physische, meinerwegen ästhetische Häßlichkeiten und moralische. Im gewöhnlichen Verstande billigt man nur dem aristokratischen Neigungen, oder Gesinnungen zu, der einen Widerwillen gegen die ersteren hat, mag er die

letzteren auf eine noch so leichte Achsel nehmen. Aber Goethe läßt seinen Drestes sagen: „Und habe die Sonne nicht zu lieb und nicht die Sterne, komm, folge mir ins dunkle Reich der Schatten!“ Freilich haben Goethe und sein Griechenprinz dabei schwerlich an die Schatten gedacht, die über ihrem dunklen Reich in den Hütten der Armen und Elenden drohend schweben.

Wenn es so fortgeht, wirst du, liebes Tagebuch, weder dick werden, noch ein hohes Alter erreichen. Die letzte Aufzeichnung ist von Ende November und jetzt schreiben wir Ende Februar. Aber ich mußte wirklich meine freien Stunden zusammenhalten; ich habe zu viel nachzuholen. Ich kam dahinter, als sie mich um die grammatische Erklärung einer Stelle im Tacitus fragte, und ich ihr die Antwort schuldig bleiben mußte, mich jedenfalls nicht mit vollen Ehren aus der Affaire zog. Ich habe mich fürchterlich geschämt, obgleich sie mich liebevoll damit zu trösten suchte, daß eine Cellulosefabrik schließlich kein lateinisches Gymnasium sei. Und mit dem Lateinischen geht es noch, nachdem ich jetzt die alten Freunde wieder vorgenommen habe; aber die Lücken im Griechischen werden wohl so weiter und weiter flaffen. Vater Homer ist mir noch immer gnädig und soll und wird es bleiben; die Tragiker e tutti quanti müssen sich als Ersatzmänner gute Übersetzungen gefallen

lassen. Es ist ein großer Trost für mich, daß es Goethe und Schiller nicht besser ergangen ist; und ein noch viel größerer, daß sie sich durchaus damit einverstanden erklärt und mich dringend ermahnt, in meinen Studien stets des Wortes von Benjamin Franklin eingedenk zu sein, und „meine Pfeife nicht zu teuer zu kaufen“.

Nun ist der Frühling wieder da in all' seiner Pracht und — sie schon seit zwei Wochen in Italien! Welch ein seltsam elend Ding ist doch das menschliche Herz! Als die liebe Frau mir das heute aus einem Briefe der Frau Dr. Eberhard mittheilte, nun ja! es stieg ein dumpfes Wehgefühl in meiner Brust auf, und die Augen wurden mir heiß. Aber es ging doch schnell vorüber, wie die Schmerzen, die ich manchmal noch in meiner Hand spüre, wenn das Wetter umschlägt. In Italien! mein Gott, ich denke noch daran, wenn der gute Pfarrer in der Geographiestunde, die er uns gemeinsam gab, von Italien erzählte: dem Monte Pincio, von dem man über die ewige Stadt wegsieht bis zu St. Peter; dem Forum, dem Kolosseum, der Via Appia, die durch die braune Campagna, vorüber an zerfallenen Grabmälern und den Ruinen stolzer Aquaducten, zu den blauen Sabinerbergen führt; dem lachenden Neapel mit dem Vesuv, von dessen Spitze ein Rauchwölkchen flattert; der schimmernden Kette der Städte und Städtchen, die

sich um den Golf schlingt; von einem Orte, hoch oben auf dem Vorgebirge, den er, glaube ich, Scaricatojo nannte, wie da die beiden Golfe von Neapel und Amalfi mit ihren ragenden Felseninseln: Capri, Ischia, Procida, zugleich vor den trunkenen Blicken des Beschauers liegen — und ich, wenn der gute Mann so begeistert sprach, nur in ihre Augen sah, die immer größer und glänzender wurden, während die roten Lippen sich öffneten und die feinen Nasenflügel zuckten, als wollte sie den Duft der Rosen einatmen, die an den weißen Mauern hinauffklettern, und der Goldorangen, die durch das dunkle Laub der Gärten schimmern — es war mein höchster Traum, all' die Herrlichkeiten auch einmal in meinem Leben zu sehen — nicht allein! — mit ihr, die ja von allem Guten, was mir wurde, das Beste hatte — und jetzt! und jetzt! Jetzt ist sie in dem Lande meiner Sehnsucht — nicht mit mir! Mit ihm, den ich hasse!

Thörichter Knabe, der ich bin! Da setze ich mich hin, mir zu beweisen, daß ich ruhig an sie denken, mich brüderlich ihres Glückes freuen kann; zu den Glücklichen gehöre, die, was einmal nicht zu ändern ist, vergessen, und schreibe mich in eine Aufregung hinein, die mir von alle dem das Gegenteil beweist!

Was würde Frau Eve sagen, wenn sie mich so sähe? Mich schelten? Dazu ist sie zu gut, zu mitleidsvoll. Aber mir vielleicht raten, endlich das Gedicht fertig zu machen, mit dem ich ihr zeigen wollte,

daß ich das Thema der verrathenen und verschmähten Liebe auch mit einer Hand behandeln könne, „die nicht von Leidenschaft zittert“! Ich will's versuchen, obgleich — ach was! es sieht mir ja niemand über die Schulter!

Ein alt-neu Lied.

Und scheint die Sonne noch so schön —
Kennst du die alte Weise? —
Am Ende muß sie untergeh'n,
Verklingt sie trüb' und leise.

Am Ende muß sie untergeh'n
Mit ihrem Glanz und Schimmer;
Du wirst sie niemals wiederseh'n,
Und dunkel ist's für immer.

O, du Kleingläubig Menschenkind,
Du brauchst nicht zu verzagen:
Mit Morgenstern und Morgenwind
Wird es dir wieder tagen.

Die Sonne dort am Himmelszelt,
Sie hat fein' Treu versprochen,
Und doch, so lange steht die Welt,
Die Treue nicht gebrochen. —

Ist es nicht mehr das alte Lied,
Ist's doch die alte Weise,
Die weiter so durchs Herz mir zieht,
Verklingend trüb' und leise:

Und scheint die Sonne noch so schön
Der Liebe dir im Herzen,
Am Ende muß sie untergeh'n
In Thränen und in Schmerzen.

Am Ende muß sie untergeh'n
In hoffnungslosem Sehnen;
Und gäb's für euch ein Wiederseh'n,
So wär's in Schmerz und Thränen.

Tropf Morgenstern und Morgenwind,
Dir wird's nicht wieder tagen.
Du armes, armes Menschenkind,
Da mußt du wohl verzagen!

Das war eine Reihe trüber Wochen! Wolfgang und mein Liebling Erna so krank am Scharlach, daß wieder und wieder das Schlimmste zu befürchten stand! Der Chef gerade jetzt übermäßig von seinem Dienst in Anspruch genommen, gezwungen, die todkranken Kinder tagelang — einmal eine volle Woche hindurch — zu verlassen, sie allein in den schweren Sorgen, der gräßlichen Not! Welch heroische Frau! Möchte die Angst sie innerlich verzehren — nicht einen Augenblick habe ich sie ihre Fassung, ihre Ruhe verlieren sehen — der stoische Römer, der unerschrocken den Einsturz des Weltalls über sich ergehen lassen will, hätte von ihr lernen können. Ich habe geholfen, wo und wie ich konnte; aber wie wenig war es! Und doch war sie mir für das Wenige so dankbar! In der einen Schreckensnacht, die die Kleine nicht überleben zu sollen schien, ich nach L. gefahren war, den Arzt zu holen, er uns wieder verlassen hatte mit einem Trostwort, das ihm sehr unsicher von den Lippen kam

— wir saßen uns an dem Bettchen gegenüber, sie mit dem Gesicht nach dem Fenster, durch das der Morgen hereingraute — es war totenbleich, das liebe Gesicht, und so feierlich still, als sei alles Irdische daraus entwichen, und blicke nun so hervor aus einem Geisterreich, das wir anderen armen Menschen nur in schauernder Demut ahnen — ich konnte nicht anders, ich mußte still vor ihr niederknien und ihre weiße Hand an meine Lippen ziehen. Sie ließ es ruhig geschehen. Es wurde kein Wort gesprochen; aber sie nennt mich seitdem mit meinem Vornamen. Ihr Mann blickte ein wenig verwundert auf, als sie es zum erstenmal in seiner Gegenwart that. Seitdem hat er sich daran gewöhnt, wenn ich auch für ihn Herr Arnold geblieben bin.

Und kaum war die schwarze Wolke, die so lange über uns gehangen hatte, verzogen, und wir durften wieder frei aufatmen — das entsetzliche Schwurgericht! Zwei und ein halbes Jahr schon hat sich oder hat man die schreckliche Sache hingeschleppt. Jetzt gerade vor zwei Jahren waren Untersuchungsrichter und Staatsanwaltschaft so weit, daß sie noch als letzte in der damaligen Session verhandelt werden konnte. Ich war glücklich, als man auf meine Aussage verzichtete — was hätte ich auch auszusagen gehabt! So brauchte ich den Mördern meines Vaters nicht in die schändlichen Gesichter zu sehen. Und habe es nun doch gemußt! Die ersten Erkenntnisse waren wegen

eines groben Formfehlers vom Reichsgericht kassiert worden. Dann mußte man von vorn anfangen, weil ein neuer Staatsanwalt ganz neue Gesichtspunkte entdeckt hatte. Dann wurde die wieder aufgenommene Verhandlung in der Mitte abgebrochen, als ein neuer Verteidiger herausfand und dem Gerichtshof bewies, daß er auf einen gewissen Zeugen nicht verzichten könne. Dann monatelanges Suchen nach diesem Zeugen — Wawzjin Guompp, der sich inzwischen in russisch Polen unsichtbar gemacht hatte, bis man ihn endlich doch erwischte und die Sache — diesmal als erste in der Periode — wieder vor die Geschworenen gelangte. Was habe ich gelitten! Gott sei Dank, es ist vorüber! Skapzeß, der das erste Mal zum Tode verurteilt war, hat lebenslängliches Zuchthaus erhalten. Dafür sind dem Schurken Löö noch einige Jahre zudiktirt worden. Die anderen sind besser davon gekommen, als sie verdienten; der eine — ein blutjunger Mensch — ist freigesprochen. Gott sei Dank! er hatte so gute dumme Augen, und ist gewiß ein sehr unfreiwilliger Zeuge der Greuelthat gewesen. Ich habe am nächsten Tage die Gräber meiner Eltern besucht, das hat mir wieder einige Ruhe in die verstörte Seele geblöst. Und daß ich ihr dann von ihnen erzählen durfte: welch stattlicher, stolzer Mann der Vater gewesen; welch holde Blumenfeele meine unvergeßliche Mutter!

Ich habe ihr „Und scheint die Sonne noch so schön“ endlich vorgelesen. Sie findet, es sei ein tüchtiger Schritt über das andere Gedicht hinaus. Ich bin ganz glücklich. Aber jetzt muß ich die Novelle ernsthaft in Angriff nehmen. Ich bin so alt wie der spanische Infant und habe genau so wenig wie er für die Unsterblichkeit gethan. — Das brennt mir auf der Seele, seitdem Isabel es mir in ihrem letzten schrecklichen Briefe vorgeworfen hat.

Himmel, wie die Zeit vergeht! Da fallen die Blätter schon wieder von den Bäumen, und noch ist das letzte Blatt der Novelle nicht geschrieben. Wie konnte ich aber auch wissen, daß aus der Novelle durchaus ein Roman werden wollte! Und hätte es doch wissen können. Eve hatte es mir ja vorausgesagt!

Endlich! Der halbe Winter ist auch darüber vergangen — gleichviel — gut Ding will Weile haben. Gut Ding! Ja, wenns das wäre! Ich weiß es wahrlich nicht, und sie sagt: sie wisse es ebensowenig. Der Roman sei so unter ihren Augen entstanden — von Kapitel zu Kapitel. Sie habe ganz das Gefühl, als habe sie ihn selbst geschrieben. Ich sagte: ein feineres Lob könne mir aus dem Munde des größten Kritikers der Welt nicht werden. Sie sagte lächelnd: Justus, seit einiger Zeit verlegen Sie sich aufs Schmeicheln;

ich warne Sie davor. Erstens steht es Ihnen ganz und gar nicht, und zweitens höre ich auf dem Ohre nicht, wie die Franzosen sagen. — Dann fuhr sie ernsthaft fort: Und gesetzt, ich könnte ohne alle subjektiven Nebenempfindung ganz objektiv urteilen und fände Ihr Buch gut, so wäre damit für uns nicht viel gewonnen. Mein Urteil ist nicht das der Welt, an die Sie sich wenden. Vielmehr, ich habe eine bange Sorge: die Welt, an die Sie sich wenden, existiert nicht, oder doch nicht mehr. Ich fürchte, Justus, wir — Sie und ich — sind hier in unserem stillen Winkel eine gute Strecke hinter der Zeit zurückgeblieben. Ich schließe das aus den Produktionen derer, welche jetzt — wenigstens sagen sie es selbst — an der Spitze der Phalanx marschieren. Ich habe in den letzten Monaten eine ganze Kollektion dieser Neuen und Neuesten gelesen und Sie absichtlich nicht damit behelligt — fremde Melodien stören uns nur, wenn uns eine eigene durch den Kopf geht. Und ich kann Sie versichern: es waren zum größten Teil sehrsonderbare Melodien, in denen Dissonanzen eine hervorragende Rolle spielten. Unaufgelöste, meine ich, denn eine, die dann noch harmonisch verflingt, lasse ich mir gern gefallen, ~~da~~ die Poesie und, ich glaube, keine Kunst kann dergleichen entbehren. Auch sonst fehlen Ihnen wohl noch einige für die moderne Bellettristik notwendige Requisiten. Sie geben sich Mühe, einen fließenden Stil zu schreiben. Das ist nichts. Sie müssen lernen, Sätze zu bilden, die aus drei Worten

bestehen, und in denen Subjekt und Prädikat fehlen; und solche, die der Autor in der Mitte abbricht, um dem Leser die Freude zu machen, sich aus den folgenden Punkten die andere Hälfte hinzuzudenken. Ich hoffe, Sie werden in sich gehen, wenn Sie jetzt, wo Sie wieder Zeit haben, die Bücher lesen. Ich habe sie Ihnen aufgehoben. Besser freilich wäre es: Sie hörten die Löwen nicht nur von ferne brüllen, sondern wagten sich in ihre Höhlen, wo sie vielleicht nicht ganz so grimmig sind, wie sie sich anstellen.

So hat denn jetzt mein sauber abgeschriebener Roman die Reise zu ihrem Vater angetreten, der sich gutmütig erboten hat, ihn zu lesen.

Mir hängt nicht vor seinem Urteil. Ich wünsche natürlich von Herzen, es möchte gut ausfallen; aber werde auch nicht verzweifeln, wenn das Gegenteil der Fall ist. In meiner Lage muß mir alles darauf ankommen, die Wahrheit zu hören. Und der Mann wäre nicht der Vater seiner Tochter, nicht der Gelehrte mit dem klaren Kopf und dem freien mutigen Herzen, wie er in seinen Schriften erscheint, die ich jetzt andächtig studiere, wollte er mir statt des Brotes, um das ich ihn bitte, einen Stein reichen.

Professor Richter pflegt zu sagen: nur wenn er schreibe, denke er. So muß ich heute schreiben. Ich muß versuchen, Klarheit in meine Gedanken zu bringen. Ihre Worte: es wäre besser, ich suchte die Löwen in

ihrer Höhle auf, oder, es anders auszudrücken: ich machte meinem Aufenthalt hier ein Ende — wollen mir nicht aus dem Sinn. Und sie hat in letzter Zeit schon ein paarmal ähnliches gesagt. Hier sind nun drei Möglichkeiten. Entweder: Sie hält den Augenblick für gekommen, wo ich mich, will ich überall schwimmen lernen, in den Strom der Welt stürzen muß. Das wäre unverfänglich und nur ein weiterer Beweis ihrer vorsorglichen Güte. Oder der Chef ist meiner überdrüssig, und sie, die es weiß, deutet mir das in ihrer zarten Weise an, um mir die Beschämung einer offiziellen Kündigung zu ersparen. Bereits etwas verfänglicher, wenn auch von ihrer Seite nicht minder gültig. Oder aber: sie selbst will mich fort haben, weil sie — Mut, Justus, es muß heraus! — in meinem Bleiben Gefahr sieht — nicht für sich! was hätte sie für sich zu fürchten! — sondern für mich.

Sei aufrichtig, Justus, ganz aufrichtig! Wie ist es damit? Liebst Du sie?

Ich erschrecke, indem ich das Wort niederschreibe. Es kommt mir vor wie Sünde gegen den heiligen Geist, die ja aller Sünden größte sein soll, denn in jeder Liebe leben doch der Wunsch und die Hoffnung auf Gegenliebe, und so verstrickte ich sie, wenigstens in Gedanken, in meinen Frevel, zerrte sie in Gedanken von dem hohen Piedestal, auf welchem sie bis jetzt für mich gestanden, herab in meine Niedrigkeit. Aber bin ich nicht ein Thor, mich so zu quälen? Habe ich

nicht in meiner Liebe zu der braunäugigen Zauberin eine Wehr und Waffe, die mich gegen jede andere Liebe schützt, wie den Siegfried das Drachenblut, in dem er sich gebadet, gegen jede Verwundung? Und mußte doch unter Hagens Speer verbluten! Ist da auch ein Lindenblatt auf meine Schulter gefallen und hat eine Stelle zurückgelassen, wo ich sterblich bin?

Ich bringe es nicht heraus. Geschwisterliebe, wie ich sie straflos für die um acht Jahre ältere Frau empfinden dürfte, ist es nicht: ich kann sie nicht mehr ruhig erscheinen, ruhig gehen sehen. Wenn die kurzen Stunden unseres Beisammenseins zu Ende eilen, möchte ich jede Minute festhalten; schließe ich ihre Thür hinter mir zu, ist mir, als sei es plötzlich dunkel geworden; kommt ein Tag, an dem ich sie nicht sehen kann, scheint er mir kein Ende nehmen zu wollen; naht sich die Stunde, die sie mir wieder bringt, schlägt mir das Herz vor Freude. Und denke ich der Zeit, die ja doch einmal kommen wird, wo ich nicht mehr ihre liebe Stimme höre, ihre schlanke, elastische Gestalt sich vor mir bewegen sehe; ihrer flugen Rede nicht mehr lauschen, durch ihr Beispiel mich zu allem Guten und Tüchtigen anspornen lassen kann — frage ich mich traurig: wie soll das werden? wirfst du nicht, wie sie dich jetzt über dich selbst weggehoben, ebenso schnell wieder sinken, vielleicht unter das, was du hättest leisten können, wärst du immer auf die eigene Kraft angewiesen geblieben?

Ist das nun Liebe? Warum ist die Sprache so arm, daß sie dasselbe Wort für sehr verschiedene Empfindungen gebrauchen muß, wie jene Proletarierfamilie, die immer nur einen ihrer Angehörigen in die Kirche schicken konnte, weil sie nur einen heilen Anzug hatte? Liebe ist's gewiß; aber die, die ich meine, doch wohl nicht. Die ist, wenn die Berührung der geliebten Hand, des Kleides nur, das den holden Leib umschließt, unser Herz vor Wonne zittern macht; der Gedanke bloß, ihre Arme könnten uns liebend umschlingen, ihre Lippen sich auf die unseren pressen, uns wahnsinnig zu machen droht; die Todesgefahr, die zwischen uns und ihrem Besitz steht, keinen Schrecken für uns hat, ja ein Verbrechen selbst uns als kein zu hoher Preis erscheint. Und diese Hero- und Leander, diese Romeo- und Julie-Liebe braucht nicht ein Jahr oder anderthalb, bis sie sich zögernd zum Kommen entschließt — sie ist da, wie der Blitz aus der Wolke, wie das Glück aus der Götter Schoß, wie der Tod unter des Henkers Beil. Ich weiß, meine Liebe zu Isabel wäre eine solche gewesen, hätte der Zufall nicht gewollt, daß wir als Kinder miteinander aufwuchsen. Ja, was ein Kindesherz von jener Liebe empfinden kann — und ich glaube, es ist das viel mehr, als man gewöhnlich annimmt — hat meines für sie empfunden, und obgleich ich wahrlich keine Freude am Bösen habe — ich weiß nicht, was sie von dem Knaben für einen Kuß hätte fordern können. Kind! Knabe!

was denn? ist es anders jetzt, nachdem sie mir das Furchtbare angethan? würde ich nicht heute, wenn sie mich rief, barfuß nach Rom pilgern? mich durch die ganze Welt zu ihr betteln?

Nein, du liebe, du gute, du beste aller Frauen, du brauchst mich nicht von dir zu schicken. Es hat keine Gefahr für mich, so lange die andere lebt. Und, wenn sie gestorben ist, auch nicht. Ich würde die Tote weiter lieben, wenn es möglich ist: inniger, als ich die Lebende je geliebt.

Roma locuta est! Triumph! ich habe gesiegt! Professor Richter schreibt: „Der Roman deines jungen Freundes hat mir sehr gefallen. Ausführliches in meinem nächsten Brief.“ Sie warnt mich freilich, nicht zu früh zu frohlocken. Höchst impressionabel, wie der Vater sei, halte es nicht schwer, ihn im ersten Anlauf zu gewinnen; dann aber besinne er sich auf sein Arsenal voll kritischer Wenn und Aber, und ehe man sich's versehe, habe er einem den vermeintlichen Sieg aus den Händen gewunden. Ich habe mich das nicht anfechten lassen. Ich kann nicht sagen, wie mir dies: „Hat mir sehr gefallen“ aus dem Munde eines Professors Richter gefallen hat!

Das Unglück kommt nicht allein, aber auch nicht das Glück. Ein Brief von ihr! ein so lieber, süßer Brief! Ich wollte ihn erst hier an dieser Stelle in

das Tagebuch heften. Nun bin ich auf den gloriosen Gedanken gekommen, ihn abzuschreiben und jeden, den sie mir etwa noch schreibt. Ich werde mir dann einbilden können: es wäre unser gemeinschaftliches Tagebuch und ich sei nur, wie gewöhnlich, ein bißchen fleißiger bei der Arbeit gewesen, als sie.

„Rom. Albergo dell'Europa. Piazza di Spagna.

Februar 188*

Du mußt wahrlich ein Sonntagskind sein, sonst hättest Du sicher nicht das unverdiente Glück, diesen Brief von mir zu erhalten. Voller Talente, wie Du bist, Dein Talent zur Unhöflichkeit ist doch das größte unter ihnen. Auf jede Seite, die ich im Lauf der endlosen Jahre, die wir bereits getrennt sind, an Dich geschrieben habe, kommt vielleicht eine Zeile von Dir! Oder wäre Deine Unhöflichkeit am Ende nur Klugheit und Du sagtest Dir: ich habe kein Mittel, ihr zu imponieren, als wenn ich mich eben so lässig in ihrem Dienste zeige, wie ihre übrigen Verehrer eifrig? Ähnlich sähe es Dir schon, — Du bist bei all Deiner scheinbaren Harmlosigkeit ein tief verschlagener Mensch — und es würde mich so freuen! Denn, siehst Du, Sonntagskind, ich habe mich noch immer nicht entschließen können, Dich von der Liste meiner Verehrer zu streichen, auf der Dein Name sogar an erster Stelle prangt. Ach, Sonntagskind, es war doch eine schöne Zeit, die wir miteinander verlebt haben! Ich weiß

nicht, wer einmal gesagt hat — es kann Börne, aber auch Konfuzius sein —: „welch' ein großer Mann war ich, als ich noch ein kleiner Junge war!“ Und so möchte ich sagen: wie glücklich war ich, als ich noch nicht wußte, was Glück war! Versteh' mich recht! Ich sage: „noch nicht wußte“, nicht: „noch nicht erfahren hatte.“ Man kann sehr gut etwas wissen, ohne es erfahren zu haben.

Sonntagskind, hätte ich Dich hier in Rom, wo ich nebenbei schon zum zweitenmale bin — den vergangenen Herbst und die erste Hälfte des Winters habe ich wieder in England und Paris verlebt — hätte ich Dich hier! Die große internationale Gesellschaft, in der ich mich umtreibe, wäre vielleicht nicht ganz nach Deinem Geschmack, wofür ich denn an den Kirchen und Galerien, die Deine Wonne sein würden, längst, längst allen und jeden Sinn verloren habe. Aber wie wär's mit einem Spaziergange durch die abendlichen Straßen vorüber an der Fontana di Trevi und dem Kapitol durch das Forum zu dem Kolosseum, dessen Riesenmassen jetzt in dunklem Schatten drohen und jetzt, wenn der Mond aus den Wolken tritt, fast in Tagesklarheit gebadet sind? oder mit einem Morgenritt durch die Campagna nach Tivoli? Du und ich allein — niemand sonst! Ach, Sonntagskind, ich sehne mich so schrecklich danach, eine Menschenstimme zu hören! eine liebe Stimme, wenn alles still ist rings umher, wie in der Campagna, oder — unserem Walde.

Mein Gott, wie deutlich ich Deine Stimme höre! Wenn Du erregt warst — und Du wurdest es so leicht! — hatte sie so sonderbare tiefe Schwingungen und einen eigentümlichen Timbre — unter tausenden würde ich sie heraushören. Wann werde ich sie wieder hören? Im Herbst vielleicht, wenn ich nach Schlesien muß, einen langweiligen Winter auf dem Lande zu verbringen? Wir wären dann ja benachbart. Würdest Du gute Nachbarschaft halten? Ich hoffe sehr. Du darfst schon deshalb Deine jetzige Stellung so bald nicht aufgeben.

Du mußt nämlich wissen, Sonntagskind, daß ich über alles, was Dich betrifft, völlig au courant bin — durch meine liebe Edith, die mir oft und viel schreibt. So weiß ich von dem Unglück, das Du mit Deiner linken Hand gehabt hast, Du armer Junge; und daß Du bei unserem Oberdirektor im alten Schloß in einer angenehmen, gesicherten Stellung lebst; ein hübscher, stattlicher Mensch bist von — laß mich sehen! wahrhaftig von schon einundzwanzig Jahren, den ein dunkler Schnurrbart gar nicht übel fleidet. Weiter: daß Du die lebenswürdige Frau Körner anbetest, mit ihr gelehrte Studien treibst, von denen die arme Maiennacht keinen blassesten Schimmer hat, und an einem großen Roman schreibst, dessen Heldin ich bin. Sonntagskind, unter dem thue ich es nicht! Und ich bin selbstverständlich ein Ausbund von Lebenswürdigkeit, Schönheit und Tugend. Auf das letztere Item

lege ich ein ganz besonderes Gewicht. Wolltest Du mich nach den Äußerlichkeiten — Augen, Haar u. s. w. — so absonterfeien, daß man mich sofort erkennen müßte, und mich dabei eine raffinierte Kokette sein lassen, une mondaine furieuse, eine Männerfischerin, — nie, nie würde ich Dir das verzeihen. Aber warum solltest Du? Du weißt ja, daß ich von alledem nichts bin. Und wäre ich es — auch dann dürftest Du es nicht aussprechen. Jeder Mensch — und nun gar ein Dichter — muß in seinem Herzen ein Ideal haben, das ihm heilig ist, wie unheilig das Leben sein mag, zu dem ihn ein grausames Geschick verurteilte. Ich bin von früh her Dein Ideal gewesen — ich weiß es, Sonntagskind, und würde es wissen, auch wenn Du es mir nicht hundertmal gesagt hättest — und ich muß und will es bleiben.

So! nun habe ich für einmal wieder genug gefrizelt und muß mich zu einer Gesellschaft schön machen. Eine alte Frau, wie ich, kann sich leider auf ihren etwaigen einstigen charme nicht mehr verlassen; da muß wohl oder übel die Toilettenkunst ein Übriges thun. Ach, und was versteht eine arme kleine Fee von Toilettenkünsten?

Leb recht wohl, mein geliebtes Sonntagskind, und behalte auch Du ein bißchen lieb

Deine Maiennacht."

Da stehst Du, geliebter Brief! Glaub' mir, Du würdest es nicht, wäre in einer Deiner Zeilen sein

Name genannt, ja, seiner nur Erwähnung gethan. Feen sind eben zartfühlend. Und klug! Woher weiß sie, daß sie die Heldin meines Romanes ist? Freilich, wenn noch alles, was ich gedichtet, von ihr inspiriert war, warum sollte es der Roman nicht sein? Wie ich immerdar zu ihr, so mögen die homerischen Sänger zu ihrer Muse gläubig und anbetend emporgeschaut haben.

Und sie kommt im Herbst hierher zurück, will den Winter auf dem Lande zubringen! Ich soll sie wiedersehen! An seiner Seite? Nimmer- und nimmermehr! Frau Eve, wenn Sie mich jetzt auch nicht fortschicken — jetzt muß ich fort.

Wiederum hat Rom gesprochen — aber, ach! diesmal aus einem anderen Ton. Ja, wenn es keine Wenn und Aber gäbe! Sie hatte es mir vorausgesagt. Das dünne Lobesflämmchen ist ausgebrannt, und die Feuersäule des Tadel's schlägt zum Himmel. „Die Komposition verrät den Anfänger, der seinen Stoff nicht beherrscht. Der Anfang ist viel zu breit im Verhältniß zum Ganzen und an und für sich, d. h. er ist nicht interessant genug. Später, wenn das Interesse des Lesers wirklich erweckt ist, fängt der Atem dem Autor an bedenklich auszugehen; er verzweifelt an der Lösung des geschürzten Knotens, zupft und zerrt daran herum, bis er ihn endlich durchhaut

auf Kosten der Geschehnisse, die sich überstürzen, und der Charaktere, die nicht zur vollen Entfaltung gelangen. Seiner im übrigen löblichen Methode, den Leser mit seinen subjektiven Ansichten zu verschonen und zu demselben nur durch seine Personen zu sprechen, die sich durch ihre Handlungen und Reden selbst erklären mögen, fehlt es noch an der nötigen Sicherheit der Praxis, die nur das Wichtige heraushebt und sich um Bagatellen so wenig kümmert wie ein römischer Prätor. Seine Menschen sind gut beobachtet, wie aus der Anlage derselben ersichtlich ist, aber in der Ausführung läßt er sich durch seinen (übrigens löblichen) idealistischen Gang verleiten, ihrer Länge eine Elle zuzusetzen, oder abzunehmen und so nach beiden Seiten die Bescheidenheit der Natur zu verletzen. Damit im Zusammenhang steht seine Neigung zum Sentimentalen und Pathetischen, das nur erträglich ist, wenn ein gesunder, wenn erforderlich, derber Humor ihr das Gleichgewicht hält. In diesem Punkte hat er es, sei es aus Mangel natürlicher Begabung, sei es aus Zaghaftigkeit, allzusehr fehlen lassen.“ —

So geht es noch eine ganze Strecke weiter. Und ein solches Nachwerk, an dem, wie an einem Lazarett-pferde, sämtliche Mängel und Gebrechen, die dem armen Geschöpf anhaften können, nachzuweisen sind, hat dem Manne „sehr gefallen!“ Wie das möglich ist, mag Graf Drindur wissen; ich weiß es nicht.

Die liebe, die gute, die beste Frau! Daß sie bemerkte, wie schwer mich das väterliche Verdammungsurteil getroffen hatte, ließ sich nicht vermeiden — war sie doch selbst kaum weniger bestürzt. Und ihr Trost, der Papa habe das alles ja gar nicht so böse gemeint, es nur für seine Pflicht gehalten, mir das Ideal zu zeigen, nach dem ich ringen müsse, wollte nicht so recht verfangen. Da hat sie denn offenbar von dem gerechten an den milden Richter appelliert, und heute zeigte sie mir seine Antwort. — „Was sie nur eigentlich wolle? Ich müsse doch stolz sein, daß er mein Erstlingswerk sofort an dem höchsten Maßstab gemessen habe! Übrigens habe er ja noch gar nicht sein letztes Wort gesprochen. Was er gesagt, sei nur die eine Seite der Medaille. Die andere wolle er vorläufig verdeckt lassen und nur bemerken, daß man ihn ungerechterweise eines Widerspruches zeihe, wenn ihm ein Werk sehr ‚gefallen‘, an dem er so viel auszusagen gefunden. Es gebe unverzeihliche Fehler und andere, die nicht nur verzeihlich seien, sondern den Kenner sogar entzückten, weil dergleichen nur das wahre Talent begehen könne, niemals das Nichttalent. Übrigens (ein Lieblingswort, wie es scheint, des trefflichen Mannes) habe er das Manuscript mit einem Brief, der kein Uriasbrief sei, an einen ihm befreundeten Verleger geschickt, und es sei nicht unmöglich, daß derselbe es annehme, vielleicht sogar (mäßig!) honoriere.“

Nur eines müsse er hinzufügen: der Autor habe ganz offenbar sein Talent in der Stille, einer allzutiefen Stille, gebildet. Es fehle ihm noch zu sehr an dem A und D des Romandichters: Welt und Erfahrung. Das sei ein Mangel, den nur die Zeit auszugleichen vermöge, freilich nur eine, die der Dichter in einer Welt zubringe, wo man Erfahrungen machen könne. Daß der Autor nicht der Mode des Tages gefröhnt und den Leser mit der tausendsten Schilderung des Elendes der Fabrikarbeiter verschont habe, trotzdem in seinen jetzigen Verhältnissen die Versuchung zu dem Attentat wohl an ihn herangetreten sein möge, rechne er ihm hoch an. Sein Talent liege auch nach einer ganz anderen Richtung. Es könnten eben nicht alle Emile Zolas sein; es müsse auch Octave Feuillet's geben, womit er keineswegs gesagt haben wolle, daß er den einen oder den anderen für einen wahrhaft großen Dichter halte. Er habe nur in die Richtung deuten wollen, in der ihm sein Talent zu liegen scheine."

Nun, ich denke, ich habe von „der anderen Seite der Medaille“ genug gesehen, um zufrieden sein zu dürfen.

Ich hatte gestern eine lange Unterredung mit ihr, die noch heute in mir nachzittert.

Zuerst: sie will mich nicht forthaben; sie hat nie anders geglaubt, als daß ich mindestens noch zwei bis

drei Jahre hier zubringen werde. Was in der Welt treibe mich fort? Wenn meine Leistungen als Privatsekretär ihres Vaters auch keine außerordentlichen seien, so habe er sich nie über mich beklagt, was sie mir gewiß gesagt haben würde, und so verdiene ich mein Gehalt redlich. Die Kinder würden mich schwer vermissen, und weil sie wisse, daß ich es wisse, dürfe und müsse sie dasselbe von sich sagen.

Doch das alles sei nebensächlich. Der Schwerpunkt liege in der Frage, ob der Vater recht habe, wenn er die kräftige Fortentwicklung meines Talentes von einer Veränderung meines Aufenthaltes, meiner Umgebung, meines gesellschaftlichen Verkehrs u. s. w. abhängig mache? Da nun könne sie ihm nicht ganz unrecht, aber auch ganz gewiß nicht unbedingt recht geben. — Ich will versuchen, ob ich ihre klugen, guten Worte wieder zusammenbringe.

Auch ich, sagte sie ungefähr, halte die Richtung, in welche der Vater Sie weist, für die Ihrem Talent, Ihrer Sinnes- und Denkweise gemäße. Er hat Feuillet genannt. Wenn Sie es ihm je an Eleganz gleich thun, dürfen wir gewiß zufrieden sein; aber ich weiß, Sie werden sich tiefere Probleme stellen, und sein markloser moralischer Latitudinarismus kann nie der Ihre sein. Immerhin wird sich Ihr Talent mehr zur Schilderung der höheren gesellschaftlichen Klassen eignen, als der der niederen; und die psychologische Analyse gebildeter Geister und feingestimmter Herzen

Ihnen besser gelingen als die unwissender Seelen und roher Gemüter. Aber gerade daraus erwächst nach meinem Dafürhalten für Sie die Nötigung, dem Unfreien, Unschönen, Häßlichen mutig zu Leibe zu gehen, es doppelt sorgfältig zu prüfen und zu studieren, damit Sie es, wo es nötig ist, in Ihren Darstellungen verwerten können. Ich fürchte, es wird sonst dem Weltbilde, das Sie entwerfen, an der rechten Fülle, an der überzeugenden Wahrheit fehlen. Ihre Menschheit darf nicht, wie die Feuillet's, mit dem Baron anfangen, aber auch nicht, wie die Zolas und seiner Nachbeter und Nachtreter, bei dem Baron, oder schon weit vorher, aufhören, — sie muß Ihnen bestehen aus allem, was Menschenantlig trägt. Ich habe Sie oft damit geadelt, Sie seien ein Kryptoaristokrat; ich weiß aber, daß Ihre Seele sich gegen jede Anmaßung, jede Überhebung, jede Ungerechtigkeit empört; daß Sie die tiefste Sympathie mit den Armen und Elenden haben. Soll nun jener gerechte Widerwille nicht zum blinden Adels- und Fürstenhaß werden, diese Sympathie zum verschwommenen Liberalismus der dreißiger und vierziger Jahre, so müssen Sie eben wissen, wofür und für wen Sie plädieren, und daß innerhalb und außerhalb der Mauern Trojas gesündigt wird.

Sie werden mir sagen: ich habe reichliche, überreichliche Gelegenheit gehabt, die Armen und Elenden kennen zu lernen. Gelegenheit gewiß; aber daß Sie

sie wirklich kennen gelernt haben, bezweifle ich. Man kann viel sehen und hören, ohne es eigentlich gehört und gesehen zu haben, weil Geist und Gemüt mit anderen Dingen beschäftigt sind. Das, glaube ich, ist Ihr Fall. In Ihrem Roman gerät Ihnen die Schilderung der geistreichen Personen viel besser, als die der einfältigen, der Vornehmen weitaus treffender, als die der niedrig gestellten. Das muß ausgeglichen werden. Ich fürchte, in Berlin — denn Berlin würde doch Ihr Ziel sein — werden Sie sich widerstandslos von den Kreisen der Geistreichen und Vornehmen — in die Sie als Dichter und Kryptoaristokrat ja auch gehören — einfangen lassen, und, ohne dem gemeinen Volke aus dem Wege zu gehen, doch nicht zu ihm gelangen. Hier können Sie ihm kaum ausweichen und werden es nicht, oder nicht mehr nach der Lektion, die ich Ihnen eben halte.

In Summa, ich meine, es kann Ihnen nur nützlich sein, wenn Sie noch ein paar Jahre von der hohen Schule der Bildung und des Geschmacks, der Verbildung und des Raffinements fern bleiben und hier in der unserer Einfalt und Einfachheit, Beschränktheit und Derbheit, meinetwegen Rohheit fleißig sind.

Und sollten Sie sich, in Ihrer Eigenschaft als lyrischer Dichter, beklagen, daß es Ihnen in unserer ländlichen Einsamkeit an Motiven fehle, so würde ich Sie durch ein Gedicht von Emerson beschämen. Hier ist es in einer, wie ich glaube, leidlichen Übersetzung.

Sie können es sich in Ihr Tagebuch schreiben, daß
Sie mir so geheimnißvoll vorenthalten:

Apologie.

Nennt mich mürrisch nicht und kalt,
Such' ich gern den stillsten Ort,
Geh' zum Gott im grünen Wald
Und ich bring' auch heim sein Wort.

Scheltet nicht, daß ich in Schoß
Leg' die Händ' in Busch und Bruch,
Keine Wolke am Himmel floß,
Schrieb ein Zeichen in mein Buch.

Träumer habt ihr mich genannt,
Als ich euch den Strauß gebracht, —
Jedes Gräslein in der Hand
Hat ein Wörtlein mir gesagt.

War noch niemals ein Myster, —
Jede Blume konnt' es zeigen;
Und kein Räthsel war so schwer, —
Vögel sangen's in den Zweigen.

Ein Gedicht vom Weizenfeld
Zog mir gestern heim der Stier,
Und das Land, das du bestellst,
Gab den Stoff zum zweiten mir.

Ich war, während die beste Frau so sprach, in der
peinlichsten Verlegenheit. Immer schwebte es auf
meinen Lippen: das ist alles so schön und gut, und
ich bliebe auch so gern; aber — ich kann es nicht,
wenn sie kommt. Vielleicht wäre es besser für mich,

ich hätte es gesagt und ich wäre erlöst aus dem Bann. Will ich denn erlöst sein? Ich weiß, daß es unwürdige Ketten sind, die mich gefesselt halten, und habe nicht die Kraft, sie zu sprengen, nicht einmal den Mut, ihrer zu spotten.

Sie ist verreist — auf acht Tage — nach Berlin mit ihrem Gemahl, den der Graf zu einer wichtigen Konferenz — über die Neuverpachtung unserer Kohlenwerke — zu sich beschieden hat, und den Kindern, die dem Großpapa die dreißigste Wiederkehr seines Hochzeitstages, welche er sonst allein begehen müßte, minder wehmütig machen sollen. Der Chef war so gütig, mich zur Begleitung aufzufordern; aber ich habe ein paar wichtige Bureausachen, die liegen bleiben mußten, aufzuarbeiten, — ein Vorwand, den er gelten ließ, während sie mir von der Stirn las, daß es eben ein Vorwand sei, ohne weiter in mich zu dringen. Sie vermeidet jeden Anschein, mich auffallend zu bevorzugen. Das ist klug von ihr. Mich aber würde sie sicherlich für unklug gehalten haben, hätte ich den wahren Grund genannt: den, daß ich fürchte, Isabel könnte der ewigen Stadt eines dieser Tage überdrüssig geworden sein und ich ihr plötzlich in Berlin auf der Straße begegnen. Das kann nun freilich, wenn ich erst dort bin, jeden Augenblick geschehen; aber quid sit futurum cras fuge quaerere, sagt Horaz. In der Antwort auf ihren

Brief, mit der ich absichtlich zwei Wochen gezögert, habe ich nichts von meinen Berliner Plänen gesagt. Der Brief ist mir schwer geworden. Es schreibt sich eben nicht leicht, wenn man derweilen sein Herz mit beiden Händen halten muß.

Ich hatte es halb vergessen, daß ich einsam sei; jetzt kann ich es wieder lernen. Und ich glaube, der Einsame fühlt sich niemals einsamer als im ersten Frühling, wenn die Natur, aus ihrem Winterschlaf erwachend, sich reckt und dehnt und mit den Augen in die Sonne blinzelt, wie ein fauler Junge, der am Sonntagmorgen nicht aus dem Bett will, nur um die Freuden, die ihm der Tag bringen soll, im voraus behaglich durchzukosten.

Aber dann giebt es arme Jungen, die recht gut wissen, daß ihnen der Tag hinschleichen wird, wie die anderen auch: trüb und traurig; und die am liebsten möchten, sie könnten ihn verschlafen — und die anderen dazu.

Ich kann mich nicht zur Kategorie dieser unglücklichen Schelme rechnen; es wäre sträfliche Undankbarkeit. Ich darf nur nicht an die wahnsinnigen Wünsche meines Herzens denken, und daß ihnen für immer und immer Erfüllung versagt ist. Dann freilich wird der Himmel ehern über mir und die Erde unter meinen

Füßen zur dürren Wüste, durch die ich wandere einsam, ach! so einsam!

Ich habe es mit dem Emersonschen Rezept versucht, aber dazu wohl nicht die richtige Zeit gewählt. Der Wald war nicht grün, in Busch und Bruch standen noch vom Winter her Lagunen eiskalten Wassers; mit dem Straußpflücken wollte es auch nicht gehen: Blumen pflegt der März nicht verschwenderisch auszustreuen, und selbst an Gräsern, die des Pflückens irgend wert gewesen wären, herrschte großer Mangel. Da ich nicht im glücklichen Besitz eines Stiers bin, konnte ich das fehlende Weizenfeld schon eher verschmerzen. Dann traf ich allerdings einen Mann, der das Land bestellte. Ich habe mir ihn von allen Seiten angesehen — es war ein hoffnungsloser Fall: hart-herzig, wie er nach dem Ausdrucke seines häßlichen Gesichtes entschieden war, wollte er mir auch zu dem kleinsten Gedicht nicht den mindesten Stoff bieten.

Raum besser, eher noch schlechter ist mein Versuch ausgefallen, dem, was hier um mich herum Menschenantlig trägt und mithin zu meinem specielleren Ressort gehört, dankbare Seiten abzugewinnen. Dennoch war die Gelegenheit günstig. Sie kamen jetzt, da der gefürchtete Chef in der Ferne weilt, aus ihren Bureau's hervor, wie die Mäuse aus ihren Löchern, wenn die Kaze spazieren gegangen ist. Und waren so zuthunlich! machten mir so freundliche Vortwürfe, daß ich so zurückgezogen lebe, außer dem Verkehr mit der Familie

des Herrn Oberdirektors gar keinen Umgang haben zu wollen scheine! Und es gehe doch wahrhaftig bei ihrem Kränzchen am Sonnabend im Wirtshaus, an denen auch die Damen teilnähmen, munter genug her! Auch in dem Gesangverein fehle noch ein zweiter Tenor, zu dem ich mich gewiß qualifiziere!

Und welch' gewissenhafte, pflichteifrige, uneigennützige Beamte die Herren sind! Da hielt mich gestern, als ich den Schloßhof passierte, Herr A. fest, der in der hiesigen Beamtenhierarchie unmittelbar hinter dem Oberdirektor kommt. Er wollte mich nur in aller Discretion bitten, den hochverehrten Chef zu warnen, er möge doch um Himmelswillen dem B. nicht trauen, der ihm (dem Chef) ins Gesicht ganz Besessenheit, ganz Ergebenheit sei und ihn hinter seinem Rücken bei dem Herrn Grafen auf alle Weise zu verdächtigen und zu diskreditieren suche. Mein Gott, Mißtrauen sei ja nun wohl einmal allen großen Herren angeboren, und der Herr Graf habe sein gemessenes Teil davon. Um so mehr müsse sich jeder Ehrenmann hüten, derartige Schwächen zu begünstigen und auszunutzen, wie es eben der B. schon seit Jahren thue, früher persönlich, jetzt, wo der Graf nur immer auf ein paar Tage herüberkomme, schriftlich. Er (Herr A.) mache sich anheischig, die Beweise dafür zu liefern.

Heute — Sonntagnachmittag — klopf es an meine Thür, und Herr B. erweist mir — zum erstenmale während dieser anderthalb Jahre — die Ehre seines

Befuches. Er habe gestern von dem Fenster seines Bureau's gesehen, daß ich eine lange Unterredung mit dem Herrn Subdirektor gepflogen. Er halte es für seine Pflicht, mich zu warnen, ich möge doch um Himmel'swillen kein Wort glauben, das aus dem Munde des Mannes komme, der ein Intrigant ersten Ranges sei und hinter dem Rücken des Chefs bei dem nur allzu leichtgläubigen und leider! etwas mißtrauischen Herrn Grafen an dem Sturz des ersteren arbeite. Er habe die Beweise in der Hand. Übrigens seien die anderen nicht viel besser als Herr A. — alle durch die Bank Spione, Zwischenträger, Verleumder!

Und das sind die Leute, die das Ohr des Grafen haben! Das Schlimme ist, daß jeder, indem er den anderen bezichtigt, recht hat; das Schlimmere, daß der Herr seiner Diener wert ist. Glücklicherweise weiß es der Chef; wenigstens behauptet es Frau Eve, mit der ich schon wiederholt über diese Mißstände gesprochen habe. In so kleinen Verhältnissen, wie die unseren, sagt sie, unter Beamten, die fast alle, ehe sie in den Dienst des Grafen traten, ihren Beruf verfehlt, oder sonst Schiffbruch in ihrer bürgerlichen Existenz erlitten hatten, wuchern Neid, Zwietracht, Haß unausrottbar. Ich fürchte nur, es ist in größeren Verhältnissen nicht viel besser und liegt nur nicht so offen zu Tage, wie hier, wo jeder für jeden in einem Glashause wohnt.

Übrigens, behauptet sie, seien die immerhin selbstständigeren Beamten: die Direktoren der Stahl- und

Eisenwerke, der Kohlengruben u. s. w. fast durchgängig tüchtige, ehrenwerte Männer; nur in der gräflichen Nähe gedeihe das Unkraut so fröhlich.

Auch ist ja, muß ich meinerseits zugeben, nicht alles Unkraut. Der alte Forstmeister mit dem mächtigen weißen Schnurrbart, meines verstorbenen Vaters unmittelbarer Vorgesetzter, hat gewiß den besten Willen, dem er nur leider aus angeborener, oder in einem vierzigjährigen gräflichen Dienst angewohnter Schwäche, niemals Geltung verschaffen kann; und Herr K. — der Bureauvorsteher-Assistent — ist so zweifelsohne kein Schelm, wie er ein ausbündiger Narr ist.

Ein wohlgewachsener junger Mann, der hübsch zu nennen wäre, wenn er es fertig brächte, aus etwas vorquellenden wasserblauen Augen ein wenig weniger dumm in die Welt zu sehen, die er immer zu fragen scheint, was sie koste, trotzdem er nie einen Pfennig in der Tasche hat. Er verwendet den letzten mit größter Gewissenhaftigkeit an seine Person. Zwar sein blondes Lockenhaar und den ditto Schnurrbart kräuselt er eigenhändig und kann sich dabei in keine großen Ausgaben stürzen, aber seine verblüffenden Anzüge, die ihm eine berühmte Firma in Berlin (in Wirklichkeit der Schneider in T. liefert, wie er sagt: baut), kosten ihm — nach seiner eigenen Versicherung — jährlich ein Vermögen. Mit Vorliebe erscheint er in einem graugrünen Jagdanzug, trotzdem er nie ein Gewehr

in die Hand nimmt, und geht in glänzend blanken Reitstiefeln mit obligaten flirrenden Sporen, obgleich ihn noch kein Sterblicher im Sattel gesehen hat. Er hört es gern, wenn man ihn „Herr Assessor“ anredet — ein Titel, auf den ihm auch gewiß gegründetes Anrecht zusteht, da er der Sohn eines Regierungsrates ist und auf einer nicht weiter erweiterbaren Universität mehrere Semester hindurch Jura studiert haben soll. Daß alle Damen im mehrmeiligen Umkreis so großen geistigen und körperlichen Vorzügen gegenüber sich in völlig hilfloser Lage befinden, ist ein Umstand, den er nicht ändern kann, wie sehr er selbst darunter leidet. Er läßt nur eine Ausnahme gelten: die Frau Oberdirektor, für die sein Herz in hoffnungsloser Leidenschaft glüht, womit dann wieder seine Leidenschaft für Reitstiefeln zusammenhängt. In solchen nämlich, wenn sie auch keineswegs immer blank sind, sieht er sehr häufig den Gatten der Angebeteten, und es hat sich bei ihm die Idiosynkrasie gebildet, daß er (der Gatte) sich seiner Zeit das Herz der Dame erobert habe durch seine männlich-martialische Erscheinung, für die Reitstiefeln unbedingt obligatorisch. Wenn man von mir als einem Günstling der hohen Frau in seiner Gegenwart spricht — was, wie ich fürchte, seine satirischen Kollegen häufiger, als unbedingt nötig, thun — zuckt er verächtlich die Achseln und murmelt etwas von Ikarus, den er um seine wächsernen Flügel nicht beneide. Einen starken, längst druckfertigen Band Ge-

dichte auf die Unvergleichliche giebt er nur nicht heraus, um Goethe und Heine nicht „vollends an die Wand zu drücken“.

Ob der Herr Schloßhauptmann, Baron von K., ein Narr, oder ein Schelm ist, muß ich dahin gestellt sein lassen, da ich nicht die Ehre seiner persönlichen Bekanntschaft genieße. Nach seinem Aussehen könnte er wohl das erstere sein, nach der Versicherung meiner Gewährsmänner aus den Bureaus ist er unbedingt das letztere. Vielleicht ist er beides. Seinen Titel führt er zu Recht, da er seine Dienstwohnung im alten Schloß und es als Offizier bis zum Rittmeister a. D. (im Train) gebracht hat. Über seine Kompetenzen soll er mit dem Kastellan des Neuen Schlosses fortwährend in erbittertem Streit liegen, und nur fest stehen, daß er dem Marstall des Grafen vorgelegt ist, bei den Gesellschaften im Neuen Schloß als Oberceremonienmeister fungiert, bei einer Partie Whist die etwa fehlende vierte Hand übernimmt und nach dem Diner die Cigarren herumreicht. Ihn in der Ausübung dieser seiner letzteren Pflichten zu bewundern, habe ich meiner Zeit wiederholt Gelegenheit gehabt — aus scheinbarer Ferne, während Isabel über seine pompösen Manieren ungeniert lachte und die köstlichsten Witze machte. Als Schloßhauptmann und Baron sieht er auf den bürgerlichen Oberdirektor turmhoch herab, ebenso wie seine Gemahlin, eine geborene von N., auf Frau Eve. Die Leute sind arm wie die Kirchen-

mäuse und haben acht Kinder, wovon man sich überzeugen kann, wenn man zufällig (wie mir es einmal geschah) in die Schloßkapelle kommt, die, seitdem die Herrschaften hier nicht mehr residieren, von der Frau Baronin annektiert ist und als Trockenboden für die Kinderwäsche ausgiebig benutzt wird. Der älteste Sprößling der segenreichen Ehe ist eine siebzehnjährige Baronesse. Ich weiß von ihr nur, daß sie blaß und blond ist, hellblaue Schmachtaugen und die für mich, dessen Turmfenster in einem rechten Winkel zu ihrem Zimmer stehen, üble Eigenschaft hat, zu musizieren. Sie spielt Klavier und singt. Das erstere leidlich, das letztere unleidlich, schon deshalb, weil ihr ganzes Repertoire aus einer Nummer besteht. Weshalb sie für diese gerade: „O, danke nicht für diese Lieder —“ erwählt hat, mag der liebe Gott wissen. Jedenfalls habe ich an dem einen Liede genug; vielmehr wünsche, sie hätte von dem „lieben Angesicht“ auch dieses eine nicht „abgelesen“.

Frau Eve sagt, ich habe Mitleid mit den Armen und Elenden und überschätzt mich wenigstens in diesem Punkte nicht, wie in vielen anderen. Habe ich es doch sogar mit diesen Menschen, die freilich ärmer und elender sind als die verwüsteten Gestalten, die sich auf der schmutzigen Chaussee durch Wind und Regen von und zu ihrer Arbeit schleppen. Oder erscheinen uns geistige Armut und moralisches Elend um so häßlicher, in je feinerer Kleidung sie einher-

gehen? je glänzender die Verhältnisse sind, aus denen sie hervorschauen? Dann ist offenbar der Graf wiederum ärmer und elender als seine Beamten, der Ärmste und Elendeste von allen. So sollte ich mit ihm das größte Mitleid haben und würde es auch wohl, wenn ich wüßte — bis in die Einzelheiten wüßte — unter welchen Verhältnissen der Mann so geworden ist. Denn schließlich sind es doch die Verhältnisse, die den Menschen machen; und die, unter denen er aufgewachsen, waren vielleicht im moralischen Sinne verderblicher, als jene, welche seinen armen Hinterlassen und Arbeitern ihre Verkommenheit aufnötigen. Wie kann der einzelne gesund sein, so lange die Verhältnisse ungesund sind? Und sind das gesunde Verhältnisse, die Tausende zum physischen, moralischen und geistigen Hungertuch — *starving* sagt der Engländer, — verdammen, damit einer, an der Tafel der Üppigkeit von früh auf schwelgend, nie die himmlischen Mächte kennen lernt? Und nie sich selbst, nie das Maß seiner Kraft, der hundert täuschende Flügel angelegt werden? nie seinen wirklichen Wert, den die Schmeichler, die ihn umhuhlen, immer hundertfach übertaxieren, sodaß der arme Narr in seinem von allen Seiten sorgfältig genährten Größenwahn gar nicht anders kann, als sich für einen Halbgott halten?

Gewiß, unsere modernen Realisten haben recht, wenn sie in der Erklärung ihrer Menschen wieder und

immer wieder den Hauptaccent auf das „Milieu“ legen, in welchem der Betreffende aufwuchs und lebt.

Wobei dann freilich unerklärt bleibt, wie aus demselben Milieu so grundverschiedene Menschen hervorgehen wie etwa der bestialische Skapzeß und der edelgesinnte Anders.

Der Wächter, der an meinem Turm vorüberstreift, pfeift seinen Eulenschrei und ruft die zweite Stunde ab. Ich werde noch mit ihm zum Nachtvogel werden.

Gott sei Dank! sie ist wieder hier mit den Kindern, während ihr Gatte in gräßlichen Geschäften noch eine weitere Reise nach Warschau und Rußland hat antreten müssen. Sie hat freundliche Tage in Berlin verlebt, die noch freundlicher gewesen sein würden, hätten ihr Gatte und der Herr Graf in den Konferenzen nicht eine so böse Seide miteinander gesponnen. Sie konnte offen mit mir über diese Dinge sprechen, die mir aus der Korrespondenz der Herren, die durch meine Hände geht, soweit hinreichend bekannt sind. Es handelt sich um die Neuverpachtung der Kohlenwerke für die nächsten Jahre, bei der, wie jetzt die Entscheidung gegen die Ansicht des Oberdirektors gefallen ist, ein Verlust von anderthalb Millionen in sicherer Aussicht steht. Daß unter diesen Verhältnissen die Ausführung des Projektes, den Ar-

beitern in der unmittelbaren Nähe der Gruben menschenwürdige Wohnungen zu schaffen, wiederum *ad calendas graecas* vertagt wird, versteht sich von selbst. Wie er (der Graf) wohl seine Einwilligung zu so kostspieligen Experimenten geben solle, wenn der Oberdirektor in der Kohlenfache recht behalte! Natürlich ist dieser dem ironischen Herrn die Antwort nicht schuldig geblieben, und es wäre beinahe zwischen ihnen zum Bruch gekommen, jedenfalls zum größten Gaudium des Herrn Subdirektors, der natürlich in dem ganzen Handel der Einbläser des Grafen gewesen ist.

Der arme Graf hat aber auch sonst Ursache zu seiner gereizten Stimmung gehabt. Aus seinem Hause scheint mit Isabel der letzte Schimmer des Behagens verschwunden zu sein. Er soll Himmel und Hölle aufgeregt haben, daß die Heirat nicht zu stande kam, und als Isabel dann doch ihren Willen durchsetzte, ganz zerschmettert und sein einziger Trost der gewesen sein, daß nun wenigstens auch Armand die Hoffnung draußen lassen müsse. Frau Dr. Eberhard, von der natürlich diese Mittheilungen stammen, behauptet, Armand habe nie welche gehabt, wozu ich natürlich im stillen aus tiefster Seele Amen sage. Überdies würde ja der Herr Papa nun und nimmermehr seine Einwilligung gegeben haben! Armand ist seit einem Jahre Offizier. Er steht bei den Gardedragonern und in dem Rufe, einer der flottesten Kavaliere der Residenz zu sein.

Ich glaub's gern. Hübsch und gewandt genug ist er. Es fragt sich nur, ob seine Flotttheit nicht größer ist, als die Zuschüsse zu seiner Gage aus seines Vaters Börse. Mögen beide sehen, wie sie miteinander fertig werden! Es wird immerhin schwer halten, seitdem die Gräfin nicht mehr, wie früher, die Vermittlerrolle übernehmen kann. Nachdem ihre Ueberspanntheit sich in den Kreuz- und Quersfahrten, von denen mir Isabel schrieb, ausgerast, ist sie — bald nach Isabels Weggang — in tiefste Apathie verfallen, und man hat sie einer maison de santé übergeben müssen. Die arme Sibylle! Wie das zarte, liebe Mädchen mir von Herzen leid thut! Sie ist jetzt fast ganz in das Zimmer gebannt, die meiste Zeit bettlägerig, die andere in einem Krankenstuhl mit der Lektüre philosophischer und theologischer Schriften verbringend. Es soll nichts rührenderes geben, als ihr durchgeistigtes, wachsbleiches Gesicht, aus dem die großen frommen Augen wie einer schon halb Verklärten blicken! Ich möchte sie so gern einmal wiedersehen.

Und dazu habe ich ja nun gegründete Hoffnung. Der Verleger hat meinen Roman angenommen unter der Bedingung, daß ich den ersten Teil kürze, was ja völlig mit meinen Wünschen übereinstimmt. Er zahlt ein Honorar, das Professor Richter mäßig nennt, während es meine kühnsten Hoffnungen auch dann übertreffen würde, wenn ich mir überhaupt welche gemacht hätte. Das Buch soll noch in diesem Herbst

erscheinen. Der Professor nimmt an, daß ich persönlich den Druck überwachen werde, bleibt also bei der Ansicht, daß meines Bleibens hier nur noch diesen Sommer hindurch sein dürfe, und — Frau Eve muß dem Vater recht geben! Während sie mir die Vortheile, die eine Übersiedelung nach Berlin für mich haben würde, auseinandersetzte, hatte ich zum erstenmale die Empfindung, daß sie nicht ganz ehrlich gegen mich war. Sie pflegt sonst bei einer Ansicht, die sie sich gebildet hat, fester zu beharren; auch hatte ihre Stimme nicht den gewohnten ruhigen Klang und sie stochte ein paarmal in ihrer Rede, was ihr sonst nie begegnet. Ich zerbreche mir den Kopf darüber, wodurch diese schnelle Besehrung bei ihr veranlaßt sein kann. Daß der Professor gerade zum Herbst einen Amanuensis braucht, der ich dann sein soll, ist ja gewiß ein glücklicher Zufall; aber an dergleichen Chancen kann es doch in einer so großen Stadt bei einiger Protection nicht fehlen. Da die Möglichkeit, daß sie mich um ihrethalben forthaben will, ausgeschlossen, die Wahrscheinlichkeit, daß sie für meine Seelenruhe fürchtet, äußerst gering ist, bleibt nur die eine Erklärung: sie spricht nach dem Wunsche, vielleicht im Auftrage ihres Vaters. Wobei sich dann wieder fragt, ob er den ungeschickten Sekretär los zu sein wünscht, oder — dummes Zeug! Das sähe dem Manne so unähnlich wie möglich, obgleich — lieber Freund, sei kein Narr! Du bist empfindlich, daß der

besten aller Frauen nicht das Herz bricht, weil du deinen Känzel schnüren mußt, und möchtest nun, anstatt einfach die Dinge zu nehmen, wie sie liegen, eine Shakespearesche Eifersuchts-*tragödie* inscenieren, zu der sich nur leider die *personae dramatis* nicht finden wollen. Sie hat in ihrem kleinen Finger mehr Verstand, als die holde Desdemona in ihrem hübschen Köpfchen; und wenn Othello, anstatt Feldherr der Republik Venedig, Oberdirektor des Grafen Waldburg gewesen wäre, hätte er mehr zu thun gehabt, als über ein verirrtes weißes Batisttuch die schwärzesten Grillen zu fangen. Nestierte nur der Cassio, zu dessen Lobe sein bester Freund doch nur versichern konnte, daß er ein bildhübscher Junge sei, — etwas, das, soviel ich weiß, selbst mein schlimmster Feind noch nicht von mir behauptet hat.

Truth is stranger than fiction! Während meine Phantasie zaghaft mit einer unmöglichen Eifersuchts-*tragödie* spielt, hat in Eisenhammer eine sehr wirkliche, seltsamste ihren erschütternden Abschluß gefunden.

Albinka hat sich in dem kleinen See hinter dem Dorfe ertränkt! Sobald die Nachricht hierher kam, hat ich um Urlaub und eilte hinüber. Von Anders war nicht viel zu erfahren — der sonst so Gelassene war ganz zerschmettert — desto ausgiebiger flossen die Kommentare der dörflichen Geschichtenträger beider-

lei Geschlechts. Man hatte an der Unglücklichen längst eine ihr sonst ganz fremde Niedergeschlagenheit beobachtet, die sich bis zur Schwermut und Menschen-scheu vertiefte. Die von ihr früher so gern aufgesuchten Tanzböden mied sie völlig, ging selten aus dem Hause und dann nur, um in Feld und Wald die einsamsten Stellen aufzusuchen. Man ließ sie gewähren und verlor schließlich an ihr, die sonst immer in aller Leute Munde war, jedes Interesse, das um so lebhafter wieder erwachte, als das Gerücht auftauchte, die Spaziergänge der schönen Frau seien nicht ganz so einsam, wie man angenommen hatte. Das Gerücht erhielt sich nicht nur, sondern fand bald mehr oder weniger glaubwürdige Bestätigung von verschiedenen Seiten, und der letzte Zweifel mußte schwinden, als der Betreffende im trunkenen Übermut den Wirtshauskumpanen gegenüber sich seiner Eroberung rühmte. Es war niemand anders als Stanik Stolarzeck, jener widerwärtige, brutale, stier-nackige Mensch, der früher stets Marthe mit seinen Werbungen belästigt hatte, von Albinfa, die Marthe aus dem Hause haben wollte, sehr begünstigt war und, als diese das Haus verlassen, die Gunst der schönen Stiefmutter sich weiter zu Nuzze gemacht hat, wie aus dem traurigen Ausgang des schlimmen Handels mit nur zu großer Sicherheit hervorgeht. Man nimmt an, und muß wohl annehmen, daß der Mensch dem unglücklichen Weibe, wenn sie sich von

ihrem Gatten scheiden ließe, die Ehe versprochen und sie daran gezweifelt hat, vielmehr überzeugt gewesen ist, er werde sein Versprechen nicht halten. Eine Überzeugung, der sie sich wohl nicht verschließen konnte, wenn der wüste Gesell geflissentlich unter ihren Augen sein gewohntes liederliches Treiben mit den notorisch schlimmsten Dirnen in der Fabrik fortsetzte. Irgend eine schlimmste von den schlimmen Scenen, die sicher zwischen den beiden sich abgespielt, wird dann die Katastrophe herbeigeführt haben. Man munkelt noch von einem anderen Umstande, welchen die Unglückliche, da sie ihn nicht länger verbergen konnte, in den Tod getrieben.

Der arme Anders! Er hat die so viel jüngere Frau, wie denn das zu sein pflegt, mit der ganzen Kraft seines treuen Herzens geliebt, und wehrt sich nun wie ein Verzweifelter gegen die traurige Wahrheit, die doch mit Händen zu greifen ist. Ich glaube nicht, daß er den Schlag verwindet. Er weist jeden Beistand zurück: Frau Eveß, die in gewohnter Hilfsbereitschaft ihre Dienste angeboten hat, selbst Marthes, welche den einen der Stiefbrüder, oder beide zu sich nach Berlin nehmen will. Dabei ist die Wahl, die er für die Person getroffen hat, welche in Zukunft bei ihm haushalten soll, so sonderbar, daß ich an seinem gesunden Verstande zu zweifeln beginne: die alte Kubiska, an der Frau Eve und ich an jenem Abend hier unten in der Halle Samariterdienste

thaten; die allen jungen Leute, die sie bei einander stehen sieht, prophezeit, sie würden noch einmal ein Paar werden, und die von dem ganzen Dorfe einfach für verrückt gehalten wird. So darf Anders sich rühmen, nachdem er die Schönste der Schönen sein Weib genannt, die Häßlichste der Häßlichen zur Haushälterin zu haben. Möglich, daß dieser ungeheuerliche Gegensatz den phantastischen Mann gereizt hat. Andere haben eine andere Auslegung. Die Kubizka sei, als Anders vor nun fünfundzwanzig Jahren aus seiner deutschen Heimat in das polnische Nest kam, eine kinderlose annehmbare Witwe gewesen, die ihr Auge auf den stattlichen Fremden geworfen, obgleich er bereits mit Frau und Kindern versehen war. Sie habe sich dann, als Anders' erste Frau starb, sichere Hoffnung auf seinen Besitz gemacht, die er durch seine Heirat mit der schönen Albinka täuschte. Darüber sei sie verrückt geworden, und Anders wolle jetzt die Ärmste für das viele Leid, das er ihr wider Willen zugefügt, soweit es in seinen Kräften stehe, entschädigen. Auch das sähe ihm ähnlich. Aber Unsinn ist und bleibt es. Ich werde an Marthe schreiben, ob da nicht irgendwie eine Abhilfe geschafft werden kann.

Und wenn nun schon die Erinnerung an jene schwüle Sommernacht, die mich meine linke Hand gekostet hat, zu den peinlichsten meines Lebens gehört, so ist sie durch diese graußigen Geschehnisse noch um vieles peinlicher geworden. Es ist entsetzlich, in wel-

dem Dunkel wir armen Menschen wandern! Hätte ich die Unglückliche retten können? Wodurch? Daß ich an meinem väterlichen Freund den schändlichsten Verrat übte? Die Heiligkeit des Gastrechts schändete? mich in meinen eigenen Augen für immer ehrlos machte? Und das alles für eine, die doch verloren war! die zu einem Stanis Skolarzedz sich erniedrigen konnte! Sie, die die Natur in einer üppigen Gebelaine geschaffen! die vielleicht unter anderen Verhältnissen —

Da wäre ich denn glücklich wieder bei den Verhältnissen, dem Milieu, wie unsere Realisten sagen, und vor dem ich von Tag zu Tag mehr Respekt bekomme. Verhältnisse! es klingt fast so fürchterlich, wie die „Mütter“ im Faust. Sind sie es doch, aus deren geheimnisvollem Schoße alles emporsproßt. Und dessen Geheimnis man ergründen muß, will man zur Klarheit und zur Wahrheit gelangen.

Jedenfalls will ich in meiner nächsten Novelle (oder wird es wieder ein Roman?) alle Sorgfalt auf das Milieu verwenden.

Damit es mir ergeht, wie Zola mit seinem „Germinal“ in den Augen unseres Oberdirektors, der, als gelegentlich Frau Eve, wohl nicht, ohne einen Hinweis für mich geben zu wollen, von der intimen bergmännischen Sachkenntnis sprach, die der Meister in dem genannten Roman entwickelt habe, erst verwundert zuhörte und dann mit Nachdruck sagte: „nimm's mir

nicht übel, liebe Frau, aber von diesen Dingen verstehst Du nichts. Ich kann Dich versichern, wenn einer meiner Obersteiger solche Dummheiten machte, wie der Mann in dem Buche seine Leute machen läßt, er wäre die längste Zeit Obersteiger gewesen."

Wenn Fritz Reuter behauptet, daß man gut nur Geschichten erzählen könne, bei denen man selbst „dabei gewesen ist“, darf man sie doch nicht erzählen wollen, bevor sie einem in eine gewisse fänstigende Zeitferne gerückt sind.

Der Tod der schönen Albinka schien mir der tragische Abschluß einer Dorfgeschichte, die ich nur so hinzuschreiben brauchte, um Berthold Muerbach und Gottfried Keller ein Paroli zu biegen. Dann fand ich bald, daß es an allen Ecken und Enden haperte, ich den Personen und Geschehnissen gegenüber, die ich so genau kannte, gar keine dichterische Freiheit hatte. Das würde ja in den Augen eines Realisten von der strikten Observanz meiner Arbeit nur zum Vorteil gereicht haben; in den meinen wurde sie dadurch zu einer trockenen Photographie anstatt zu einem farbenfrohen Gemälde. Dazu kommt: ich kann aus der Geschichte nicht wohl fortbleiben und die Scheu nicht überwinden, mich in Scene zu setzen. Und indem ich es doch versuche, merke ich erst, wie unklar ich über mich selber bin, über die Motive, die mich bewegt

haben, im Dunkeln tappe, und schäme mich der Annäherung, in den Seelen der anderen, die ich doch noch weniger kenne, wie in einem aufgeschlagenen Buche lesen zu wollen. So kam ich bei der Schilderung Marthe's auf den wunderlichen, durch nichts gerechtfertigten Gedanken — es widerstrebt mir, ihn niederzuschreiben — sie habe mich geliebt, Albina es gewußt und in jener Nacht nicht im Wahnsinn der Überraschung und Scham das Messer ergriffen, sondern um endlich Rache an der verhaßten Nebenbuhlerin zu nehmen. Auch Anders macht mir viel zu schaffen. Ich sah einen poetischen Meisterzug darin, wenn ich den guten, wohlwollenden Menschen, der nie jemandem etwas zuleide gethan, über die Grausamkeit, mit der das Geschick ihn behandelt, wahnsinnig werden ließe, und werde von abergläubischer Furcht gefoltert jetzt, wo sich bei ihm Symptome zeigen, die, wenn nicht auf völligen Wahnsinn, so doch auf eine starke Störung seines Geisteslebens schließen lassen. Er soll alles Ernstes damit umgehen, die alte Rubizka zu heiraten. Die andere sei jung und schön gewesen und habe ihn betrogen, diese, die alt und häßlich, werde ihm treu sein; jene, die ihn nie geliebt, habe sich sein Weib nennen dürfen, so solle diese, die ihn immer geliebt, nicht seine Magd bleiben; je ungerechter das Schicksal, um so mehr müßten die Menschen nach Gerechtigkeit streben, und wollten die anderen Menschen darin nicht mit thun, so sei das kein Grund für ihn, die Hände in

den Schoß zu legen. So habe es Christus gehalten und dafür den Kreuzestod erlitten; so Arnold Winkelried, als er sich die österreichischen Speere in die Brust stieß. Er wollte der Freiheit eine Gasse machen, die gefnebelt sei, so lange die Ogres ihre Eisenpanzer der nackten Brust des Volkes entgegenstemmten. Jede Fabrik, deren Maschinen vom Kapitalismus geheizt würden, sei ein Ogre, der zu Boden müsse. Und ginge darüber alles zu Grunde — es sei für den Menschen lange nicht so schmachvoll, mit den Tieren in Freiheit von den Kräutern des Feldes sich zu nähren, als im Dienste der Ogres sein Brot zu essen!

Diese letzten Phrasen habe ich aus seinem Munde mit meinen Ohren gehört. Er sagte alles ohne scheinbare Erregung; nur in seinen grauen Augen unter den dunklen Brauen blitzte es manchmal unheimlich.

Und ich muß mir sagen, daß zum mindesten diese verrückten Ogre-Ideen von dem Mittag datieren, als ich ihm im Walde mein Märchen erzählte!

So habe ich im Herumtasten an dem ungefügigen Stoff, in mißglückten Versuchen die prosaisch spröde Masse in poetischen Fluß zu bringen, zwei kostbare Monate verloren.

Frau Eve ist sehr unzufrieden mit mir; ich bin es wahrlich nicht minder.

Ich hatte, ohne es ihr zu sagen, an ihren Vater nach Berlin geschrieben, daß, so er mich noch brauchen könne, ich zum ersten Oktober, wenn er wolle, noch früher, zu seinen Diensten stehe. Er antwortete umgehend, ich sei ihm sehr willkommen, und er erwarte mich bestimmt zum ersten Oktober. Natürlich machte ich dem Chef die nötigen Mitteilungen, die er gleichmütig entgegennahm. Warum auch nicht? Er verliert an mir nichts, und für den Verlust, den ich erleide, braucht er nicht aufzukommen. Ihr hatte ich es nicht zu sagen gewagt; sie mochte es durch ihren Gatten erfahren. Und ich nahm an, daß sie es erfahren habe und mit Stillschweigen über die Sache weggehen wolle.

Ich hatte mich wieder einmal geirrt.

Heute Nachmittag zum Kaffee geladen, hatte ich kaum ihr Zimmer betreten, als sie mir lebhaft entgegenkam und, meine beiden Hände ergreifend, rief: So ist es denn wirklich entschieden! Sie wollen fort!

Sie selbst haben mich ja fortgeschickt, gnädige Frau!

Nennen Sie mich nicht gnädige Frau, wenn Sie solchen Unsinn reden! Sie hätten lange warten können, bis ich Sie fortschickte. Sie wissen, wie Sie mir fehlen werden.

Und ich weiß nicht, wie ich ohne Sie leben soll.

Wir waren beide so bewegt, daß, als wir uns dann gesetzt hatten, eine Weile verging, bevor wir weiter sprechen mochten.

Das wird sich finden, wie alles in der Welt, sagte sie, an meine letzten Worte anknüpfend, für Sie sehr viel schneller und leichter als für mich, die ich hier in meiner Einsamkeit bleiben muß auf wer weiß wie viele Jahre. Wie oft ist mein Mann auf Wochen verreist; dann kommen Tage und Tage, wo ich kein Wort spreche außer mit den Kindern und den Diensthoten. Und ist er hier, so gehören Gespräche über Litteratur und Kunst auch nicht zur Tagesordnung. Ich beklage mich nicht. Ich glaube, alle Männer, die es in ihrem Berufe, er sei nun, welcher er sei, zu etwas Bedeutendem bringen wollen, müssen einseitig sein; und mein Mann ist in dem seinen so bedeutend, daß er, wenn einer, das Recht hat, sich für eine Menge Dinge, unter anderen für Kunst und Litteratur, nicht zu interessieren. Nur daß sie gerade die sind, denen mein Interesse von Jugend auf gegolten hat und Zeit meines Lebens gelten wird. Ich war durch meinen Vater und die Menschen, die in seinem Hause verkehrten, nach dieser Seite hin etwas stark verwöhnt. Und nun werden Sie lachen, wenn ich sage: mit Ihnen, der Sie nie in Berlin gewesen sind, ist mir ein Stück Berlin zurückgekommen. Ich durfte wieder über meine Lieblingsthemata sprechen; durfte sogar, indem Sie mich an Ihren Arbeiten teilnehmen ließen, intimere

Blicke in die Werkstatt eines Dichters werfen, als je zuvor. Und das Beste von allen —

Hier stockte sie und fuhr dann in ihrer mutigen Weise, mir gerade in die Augen blickend, fort:

Sie haben nie eine Schwester gehabt. Ich meine, das ist ein Unglück für jeden jungen Mann, zumal für einen, der von Berufswegen unter anderem auch in der Frauenseele geläufig lesen soll. Ich habe mir eingebildet — nein! — ich weiß, daß Sie in mir eine Freundin gefunden haben, die, wenn sie auch besser, geistreicher, und der Himmel mag wissen, was noch alles sein könnte, es ganz gewiß so gut mit Ihnen meint, wie es nur eine Schwester meinen kann.

Sie reichte mir die Hand, die ich, mich herabbeugend, küssen wollte. Und dann, ich weiß nicht, wie es geschah, hatte ich sie auf die Lippen geküßt — den reinsten Kuß, den je ein Bruder auf den Mund seiner Schwester gedrückt hat.

Keine Spur von Befangenheit dann weder bei ihr, noch bei mir! Im Gegenteil! es war, als ob ein Alp von uns genommen wäre, und wir dürften zum erstenmale nach unserer Herzen Wunsch frei miteinander verkehren. Wir lachten und scherzten und neckten uns und waren übermütig wie Kinder. Es war die glücklichste Stunde meines Lebens. Wäre sie doch ein paar Tage früher gekommen! Ich hätte mich wahrlich noch sehr bedacht, bevor ich ein so hohes Glück

für das Linsengericht hingab, das sich Berlin nennt.
Jetzt ist es zu spät.

Ich soll für meine Überhaft gründlich abgestraft werden. Da liegt ein Brief vor mir — von ihr! Sie wird zum Herbst nicht hierher —

„Neapel. Hotel du Louvre. Mai 188*

Liebes Sonntagskind! Du hast Dich zu früh auf mein Kommen gefreut. Ich soll noch eine Zeit in der Welt herumsinbadisieren, ein paar Monate wieder einmal auf Capri, Herbst und Winter in Palermo, vielleicht Kairo verleben. Die Ärzte wollen es (NB. nicht meinethalben!) Es ist grausam, besonders, weil es so grausam langweilig ist. Ich kann Dir nicht sagen, wie ich dies Leben satt habe. Ich möchte manchmal Räuber in den Abruzzen werden, da ich vermute, daß diese Edlen nicht täglich dreimal Toilette zu machen brauchen. Mich überläuft ein Schauer, wenn ich nur das Wort Corso aussprechen höre; und wenn die Kellner die Thür zum Speisesaal aufreißen, meine ich immer, daß es nicht zur Table d'hôte, sondern direkt zum Schaffot geht. Es wäre vielleicht zu ertragen, gäbe es keine Engländer. Sie werden noch mein Tod sein. Bei den alten Gentlemen mit den dünnen Lippen, die stets nach Luft zu schnappen scheinen, und den hohen Kravaten, die ihnen die mageren Hälse zuschnüren, muß ich immer an Deinen Dgre-

könig denken, der einen Tannentwipfel in der Kehle stecken hat; aber die jungen mit ihren ausgeschnittenen Kragen und Westen und der studiert blasirten Miene, die immer sagen zu wollen scheint: ich weiß ja, daß ich ein Adonis bin, aber ich lege keinen Wert darauf — sie sind noch viel abscheulicher. Jeder von ihnen könnte zu Deinem Ogreprinzen Modell gegessen haben. Unter den Damen sind oft auffallend hübsche Erscheinungen, aber — ich kann alles ertragen, nur keine Koketterie. Und wenn Du jetzt sagst: außer bei dir selbst, so bist Du kein gutes Sonntagskind, sondern ein böser Bube von der schlimmsten Sorte, der wahrhaftig nicht wert ist, daß eine arme kleine Fee sich für ihn die Finger wund schreibt.

Ich freue mich furchtbar auf Deinen Roman, in dem ich die Heldin bin. Er wird mich, so lange ich ihn lese, die grausame Prosa um mich her vergessen lassen, und daß ich nicht besser bin als die Bataillone von Frauenzimmern, die mit mir die Coupés erster Klasse auf den Eisenbahnen, die Konversations-Lese- und Speisesäle der Hotels unsicher machen, und bei deren schauderhaften Anblick ich immer frage, wozu um alles in der Welt sie wohl der Herrgott geschaffen hat.

Schreibe mir noch hierher, vorausgesetzt, daß Du wieder einen so lieben Brief fertig bringst wie Deinen letzten; empfehl mich Deiner angebeteten Frau Eve, und — nein! Eitelkeit war immer eine Schwäche bei

Dir, die ich nicht noch vergrößern darf. Ich schicke
Dir also das nicht, was ich Dir sonst geschickt haben
würde, sondern bin und bleibe nur, wie immer,
Deine Maiennacht."

Ich habe geglaubt, Eve, nachdem sie meine
Schwester geworden, aus meiner thörichten Leidenschaft
für Isabel nicht länger ein Geheimnis machen zu
sollen, und mich weiter nicht geschämt, als sie mich
lächelnd versicherte, daß diese meine Liebe alles mög-
liche für sie sein könne, nur kein Geheimnis. Mit
der Geheimhaltung habe ich es genau so flug an-
gefangen, wie der Vogel Strauß, der sich seinen Ver-
folgern unsichtbar zu machen glaubt, wenn er den
Kopf in den Sand steckt. Als ob es überhaupt einen
Dichter gäbe, der sein Herzensgeheimnis für sich habe
behalten können! Die dichterische Blaaderhaftigkeit
sei manchmal für andere nicht wenig unbequem, aber
die Poesie sauge aus ihr ihre feinste Nahrung, und
so müsse man sich mit Ergebung in das Unvermeid-
liche schicken, wie es gewiß auch Isabel thun würde,
wenn sie sich — von dem Märchen ganz zu schweigen,
daß so durchsichtig sei, wie ein Nebelschleier — in
meinem Roman von ihrem reizenden Köpfchen bis zu
ihren kleinen Füßen abkonterfeit sähe.

So sei denn eine Leidenschaft, die für den Dichter
zur begeisterten Muse werde, so gar thöricht nicht,

und überdies, was sie sehr hoch veranschlage, eine mächtige Wehr und Waffe gegen das Gemeine, dessen sich ein junger Mann sonst so schwer erwehre. Nur müsse er sich bewußt bleiben, daß seine ideale Welt und die Wirklichkeit zwei sehr verschiedene Dinge seien, und um Himmelswillen nicht versuchen wollen, die eine mit der anderen zu verquicken. Das gebe nichts als Konfusion und Unglück, wovon man sich überzeugen könne, wenn man einen Blick in die Ehen, besonders die jungen werfe. Denn die Liebe teile mit der Poesie die idealisierende Tendenz, nur daß die Poesie in dem Gedicht die Scheidung beider Welten rein vollziehe, wozu die Liebe nicht in demselben Maße im stande sei. Wem ein Gott zu sagen gab, was er leide, sei eben dadurch von den Leiden erlöst, während die anderen Menschen ihre Qual stumm weiter tragen müßten.

Mit anderen Worten, sagte ich, es ist ein Glück für mich, daß Isabel nicht mein Weib werden sollte.

Ein sehr großes sogar, erwiderte sie; oder es hätte unbedingt jene Konfusion gegeben, die euch beide tief unglücklich gemacht hätte.

Aber Sie sagten doch eben selbst, ein Dichter wisse sich aus diesem Unglück zu erlösen.

Erstens würde das nur für Sie gelten, nicht für Isabel; und zweitens: durch welche grausamen Kämpfe müßte der Sieg errungen werden! Nein, es ist schon besser so, wie es ist.

Isabel ist nicht glücklich, murmelte ich.

Wissen Sie das so bestimmt, Sie eitler Mensch? Wenn ich nun behaupte, Baron Schönau ist gerade der Mann für ein Wesen wie Isabel, die mit ihren blendenden äußeren Vorzügen nun einmal ein Weltkind ist und bleibt, trotzdem ich ihr Geist und Gemüt keineswegs absprechen will. Der Schwerpunkt wird für sie immer in die ersteren fallen, und Geist und Gemüt nur als Folie dienen, den Glanz jener zu erhöhen.

Sollten Sie hier nicht ausnahmsweise ein wenig ungerecht sein?

Warum nicht, wenn es Sie beruhigt. Übrigens kann ich Ihnen sagen, welche Bewandtnis es mit dem Herbst- und Winteraufenthalt auf Capri und in Sicilien hat. Der Arzt in Rom will bei dem Baron den ersten Anfang eines Lungenleidens konstatiert haben, und Doktor Eberhard, der ihn hier gelegentlich untersuchte, meint, es könne etwas daran sein. So ist es gewiß verständig, wenn man bei Zeiten vorsorgt. Nur daß dieser jahrelange Aufenthalt in der Fremde schließlich doch kostspieliger werden dürfte, als mit den Einkünften Schönaus verträglich ist. So meint wenigstens mein Mann. Es sollte mir aufrichtig leid thun. Ich kann mir Isabels leuchtendes Bild — werden Sie jetzt zufrieden sein? — ihr zur Seite, oder hinter ihr herschleichend, die graue Schattengestalt der Sorge, nicht ohne tiefes Mitleiden vorstellen. Sie gehört in glänzende Verhältnisse.

Und ist doch aus so kläglichen hervorgegangen!
Um sich aus ihnen zu retten, so bald sie konnte.
Wie weit sind wir mit unserer Novelle?

Sie dringt beständig darauf, daß ich, wohl oder übel, die angefangene Dorfgeschichte vollende. Ich halte nichts von den Dichtern, sagt sie, die nur Dichtungsfragmente bringen; sie sind, und wären die Fragmente noch so vielversprechend, doch nur fragmentarische Genies. Ein echter Dichter — jeder echte Künstler — muß sein, wie die Ameise Tamerlans, die mit ihrem Weizenkorn neunundneunzigmal den Stein zu erklimmen versuchte, bis es ihr beim hundertstenmale gelang, oder wie Jakob, der mit dem Engel rang und zu ihm sprach: ich lasse Dich nicht, Du segnest mich denn.

So bin ich wieder an die Arbeit gegangen mit leidlichem Erfolg. Wenn ich nur erst wüßte, wie ich Anders endigen lassen soll! Er ist die Hauptperson geworden, und da die Geschichte durchaus tragisch ist, kann sein Ende nur ein tragisches sein. Aber welches? Ihn völlig wahnsinnig werden zu lassen, davon hält mich eine unüberwindliche Scheu zurück: ich fürchte immer, ich könnte dadurch den Wahnsinn zur traurigen Wirklichkeit machen. Das ist Unsinn, aber ich komme nicht darüber weg. Und ließe ich ihn wahnsinnig werden, ich könnte ihn doch nicht die verrückte Hexe Rubizka heiraten lassen; ich müßte irgend eine Katastrophe erfinden, in der er einen seiner würdigen Tod fände. Aber welche? Samiel hilf!

Das hat mir nicht von dem Chef gefallen. Wir sprachen — in Eves Gegenwart — über Anders, der die Rubikfa noch immer im Hause hat und fortfährt, durch seine krausen Reden die Leute in Erstaunen zu setzen. Ich sagte, daß ich den Ärmsten für schwer krank halte, und ob es nicht angehe, ihn in eine Anstalt zu bringen, in der er wieder genesen könne? Eve stimmte mir bei. — Ich weiß nicht, was Ihr beide wollt, rief ihr Gatte. So lange der Mann, wie es der Fall ist, seine Arbeit regelmäßig und ordentlich thut, habe ich keine Veranlassung, mich einzumischen. Das mit der Rubikfa ist seine Privatangelegenheit, und was seine Faseleien betrifft, so lege ich darauf kein Gewicht. Die socialdemokratische Lehre ist ein solcher Blödsinn von A bis Z, daß es bei einem, der damit behaftet ist, auf ein bißchen mehr oder weniger Verrücktheit gar nicht ankommt. ;

Ich erlaubte mir zu bemerken, daß eine Lehre, zu der sich Hunderttausende von denkenden Wesen bekennen, doch mindestens einen Kern Wahrheit in sich bergen müsse, und daß es vielleicht nur darauf ankomme, diesen wahrhaftigen Kern aus dem übrigen, das ja immerhin Thorheit sein möge, herauszuschälen.

Auch das wollte er nicht gelten lassen.

Sichten Sie die Spreu, wie Sie mögen, rief er; Spreu bleibt Spreu. Selbst wenn ich von dem kommunistischen Nonsens absehe, von der freien Wahl, der Wertgleich-

heit der Arbeit und anderen völlig utopistischen Träumereien — der Unsinn des Unsinns bleibt: daß die Menge herrschen soll. Das kann sie nicht, hat sie nie gekonnt, wird sie niemals können. Einer muß herrschen, sagt, so viel ich weiß, schon der alte Homer. Das ist das einzig Richtige. Schon, wo zwei herrschen wollen, ist einer zu viel. Woher kommt das ganze Unglück in unserer Verwaltung als daraus, daß mir der Graf beständig in meinen Kram hineingepfuscht und mir das Konzept verdirbt? Wobei ich an Herrn — nun nomina sunt odiosa — und andere Fuchsschwänze, die im Trüben krebßen wollen, noch gar nicht gedacht haben will. Wäre es nicht darum, wir könnten hier ruhig und zufrieden leben, die Arbeit würde florieren, die Leute hätten keinen Grund zur Klage —

Du giebst also zu, daß sie ihn jetzt haben; warf Eve ein.

Beweist das etwas für die Socialdemokratie? rief er. Es beweist nur, daß die beste Maschine schlecht arbeitet, wenn sie mit Reibungen zu kämpfen hat, die ganz unnötig sind und so leicht zu beseitigen wären. So, wie es jetzt ist, kann es leicht passieren, daß sie eines schönen Tages stille steht. Die letzten Nachrichten aus Westfalen lauten spottschlecht. Ein Streik scheint unvermeidlich, und wenn es auch kein Generalstreik wird — das wird es ja nie — so können die partiellen Streiks schon Unheil genug anrichten. Dann geht der Tanz vier Wochen später bei uns los. Unsere

Verhältnisse liegen freilich ganz anders, und die Sache ist von vornherein aussichtslos; aber die Leute sind eben bodenlos dumm und rennen blind in ihr Verderben.

Eve brach das unerquickliche Gespräch ab; es hätte ja auch zu nichts geführt, es fortzusetzen.

Ich hatte freilich die Frage auf den Lippen: wer ist denn schuld an der bodenlosen Dummheit der Leute? Die Antwort hätte wahrscheinlich gelautet: die Pfaffenwirtschaft. Ich gebe zu, daß sie einen großen Teil der Schuld trägt — es sind eben nicht alle Pfarrer wie mein braver Szonsalla — aber trägt sie sie allein? Ist es an anderen Orten, wo man die Unwissenheit der Leute der Pfaffenwirtschaft nicht in die Schuhe schieben kann, denn so wesentlich viel besser?

Nein, mein verehrter Herr Chef: mit dem aufgeklärten Despotismus, auf den denn doch die Einzelherrschaft hinausläuft, geht es heutzutage wirklich nicht mehr. Man wird schon versuchen müssen, ob nicht ein Schuh daraus wird, wenn man das Ding einmal umkehrt. Daß dabei verschiedene sieben Sachen, die an und für sich zweifellos sehr hübsch sind, entzwei gehen, wird sich freilich nicht vermeiden lassen.

Vorgestern war der Geburtstag meines Lieblings Erna. Ein Pate hatte ein kostbares Album geschickt mit dem wunderlichen Motto: Trau, schau, wem? Eve

bat mich, ich sollte ein paar Verse hineinschreiben, die natürlich nicht für das jetzige Verständnis des Kindes berechnet zu sein brauchten. Ich habe seit Monaten keine Verse gemacht — das Novellenschreiben scheint sich nicht gut damit zu vertragen — und brachte gestern Nacht, nicht ohne einiges Kopfzerbrechen, die folgenden zu stande:

Trau, schau, wem?

Es ist noch längst nicht alles Gold, was glänzt,
Und manches glänzt nicht, was doch eitel Gold ist;
Nicht immer scheint die Sonne, wenn es lenzt,
Und mancher Tag im Winter frühlingshold ist;
Du siehst nicht manchem armen Mädchen an,
Daß ihre Seele voll von süßem Duft ist,
Und Hamlet sagt: es lächelt mancher Mann
Beständig, der ein abgeseimter Schuft ist;
Gar manches scheint geschnitten aus ganzem Holz,
Was kläglich doch aus Stücken nur geleimt ist;
Oft wächst an einem Baume dumm und stolz,
Auch giebt's viel Ungereimtes, das gereimt ist;
Gar manches Werk dem Publikum gefällt,
Das doch, bei Licht beseh'n, der reine Schund ist,
Und manche Frau geht klaglos durch die Welt,
Der das gequälte Herz zum Sterben wund ist;
Gar manches steht in der Olympier Hut,
Was einem Cato nimmermehr genehm ist;
Auch dieses merkt dir, Kind: nur dem geht's gut
Im Leben, dessen Wahlspruch: Trau, schau, wem? ist!

Wissen Sie, sagte Eve, wie mir Ihre Verse vorkommen? Wie das Menü sparsamer Hausfrauen am Sonnabend, das man eine Wochenübersicht nennt. So

haben Sie von allem, was Sie bisher erlebt, etwas genommen und sich den Anschein gegeben, aus ganzem Holz zu schnitzen, während Sie doch nur aus Stücken — nicht kläglich, da muß ich Sie gegen Sie selbst in Schutz nehmen! — aber doch leimten. Wollen Sie es auf eine Stichprobe ankommen lassen?

Bitte!

Das unscheinbare arme Mädchen mit der Seele voll von süßem Duft ist Marthe.

Zugegeben.

Mit dem eitel Gold, das nicht glänzt, haben Sie mir schmeicheln wollen.

Nicht schmeicheln!

Still!

Der Baum, an dem dumm und stolz in trauter Gemeinschaft wachsen, ist natürlich ein gräßlicher —
Getroffen!

Wie der stets lächelnde Schleicher ein bürgerlicher Subdirektor, der sich gern zum Generaldirektor liebedienern möchte.

Aufzuwarten!

Neben dem sich dann der stolze Cato in der Person des Herrn Verfassers sehr vorteilhaft abhebt.

Und das nennen Sie eine Stichprobe!

Ich bin gleich zu Ende. Daß Sie Ihrer lieben Mutter mit der „klaglosen Frau“ pietätvoll gedacht haben, ist schön von Ihnen; aber daß Sie in dem ersten Verse Ihre Gottheit verleugnen, wie Petrus

den Herrn, ist abscheulich. Und das, bloß um mir nach dem Munde zu reden!

Ich verstehe Sie nicht.

Aber ich nehme alles zurück und bekenne reuig: sie glänzt nicht nur, sondern ist Gold, so, daß Eitel-Gold im Vergleich dazu allerordinärstes Kupfer ist, und es der liebe Herrgott überhaupt gar nicht schaffen, sondern nur ein Poetengehirn erträumen kann.

Hören Sie auf!

Wenn Vogel Strauß zugeben will, daß er wieder einmal seinen klugen Kopf in den Sand gesteckt hat.

Alles, was Sie wollen!

Sie war so übermütig, wie ein Mädchen von sechzehn Jahren.

Welch' eine Frau! Mein Leben wird nicht ausreichen, ihr zu danken für das unermessliche Licht, das sie in mein dunkel-einsam Leben getragen hat!

Hätte ich eine Faser der herkulischen Kraft, die Zolas Muskeln schwellt, wenn es gilt, einen Augiasstall zu räumen, so müßte sie sich jetzt regen. Der Chef hat richtig prophezeit: die Streifbewegung der Bergarbeiter in Westfalen hat sich für unsere Arbeiter kontagiös erwiesen. Noch ist es nicht bis zum Streif gekommen, aber er steht vor der Thür. Es summt in unseren Arbeiterkreisen, wie in einem Bienenkorbe, dessen Volk schwärmen will. Der Chef ist fortwährend

unterwegs, von einem Werke zum anderen, den Beamten Mut einredend, den Leuten Vernunft predigend, neunundneunzigmal untersuchte Schäden und Übelstände zum hundertstenmal untersuchend. Er hat mich fast beständig in seiner Begleitung. Auf den langen Fahrten von einem Ort zum anderen bemüht er sich, mir begreiflich zu machen — was er früher nie gethan — um was es sich eigentlich handelt, und wie unrecht die Leute haben. Wenn man ihn hört, übertrifft nichts die Ausbündigkeit ihrer Thorheit, sind sie ganz von Gott verlassen. Und es ist wahr: fragt man sie, wo sie denn der Schuh drückt, daß sie durchaus einen Streif haben müssen, kommen die sonderbarsten Dinge zu Tage. Der eine meint, er sei ja soweit zufrieden, aber daß der Schulmeister jetzt gar linierte Schreibhefte verlange, gehe doch über den Spaß. Ein anderer will streifen, weil er, wie er behauptet, bei der letzten Lohnauszahlung ungerechtere Weise um zwanzig Pfennig verkürzt sei; ein dritter, weil ihn der Obersteiger, der allerdings sein Pate sei, fortführt, mit Du anzureden, trotzdem er es sich verboten. — Ich glaube nur, dieß und anderes Thörichte ist nur Verlegenheit und Feigheit der Leute, die dem gestrengen Herrn Oberdirektor gegenüber nicht mit der Sprache herauszugehen wagen. Unter sich werden sie ganz anders reden.

Und wenn der Chef mir vorrechnet und ziffernmäßig beweist, daß von einer Lohnaufbesserung unter

den augenblicklichen Verhältnissen gar nicht die Rede sein könne, wolle man sich nicht von der Konkurrenz auf dem Weltmarkte ausschließen und mit Defizit arbeiten, so frage ich mich, ob es gerecht sei, daß die armen Argiver in den ruhigen Blusen büßen müssen, was die besrachten Könige auf dem Weltmarkt gesündigt haben; und ob das Defizit gar so groß sein würde, wenn der Herr Graf seiner Zeit nicht zwei Millionen in dem neuen Schloß verbaut hätte und sich in Zukunft mit der Hälfte der Dienerschaft und dem halben Marstall begnügte.

Diese Medaille hat denn doch eben auch ihre zwei Seiten, und die mir jetzt täglich zugekehrt ist, welcher Medusenantlitz zeigt sie! Ich glaubte, von Eisenhammer her das Elend gründlich zu kennen — ich habe doch nur die Oberfläche gesehen, nicht in die grauenhafte Tiefe. Unsere Verhältnisse dort waren fürstliche im Vergleich zu denen, die ich jetzt in den Dörfern und Ortschaften um die Kohlenwerke herum kennen gelernt. Gestern waren wir in einer Baracke von Haus, das zufällig den Leuten noch nicht über den Köpfen zusammengefallen ist, von siebzig Menschen bewohnt wird und eigentlich nur drei bewohnbare Räume hat — in dem einen, dem größten, dreißig Menschen: Männer, Weiber, Kinder — zur Nacht! — und die Hälfte betrunken! — Der Greuel ist nicht auszudenken!

Die Unglückseligen! denen der Stempel des Elends mit so fürchterlicher Deutlichkeit auf die fahlen, ver-

wüfteten Gesichter geprägt ist: Männer, gebrochen, greisenhaft mit fünfzig Jahren! Frauen, die mit dreißig alte Weiber sind! Junge Burſchen von achtzehn, deren ausgemergelte Leiber und ſcheu-frecher Blick die intimſte Bekanntschaft mit jedem Laſter verraten! Und dazu die hübschen, oft bildſchönen Kinder, die uns aus großen, dunklen, melancholiſchen Augen anblicken, als wollten ſie fragen: ſind wir wirklich nur geboren, um zu werden, wie unfere Väter und Brüder, unfere Mütter und Schwestern?

Nein, und tauſendmal nein! Dieß geht nicht mit rechten Dingen zu, mögen die Hochmögenden, Hochweißen und meinetwegen auch Wohlmeinenden ſagen, waß ſie wollen! Hier iſt etwas faul im Staate, und nicht bloß etwas: ein ſcheinbar machtvoller Staat, der ſolchen zum Himmel ſchreienden Zuſtänden gegenüber ſeine Ohnmacht erklärt, gleicht einem ſtattlichen Hauſe, daß auf morſchen, angeſauten Fundamenten ruht, die über kurz oder lang in ſich zuſammensinken müſſen, und über ihnen wird daß Hauß zuſammenſtrachen.

Ich klage Eve meinen Jammer. Sie weiß mich nicht zu tröſten. Ich bin überzeugt, daß ſie die Dinge genau ſo ſieht, wie ich.

Wie ſtellt ſie ſich dabei zu ihrem Gatten? Daßſelbe wollen und daßſelbe nicht wollen, daß allein iſt wahre Freundschaft, meint Galluſt. Und Freundschaft, ſagt man, iſt der Liebe beſter Teil.

Oder iſt eß nicht ſo? Giebt eß eine Liebe, die der

Freundschaft entraten kann? Und ist sie die eigentlich wahre Liebe? Die Liebe, die sagen dürfte:

„Es ist noch längst nicht alles Gold, was glänzt“ — ohne daß ihren eigenen Glanz auch nur der leiseste Hauch des Zweifels trübte?

Was habe ich erleben müssen! Ich muß es niederschreiben, um in späteren Jahren sicher zu sein, daß nicht alles bloß ein wüster Traum, ein Spuß ist, mit dem mich meine Phantasie schrecken will.

Meine Phantasie! Welch' Kinderspielzeug ist sie im Vergleich zu der furchtbaren gigantischen Maschine, die man das wirkliche Leben nennt!

Wochenlang habe ich darüber gegrübelt, wie ich den Anders meiner Dorfgeschichte zu einem tragischen Ende bringen könnte — die Maschine packt den wirklichen Anders, schleudert ihn unter eines ihrer Räder, und die Arbeit ist gethan!

Aber ich fange beim Ende an und ich wollte ja pragmatisch sein wie ein alter Chronist.

Wir saßen beim Frühstück — ich war in diesen aufgeregten Tagen völlig ein Glied der Familie geworden — schon zur Fahrt fertig, die diesmal nach Marienhütte gehen sollte, von wo noch in der Nacht bedenkliche Nachrichten eingelaufen waren, als Friedrich schreckensbleich mit einem Zettel in der Hand hereinstürzte, den eben ein Reitender von Adams hütte ge-

bracht habe. Es hatte ursprünglich eine Depesche sein sollen, die der Direktor in Marienhütte aufgeben wollte in dem Augenblick, als der Telegraphendraht von den Aufrührern zerschnitten wurde. Ein Getreuer hatte dann das Blatt mit Lebensgefahr durch die von allen Seiten herbeiströmenden Haufen nach Adamsbütte getragen, wo ebenfalls die Leitung zerstört war; so hatte denn der dortige Direktor einen berittenen Boten abgesandt. Darüber waren anderthalb kostbare Stunden verloren, wo keine Minute zu verlieren war. Die Depesche lautete: „Kommen Sie augenblicklich; ich kann die Leute nicht mehr bändigen.“

Der Chef war in sein Zimmer gestürzt; Eve und ich blickten einander an. Sie war sehr bleich, aber auf ihrem lieben Gesicht lag dieselbe machtvolle Fassung, die sie auch an dem Bett des todfranken Kindes in den schlimmsten Augenblicken nicht verloren hatte. Sie streckte mir die Hand hin: Du wirst ihn nicht verlassen, sagte sie mit leiser, fester Stimme.

Sie hatte mich niemals zuvor Du genannt und wußte sicher nicht, daß sie es jetzt gethan. Aber mich durchschauerte es seltsam. Ich konnte nicht sprechen, nur die teure Hand ergreifen und drücken.

Da kam der Chef auch bereits wieder herein; er hatte sich nebenan nur seinen Revolver umgeschmalt. Ich bin überzeugt, Eve hatte nichts anderes erwartet.

Er umarmte seine Frau schnell und heftig; sie reichte mir nochmals die Hand, die jetzt eiskalt war.

Dann saßen wir in dem leichten, offenen Wägelchen, in welchem er, wenn er nicht zu Pferde ist, seine Dienststreifen im Sommer und Winter macht. Die Schimmel griffen mächtig aus; glücklicherweise hatten wir den größten Teil des Weges Chaussee, nur die letzte kurze Strecke ist Landweg. Immerhin konnten die Pferde es unter einer Dreiviertelstunde nicht leisten, die dem Manne an meiner Seite zur Ewigkeit zu werden schien. Ich hatte ihn sonst, auch in kritischen Momenten, stets ruhig und gelassen gesehen. Heute, trotzdem er sich augenscheinlich bemühte, die innere Erregung zu verbergen, wollte es doch nicht gelingen. Ungeduldig rückte er auf seinem Sitz hin und her, erhob sich ein paarmal halb, den noch übrigen Weg zu überblicken, ohne aber Johann zum Schnellerfahren anzutreiben. Er wußte, daß Kutscher und Pferde ihr Mögliches thaten. Es wurde kein Wort zwischen uns gesprochen — eine große Wohlthat für mich. In meinem Hirn kreuzten sich Gedanken, die einander widersprachen; in meinem Herzen wogten Empfindungen, von denen die eine die andere nicht gelten lassen wollte. Wenn es zum Kampf kam, wir in den schon entbrannten hineingerieten — ich hatte Ebe versprochen, zu ihm zu stehen. Wie hätte ich es nicht versprechen sollen? wie hatte ich es versprechen können? Zu ihm stehen — ja, um ihretwillen! — und um seinetwillen? Auch das! Wie hätte ich dem Mutigen, Entschlossenen meine Sympathie, meine Achtung versagen mögen!

Aber sein Mut, seine Entschlossenheit waren gegen die gerichtet, bei denen mein Herz war. Die Revolte mochte vom ökonomischen Standpunkt eine Thorheit, von dem des Gesetzes ein Verbrechen sein; aber Thorheit und Verbrechen waren auch die Empörungen der Sklaven in den Augen der römischen Patrizier, die Revolutionen der mittelalttrigen Leibeigenen in denen der feudalen Barone gewesen — waren sie es noch in den unseren? waren sie es in den meinen? Würde man in einem Jahrhundert, in fünfzig Jahren vielleicht schon, in den Streiß von heute nur die Ausschreitungen einer wüsten und verführten Menge sehen, oder die ersten Zuckungen einer unabweißlichen, unaufhaltsamen Bewegung, in der sich die Wiedergeburt der Menschheit vollziehen sollte?

Dies alles ging durch meine Seele, wenn auch gewiß nicht in der Ordnung, in die ich es hier zu bringen suche. Dazu war meine Erregung viel zu groß. Fällt mir doch erst jetzt wieder ein, wie schön der Morgen war, durch den wir fuhren: wie die Kornbreiten im lauen Sommerwinde wogten, auf den Wiesen behaglich das Vieh weidete, an der Waldecke, an der wir vorbeikamen, ein paar Hehe standen, aus dem blauen Himmel die Lerchen jubilierten! Dann freilich, als wir in die Nähe der Werke kamen, veränderte sich die Scene: hügeliges Terrain, das nicht einmal mehr zur Viehweide dienen kann, da man die Grasnarbe zum größten Teil abgeschürft hat, um besser die Stellen

zu finden, wo Bohrversuche angestellt werden könnten in der schmutzig rotbraunen Erde, die nun nackt zu Tage liegt, wo sie nicht wieder mit Aschen- und Schlackenbergen bedeckt wurde. Ich meine, so muß es auf den Lavafeldern aussehen, welche die Hänge des Vesuv hinabstarren.

Wir kamen an dem Stahlwerk vorbei. Der Direktor, der uns hatte kommen sehen, trat an den Wagen. Er war mit einigen Beamten allein auf dem Werk; die Arbeiter seien schon vor zwei Stunden nach Marienhütte abgezogen, wo auch die Leute von Adamshütte inzwischen eingetroffen sein würden. Es möchten in Marienhütte jetzt leicht Eintausend beisammen sein. Er habe es, da bei der Zerstörung der Drähte vom Chef keine Befehle einzuholen gewesen seien, bei der kritischen Lage der Dinge auf seine Verantwortung nehmen zu sollen geglaubt, von Gl. militärische Hilfe zu requirieren. Dieselbe könnte in einer halben Stunde, vielleicht noch früher, in Marienhütte sein. Der Chef bemeisterte nur mit Mühe seinen Unwillen: das heiße nur, den Teufel an die Wand malen und Öl ins Feuer gießen. Er werde schon allein mit der Gesellschaft fertig werden. Der Direktor suchte die Achseln: die Stimmung der Leute sei furchtbar erregt. Seine letzten Nachrichten von Marienhütte lauteten, daß ein kleiner Teil der Belegschaft heute Morgen eingefahren sei und die Menge geschworen habe, sie entweder in der Grube, oder beim Verlassen derselben totzuschlagen.

Zum Schutz der Grube sei niemand da, als der Direktor, ein paar andere Beamte, die im besten Falle als Waffe ihre Revolver hätten und allerdings zwei Gendarmen; aber was wollte das gegen eine tausendköpfige, aufgehezte und aufgeregte Menge bedeuten, von der sicher die Hälfte betrunken sei?

Das im schnellsten Tempo zwischen dem Chef und dem Direktor geführte Gespräch hatte nur ein paar Minuten gewährt, während derer sich die zitternden, triefenden Pferde verschnaufen mochten. Dann ging es mit Sturmeseile weiter. In zehn Minuten war die letzte Strecke zurückgelegt. Schon aus einiger Entfernung hatten wir das dumpfe Geräusch der durcheinander sprechenden, schreienden Menschen gehört, die auf der anderen, uns abgewandten Seite der Gebäude versammelt sein mußten, wenn uns auch jetzt schon viele Menschen begegneten, durch die wir mit rücksichtsloser Eile jagten. Dann konnten wir nicht weiter. Das Gewimmel war immer dichter geworden; auf dem großen Hofe, in welchem der Eingang zu der Grube liegt, stand es zu einer schwarzen Masse zusammengeballt. Der Chef, der vorausging, stieß bei Seite, was ihm nicht freiwillig Raum gab. Aber fast alle thaten es; nicht wenige zogen sogar die Mütze, wie instinktiv, in angewohntem Respekt.

Der sich dann auch nicht verleugnete, als wir uns endlich bis zu der niedrigen eisernen Treppe durchgeköpft hatten, auf dessen obersten Stufen die hand-

voll mutiger Männer nun schon seit zwei Stunden der drohenden Masse getrogt hatte. Ihre bei aller Entschlossenheit verstörten Gesichter belebten sich wieder, als sie endlich den längst Ersehnten an ihrer Spitze sahen. Konnte einer den Sturm beschwichtigen, so war er es.

Nein, nein! es trifft ihn keine Schuld — ihn persönlich nicht! Die Schuld trifft die Verhältnisse, in die wir alle eingeklemmt sind, wie ein Schiff zwischen himmelhohen Eisbergen; und doch —

Es war verhältnismäßig still geworden, als er zu reden begann, es wurde ganz still, nachdem er eine kurze Zeit gesprochen. Ich wußte den Inhalt seiner Rede nicht mit Genauigkeit wiederzugeben. So weit ich mich erinnere, war es dasselbe, was ich in den letzten Tagen so oft aus seinem Munde gehört, dem Verständniß der Leute angepaßt: wie sie ihre Lage durch ihr wüßtes Vorgehen nur verschlimmerten; wie sie doch recht wohl wußten, daß er von jeher aus allen Kräften bestrebt gewesen sei, ihre Lage zu verbessern, und in diesem Bestreben fortfahren werde, wenn sie ihm seine redliche Mühe nicht durch ein Betragen verleiden, das er ebenso thöricht wie undankbar nennen müsse. Wollten sie, wie es sich ziemte, ihm durch eine aus ihrer Mitte erwählte Deputation ihre Beschwerden vortragen, so würde er ihnen Rede und Antwort stehen; hofften sie aber, ihn durch ihre Drohungen einzuschüchtern, so irrten sie sich.

Dann kam der Schluß, dessen Worte ich glaube angeben zu können, wohl nur, weil es die letzten waren und im genauen Zusammenhange stehen mit dem Schrecklichen, das dann folgte:

Wir sind unserer hier nur acht; aber, wie wir hier sind, entschlossen, eher Mann für Mann zu sterben als euch gewähren zu lassen. Was wollt ihr? eure Kameraden tot schlagen, weil ihnen ihr Kontrakt nicht ein leeres Wort ist, sondern sie heute wie alle Tage an die Arbeit gegangen sind, sich selbst und ihre Weiber und Kinder ehrlich zu ernähren? Die Maschinen wollt ihr zerstören, die Grube unter Wasser setzen? Ja, bedenkt ihr denn nicht, daß Monate dazu gehören, was ihr in ein paar Stunden verwüstet habt, wieder herzustellen — wenn es wiederherzustellen ist — und ihr bis dahin längst verhungert seid, oder so weiter als Bettler haus- und brotlos durch das Land streicht, um im Zuchthause, oder hinter einer Hecke zu endigen? So denkt denn an eure Weiber und Kinder! denkt an euch selbst! Ich rate es euch! Ich bin nicht so thöricht, daß ich nicht wüßte, daß tausend Männer, auch wenn sie unbewaffnet sind, acht Männer, auch wenn sie bewaffnet sind, über den Haufen rennen und unter ihren Füßen zertreten können. Das ist kein schöner Tod, aber der aus einem Büchsen- oder Revolverlauf schmeckt auch nicht süß. Und so wahr ich hier stehe, der erste von euch, der das Signal zum Angriff auf uns giebt, der erste, der die Distanz, die jetzt zwischen uns ist, auch

nur um drei Schritte zu übertreten wagt — er fällt von meiner Hand. Das ist mein letztes Wort. Nun thut, was ihr wollt.

Es war todtenstill, als er jetzt schwieg. Dann ging ein Gemurmeln durch die Menge, wie wenn im Wald sich ein Wind in der Ferne erhebt, erst leise, dann, näher und näher kommend, lauter und lauter, bis er über uns wegsaust und braust. Dabei hatte sich die kompakte Masse zu größeren und kleineren Knäueln formiert, zu hören, was die Stimmführer in ihrer Mitte vorbringen würden.

Und da glaubte ich aus einem der Knäuel heraus seine Stimme zu vernehmen, trotzdem ich ihn sonst nur immer ruhig und mild hatte sprechen, nie in lauten Tönen hatte schreien hören, wie jetzt — wenn er es war!

Aber wie sollte er aus dem zwei Meilen weit entfernten Eisenhammer hierher gekommen sein?

Und er war es doch!

Da stand er plötzlich vor der Menge, die wieder zur dichten, schwarzen Masse geworden war. Er hatte uns den Rücken zugewandt, die Arme gegen die Masse erhoben:

Seid ihr Memmen, seid ihr Kinder, daß ihr euch durch Worte schrecken laßt? Unsere Sache ist die gerechteste der Welt. Nieder mit den Ogres und ihren Zwingburgen! Mir nach! mir nach! Ich will der Freiheit eine Gasse machen!

Dann hatte er sich gewandt; ich sah sein Gesicht, bleich, vom grauen Haar umflattert, während er auf uns losstürzte, hinter ihm her ein wüster Haufe unter ohrenbetäubendem Gebrüll.

Und dann —

O, mein Gott! bis an mein Lebensende werde ich den kurzen scharfen Knall dicht an meinem Ohre hören; werde ich die hohe Gestalt sehen, die schon die Treppe beinahe erreicht hatte und dann vorüberschlug, wie ein Baum, der gefällt ist.

Der Ogre hatte seine Beute.

Es sollte für diesmal bei der einen bleiben.

Was geschehen wäre, wenn in diesem Augenblicke nicht die Spitze der Kompagnie, die der Direktor auf dem Stahlwerk aus Gl. requiriert hatte, auf dem Hofe erschien — ob die Menge sich über den gefallenen Führer auf uns gestürzt, oder in Schrecken von uns abgelaufen hätte — wie es wenigstens im ersten Moment schien — wer kann es wissen? Ich weiß nur, daß die Werke noch immer militärisch besetzt, ein paar Duzend der Rädelsführer in Untersuchungshaft sind, und — im übrigen alles beim alten bleibt.

Nur nicht für mich. Ich habe sofort an Professor Richter geschrieben, ob er mich schon jetzt haben wolle. Will er es nicht — gleichviel: ich muß fort.

Ich kann hier nicht länger bleiben. Ich kann die Hand des Mannes nicht wieder freundschaftlich fassen,

die mir den besten Freund erschlagen hat. Im gerechten Streit? Für ihn — ja. Er hat gethan, was er für seine heilige Pflicht hielt. Und ließ sich, was er gethan, vermeiden? aufschieben auch nur einen Augenblick? Im nächsten wären die Rasenden über uns weggestürmt, über unsere Leichen, um ein paar Duzend wehrloser Kameraden in den Gruben zu erschlagen, oder in dem zerstörten Werke elend zu ersäufen.

Es mußte sein; aber daß es sein mußte! wieder einmal dem Moloch eines Systems, das sich ohne solche Greuel nicht behaupten kann, und dessen überzeugter Vertreter er ist, dies Opfer gebracht werden mußte!

Und was er im vollen Bewußtsein der Erfüllung einer heiligen Pflicht gethan — er hat es bei Gott nicht gern gethan. Auf seinem Gesicht, das sonst der Ausdruck thatenfreudiger Kraft belebte, liegt jetzt ein finsterner Ernst; seine helle Stimme ist dumpf geworden; Eve sagt, daß er seitdem nachts stundenlang ruhelos durch die Zimmer wandert.

Ich sehe, ich begreife das alles — und doch —

Mein armer, unglücklicher, mein edler Anders! Ja, edel trotz alledem! Hast du weniger gethan, was du für deine heilige Pflicht hieltest? Und wenn du dir zuletzt in deinem verwirrten Hirn dessen, was du thatest, nicht mehr voll bewußt gewesen sein magst; wenn du toll warst — was hat dich toll gemacht?

Doch nur das nagende, bohrende, bis zum unerträglichen Schmerz gesteigerte Gefühl des Mitleids mit dem moralischen und physischen Elend, das dich ringsumher aus den hohlen Augen deinesgleichen angrinste. Und die nicht einmal deinesgleichen waren! denn du hattest dich rein erhalten unter den unreinen, sündlos, soweit ein Mensch es sein kann, unter den Sündigen. Aus der Fülle deiner Liebe hast du dir deinen Haß getrunken; und wenn dein eheliches Leid auch den Becher überlaufen machte, es war doch nur ein letzter Tropfen —

Sie hatten ihn in die große, hölzerne Halle getragen, in der den Arbeitern der Wochenlohn ausgezahlt wird. Ich schlich mich hinein, als die anderen fort waren. Die Leiche lag noch auf dem langen Tisch, auf welchem sie der von Gl. requirierte Arzt untersucht hatte. Er hatte mir gesagt, die Kugel sei direkt durch das Herz geschlagen, der Mann auf der Stelle tot gewesen. Ich hob das Tuch ab, mit dem das Gesicht bedeckt war. Keine Verzerrung, nur die schweren Augenbrauen waren wie im finstern Zorn zusammengezogen und um den Mund ein Zug herber Entschlossenheit, als wollte er sagen: könnte ich, ich würde es noch einmal thun.

So hast du dir den Lohn, den sie dir heute ausgezahlt haben, in deiner Weise vollauf verdient —

Ich habe an Marthe geschrieben, was mit ihren beiden Stiefbrüdern werden soll. Sie wird sie jetzt

wohl sicher bei sich haben wollen. Vielleicht kann ich sie gleich mit nach Berlin nehmen.

Wäre ich erst fort! Der Abschied von ihr liegt mir so schwer auf der Seele.

Professor Richter schreibt, ich sei ihm jeden Tag willkommen; Marthe, daß ich die Jungen mitbringen soll.

Der Chef ist für mehrere Tage in Breslau. Gott sei Dank! Er hat mir seinen Wagen zu der Fahrt nach T. zur Verfügung gestellt. Warum soll ich diese Vergünstigung nicht annehmen, nachdem ich so viele in seinem Dienste gehabt? Ich muß über Eisenhammer, die beiden Jungen abzuholen.

Das letzte Blatt in dem Tagebuche des Einsamen; oder werde ich so weiter in Berlin einsam sein?

Eve sagt: nein; sie hat mir dringend ans Herz gelegt, die Gelegenheit zum Verkehr mit den Menschen, die mir dort reichlich geboten werden wird, auf jede Weise zu benutzen. Ich habe es ihr in die Hand versprechen müssen.

Seltsam, daß ich gestern Abend in dem langen Gespräch, das wir hatten, der bei weitem Ruhigere, Gefastere war. Ihr standen wiederholt die Thränen

in den Augen. War es um „das Stück Berlin“, das nun von ihr scheidet? Auch nicht allzulange, hofft sie. Das üble Verhältniß zwischen dem Grafen und ihrem Gatten sei ja auf die Dauer unhaltbar. Sie habe bis jetzt immer zum Frieden geredet, weil sie wisse, wie ihr Gatte die ungeheuere Arbeit, die ihm hier obliege, für seinen Thätigkeitsdrang brauche; sie werde es in Zukunft nicht mehr thun. Es sei ihm auch sonst seine hiesige Stellung verleidet — sie brauchte mir nicht zu sagen, wodurch, wie wir denn über die letzten Ereignisse kein Wort gesprochen haben. Weßhalb frische Wunden durch Berührung noch schmerzhafter machen? Und ich weiß, wie tief und schmerzhaft die ihr geschlagene Wunde ist, wie schwer sie leidet! doppelt schwer, weil sie dies Leid niemand auf der Welt sagen und klagen kann, oder sie hätte es mir gesagt und geklagt. Hier stand etwas zwischen uns, was selbst die innigste Freundschaft, das absolute Vertrauen, der heftigste Drang, das übervolle Herz auszuschnitten, respektieren müssen.

Und so weiter zwischen uns stehen wird. Es soll eben auf Erden nichts vollkommen sein: nicht Freundschaft, nicht Liebe — nichts!

Eben war sie — wohl zum erstenmale wieder, nachdem sie es vor zwei Jahren für meinen Empfang eingerichtet — in meinem Turmstübchen, zu sehen, ob es mir an nichts fehle, ich meine Sachen ordentlich gepackt habe — meine sieben Sachen! Ein kleiner

Koffer schließt sie ein, kleiner als die Kiste mit den Büchern, die sie mir im Lauf der Zeit geschenkt hat. Ob ich das Manuscript der Dorfgeschichte ordentlich verwahrt habe? In zwei Wochen spätestens wolle sie hören, daß ich es abgeschlossen; ich könne über das Ende, das mir so viel Kopfzerbrechen gemacht, jetzt nicht mehr in Zweifel sein. Und ich solle nichts beschönigen, nichts vertuschen, mein letztes Wort, so gut ich es verstehe, frei heraus sagen. Das drücke unserer Litteratur so oft den fläglichen Stempel der Mittelmäßigkeit auf, daß die Dichter und Schriftsteller nicht den Mut ihrer Meinung hätten — Talente, die sich in der Stille gebildet, ohne den Charakter, den nur der Strom der Welt klären und festigen könne.

Und das, während sie meine wollenen Winterstrümpfe zählte!

Es giebt nur eine solche Frau.

Sie wird, wenn ich um ein Uhr abfahre, nicht zugegen sein, da sie bei der Frau Forstmeister, deren Geburtstag ist, zu Tische sein soll und um keinen Preis wegbleiben darf.

So haben wir denn jetzt gleich voneinander Abschied genommen.

Leb wohl, Justus, und behalte mich und die Kinder in treuem Gedanken!

Ob ich eurer gedenken werde!

Nun doch noch ein Allerlestes! Ein Brief von ihr! mit der Zwölfuhrpost, die sonst selten Briefe bringt! Es ist nicht anders: sie soll das letzte Wort in meinem Tagebuche haben, wie immer in den Gesprächen, die mein Herz mit ihr führt.

„Capri, Hotel Quisisana, Juli 188*

Sonntagskind! Es ist entsetzlich heiß! An dem prahlerisch blauen Himmel auch nicht das kleinste rücksichtsvolle Wölkchen; von den weißen Wänden des Monte Salaro resorbiert eine Sonne unverschämt wie die Stirn von Mr. Edward Bugby (Capitän in her Majestys army), als er mich heute Morgen fragte, ob wir nicht einen Spaziergang zu zweien nach dem arco naturale machen wollten? Ach, nur einen Hauch aus meinem fühlen Feenwalde, Justus! und nur einen Blick in Deine treuen Augen! Die Männer sind durchweg a nasty set — weißt Du, was das heißt? — and really I have no longer patience with them. Könnte ich sie nur loswerden! Aber das hängt an einem wie Kletten an einem Florfleide —

Also, was wollte ich Dir eigentlich schreiben? Ja so! daß ich noch bis zum September hier bleibe und ein stilles beschauliches Leben zu führen gedenke, wenn es mir erst gelungen ist — was hoffentlich bald der Fall sein wird — Mr. Bugby und ein halbes Duzend anderer Gentlemen von hier fortzuschicken, die mich in weiteren und näheren Bogen umkreisen und deren interessante Gesichter in den Speisesälen der Hotels

von Rom, Neapel, Sorrent gesehen zu haben ich mich dunkel erinnere. Man soll an einer Table d'hôte niemals sagen, wohin man demnächst zu gehen gedenkt. Du kannst Dir das in Dein Tagebuch schreiben und daneben: Approbiert und richtig befunden von Isabel. Apropos! könntest Du mir nicht Dein Tagebuch schicken? Ich würde sehr diskret sein und die Stellen die von „ihr“ handeln, gewissenhaft überschlagen. Oder handelt das ganze Buch von ihr? Dann magst Du es in Gottesnamen behalten. Ich hätte Dir freilich solche grenzenlose Felonie nicht zugetraut; Du warst früher ein ehrlicher Mensch; aber seitdem ich Dich verlassen, bist Du entschieden auf bedenkliche Abwege geraten.

Sonntagkind! die Worte: „seitdem ich Dich verlassen“ sind mir schwer auf's Herz gefallen. Aber, Du weißt, ich streiche nie ein Wort aus, und einen neuen Brief zu schreiben bei der Hitze, ist unmöglich. So müssen sie schon stehen bleiben mir zur Strafe. Wofür? Ich weiß es nicht recht, und doch ist mir so trüb zu Sinn. Wie alt bist Du eigentlich jetzt, Sonntagkind? Ich meine: zweiundzwanzig, also, recht betrachtet, noch immer sehr jung — unpassend jung. Was mich betrifft — die weißköpfige Krähe ist nicht älter als ich. Sie ist an die hundert Jahre um den Berg geflogen, in den die arme Maiennacht der greuliche Dgre gesperrt hatte, weil sie seinen Herrn Sohn nicht heiraten wollte. Es war die gerechte Strafe dafür, daß sie sich überhaupt mit den Dgres eingelassen. Und dar-

über war sie zu einer alten, uralten Frau zusammengeschumpft, und als sie endlich wieder herauskam und ihrem Hubert begegnete, der inzwischen glücklich über zweiundzwanzig und ein gar stattlicher Mann und Jäger vor dem Herrn geworden war, wollte sie ihm in ihrer Freude um den Hals fallen. Er aber trat einen halben Schritt zurück und sagte, seinen Hut ziehend: Mütterchen, ich bin zwar stets gegen Damen höflich und galant; nur fürchte ich, dies ist ein Irrtum, und ich raube den verehrungswürdigsten der Rüsse einem anderen. — Daraus sah sie wohl, daß er sie nicht mehr kannte, und bemerkte nun erst, wie greulich sie sich verändert hatte. Und wandte sich ab und schlich ihres Weges weiter, bitterlich, bitterlich weinend, denn sie hatte, als sie noch eine kleine Fee war, den jungen Jägerburschen sehr lieb gehabt. Und er sie auch. Und gerade deshalb war das Wiedersehen und Nichtwiedererkennen so traurig, während sonst einer viel Geld verdienen könnte, der ein Mittel wüßte, Leute, denen das leidige Wiedersehen nicht erspart werden kann, wenigstens füreinander unkenntlich zu machen.

Hast Du etwas darüber gehört, daß Armand in einer Nacht im Klub 300,000 Mark verspielt haben soll? Gott, Sonntagskind, welch' ein dummes Alltagskind warst Du, daß Du auf den Menschen eifersüchtig sein konntest! Man sagt, er solle auffallend schön geworden sein, nur noch „der schöne Armand“ genannt werden. Das fehlte gerade! Ich hasse die „schönen Männer“.

Edith schreibt mir, Du werdest zum Herbst nach Berlin gehen; und ich Ärmste muß dann nach Palermo und zum Winter nach Kairo. Die sicilianische Adresse ist Hotel Trinacria, die ägyptische vorläufig unbestimmt, vermutlich: Pyramide des Cheops, links parterre, bitte stark zu klingeln!

Die Post, die natürlich, als sie kam, keinen Brief für mich von Dir hatte, geht wieder ab; ich muß schließen. Also, au revoir, Sonntagskind, zum Frühling in Berlin! Und Gnade Dir Gott, wenn Du nicht wiedererfennst

Deine Maiennacht."

So! Nun, mein treues Tagebuch, als Letztes, hinein in den Koffer! Den Koffer zu! Und aus der Einsamkeit hinaus in die weite Welt!

Ende des zweiten Bandes.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.

→: Prospekt. :←

In unterzeichnetem Verlage erschienen:

Friedrich Spielhagens ausgewählte Romane in drei Serien.

Die erste Serie

in 61 Lieferungen à M. —.30 Pf.

enthält:

Problematische Naturen. 2 Bände.

Die von Hohenstein.

In Reih' und Glied.

Hammer und Amboss.

2 Bände.

2 Bände.

Sturmflut. 2 Bände.

9 Bände, brosch. M. 18.—, eleg. geb. M. 27.—.

Die zweite Serie

in 52 Lieferungen à M. —.30 Pf.

Kleine Romane. 2 Bände.

Blatt Land.

Allzeit voran.

Angela.

Was die Schwalbe sang.

Uhlenhaus.

— Ultimo.

Quisisana. — Erzählungen.

Die dritte Serie

in 32 Lieferungen à M. —.30 Pf.

An der Heilquelle.

Was will das werden?

Noblesse oblige.

2 Bände.

Ein neuer Pharao.

5 Bände, brosch. M. 10.—, eleg. geb. M. 15.—.

Die in vielen Auflagen bereits verbreiteten Romane des berühmten Verfassers werden hiermit zu einem so wohlfeilen Preise dargeboten, daß derselbe für niemand ein Hindernis sein kann, sich in den bleibenden Besitz dieser Schätze unserer Litteratur zu setzen.

Es ist überflüssig, auf deren klassischen Wert hinzuweisen. Was Spielhagens Romanschöpfungen auszeichnet, ist anerkanntermaßen nicht allein deren Formvollendung, sondern mehr noch der Umstand, daß ihre Stoffe unmittelbar aus der Zeit, in der sie entstanden, herausgegriffen sind und sich in ihnen die Anschauungen und Thatfachen, die socialen und politischen Verhältnisse der wichtigsten und ereignisreichsten Epoche unseres Jahrhunderts in einer durch den Freimuth und den Adel der Gesinnung des Autors geläuterten Klarheit spiegeln, welche den Dichtungen neben dem Interesse, welches deren spannende, poesievolle, mit größter Kunst durchgeführte Handlung erregt, den Reiz und die Vorzüge von kulturgeschichtlichen Bildern verleiht.

Für jede Serie ist ein besonderes Abonnement zulässig. Dasselbe verpflichtet jedoch zur Abnahme sämtlicher Lieferungen, von denen allwöchentlich eine ausgegeben wird, oder falls der Bezug in Bänden

brosch. à Band M. 2.—, eleg. geb. à M. 3.—

vorgezogen wird, von sämtlichen Bänden der betreffenden Serie.

Einzelne Bände der ersten und zweiten Serie werden zu dem erhöhten Preise von M. 3.50 für broschirierte und M. 4.50 für gebundene Exemplare abgegeben. Von der dritten Serie sind einzelne Bände nicht käuflich.

Einbanddecken

zum Preise von 50 Pf. für jede Decke können jederzeit bezogen werden.

Leipzig.

Verlagshandlung von L. Staackmann.

Im Verlage von L. Stadmann in Leipzig
erschienen von

Friedr. Spielhagen:

Finder und Erfinder.

Erinnerungen aus meinem Leben.

2 Bände brosch. M. 10.—, eleg. geb. M. 12.—.

Diese Autobiographie ist von der maßgebenden Kritik als eine Erscheinung von der größten Bedeutung für die Entwicklung unseres gesamten Schrifttums anerkannt worden und gewährt neben dem stofflichen Interesse eine solche Fülle von Anregungen und einen so tiefen Einblick in die geistige Werkstatt des Dichters, wie kein anderes auf dem Gebiete der Memoiren-Litteratur.

Gedichte.

brosch. M. 3.75, eleg. geb. mit Goldschn. M. 5.—.

Was im Laufe langer Jahre inmitten künstlerischen Schaffens an Eindrücken und Stimmungen in Lieb' und Leid unwillkürlich sich in lyrischer Form gestaltet hat, bietet in dieser Sammlung von Gedichten der gefeierte Roman-
dichter gewissermaßen als Ergänzung zu seiner viel bewunderten Autobiographie „Finder und Erfinder“ seinen zahlreichen Verehrern dar. Es sind im besten Sinne des Goetheschen Wortes „Gelegenheitsgedichte“, die unmittel-

bar, wie sie dem bewegten Herzen des Dichters entquollen, oder der Augenblick sie geschaffen, auf Geist und Gemüt des empfänglichen Lesers wirken und den lyrischen Spielhagen unzweifelhaft ebenso hoch stellen werden, wie die Gunst der Lesewelt und das Urteil der Kritik den „Meister der deutschen Romandichter“ schon längst gestellt hat.

In eiserner Zeit.

Drama in 5 Akten.

brosch. M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

Den Stoff zu diesem mit großem Beifall vielerorts aufgeführten ergreifenden Stücke hat der Autor seinem Roman „Noblesse oblige“ entlehnt.

Beiträge zur Theorie und Technik des Romans.

brosch. M. 6.—, in Halbfranzb. M. 7.50.

Vermischte Schriften und Amerikanische Gedichte.

brosch. M. 3.50, Leinenband M. 4.50.

Aus meinem Skizzenbuch.

brosch. Mark 3.—, Leinenband Mark 4.—.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Friedrich Spielhagen:

Romane in Cabinets-Ausgaben:

Was will das werden? 3 Bände. brosch. Mk. 7.—,
eleg. geb. Mk. 10.—.

An der Heilquelle. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Noblesse oblige. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Ein neuer Pharao. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 7.—.

Sturmflut. 3 Bände. brosch. Mk. 10.—, eleg. geb. Mk. 13.—.

Platt Land. 3 Bde. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 9.—.

Angela. 2 Bände. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—.

Uhlenhaus. 2 Bde. brosch. Mk. 6.—, eleg. geb. Mk. 8.—.

Quisjana. brosch. Mk. 4.—, eleg. geb. Mk. 5.—.

— Taschenausgabe. 4. Auflage. brosch. Mk. 2.—, eleg.
geb. Mk. 3.—.

Was die Schwalbe sang. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb.
Mk. 4.—.

Das Skelett im Hause. brosch. Mk. 3.—, eleg. geb.
Mk. 4.—.

Novellen

in wohlfeilen Volksausgaben.

Ultimo.

Deutsche Pioniere.

Drei Erzählungen.

Clara Vere.

In der zwölften Stunde.

Auf der Düne.

Nöschchen vom Hofe.

Die schönen Amerikanerinnen.

Hans und Grete.

Das Skelett im Hause.

Von Neapel bis Syrakus.

(Reiseflitzgen.)

Jeder Band brosch. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.25.

Dramatische Werke.

Liebe für Liebe. — Hans und Grete. — Gerettet.

à Band brosch. Mk. 1.—, eleg. geb. Mk. 2.—.

Die Philosophin. brosch. Mk. 2.—, eleg. geb. Mk. 3.—.

•

Vor Kurzem erschien:

Friedrich Spielhagen.

Ein

litter.=biogr. Essay

von

Gustav Karpeles.

Mit dem Bildnis Spielhagens.

brosch. Mf. 1.50.

Verlagshandlung von L. Staackmann
in Leipzig.

Druck von Otto Dürr in Leipzig.

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY

Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.

17 May '50 AR

16 Jan '63 GA

REC'D LD

FEB 2 1963

JUL 23 1966 6
RECEIVED

JUL 28 '66 -12 M

LOAN DEPT.

JUL 1 1976
REC. CIR. JAN 9 '76

LD 21-100m-11.49 (B7146s16)476

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C038134720

M537764

PT2519

S6

1893

V.1-2